ſie ſollen laſſen ſtahn! Oder vielmehr es ſoll erſt auferſtehen und das Lören und Tönen verſtummen. Und wenn das Wort Stätte haben ſoll in jedem Hauſe, in jedem Herzen, ſo muß es deutſch ſein. Juſt in den heiligſten Dingen muß die Fraumutterſprache ihr Bürgerrecht ſich wieder erobern! — Luther philoſophirte ſo und alſo: Gott iſt Alles was der Menſch nicht iſt und nicht hat. Und was uns fehlt, hat Er uns im Wort des Sohnes gegeben. Gott allein iſt Der, von dem wir alles Gut's empfahn, alles Unguts ledig werden! Daher achtete Luther, daß wir Deutſchen ihn feiner und artiger als kein andere Sprach' mit dem Wörtlein: „gut", das iſt „Gott", benennen; iſt er doch der Quellborn, der uns mit purer Güte überſtrömt und dem alles was gut entfließt. — Und darum faßte er in ſeiner Einſiedelei auf der Wartburg den Entſchluß, das Wort Gottes gut, das iſt deutſch wiederzugeben. Es war bislang verpönt geweſen, die Bibel zu verdeutſchen, ſelbſt noch gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts (1486) vom geiſtvollen Henneberger Berthold von Mainz bei Strafe der Excommunication, weil deutſche Sprache nicht fähig, nicht bildſam genug, den griechiſch oder lateiniſch ausgedrückten Tiefſinn wiederzugeben und Geheimniſſe Gottes den Laien ewig unverſtändlich blieben. Der Abſtand des kirchlichen Uſus vom apoſtoliſchen Urchriſtenthum träte allzu „grauſam herfür", wollte der einfache Chriſten-

menſch ſich mit den „puren“ Worten Chriſti in's Vernehmen ſetzen! In der Verbreitung der Bibel durch die Volksſprachen ahnten und fürchteten die Hierarchen Roms den Sturz ihrer Univerſalmacht.

Hätte der Kernmann Martin Luther weiter nichts geleiſtet, als die Verdeutſchung der Bibel: er wär' der Grundpfeiler deutſcher Culturarbeit geblieben. In der Bibel fand er für das Chriſtenthum den einzig feſten Grund, und in der Verdeutſchung gab er den verſchiedenen Stämmen ſeiner Nation erſt Eine Sprache. Er wollte ſeinen lieben Deutſchen ein Buch geben, das ihnen das Wort Gottes handfeſt hinſtellte, jedem Laien verſtändlich, in einem Deutſch wie die Mutter im Hauſe, die Kinder in den Gaſſen, der gemeine Mann auf dem Markt es ſprechen. Und es ſollte Ober- und Niederländern jenſeit und dieſſeit des Maines faßbar, geläufig und mundrecht ſein, ob er ſchon die Sprache der kurſächſiſchen Kanzelei, die in allen amtlichen Erlaſſen des Reichs für beſtes Deutſch galt, als die ihm geläufe ſich auserwählte. Mit ſeinen Lehrbüchern und Kirchenliedern gab er den Deutſchen erſt eine Geſammtſprache und in ſeiner Zunge hat das Volk Jahrhunderte lang geredet. Die deutſche Bibel iſt das Höchſte, was dieſer Urmenſch geleiſtet. Sie iſt juſt ſo geſchrieben, wie mündlich ſeine Rede war: wie der Sturmwind brauſend, und dann wieder unſchuldig lieblich wie ein ſäuſelndes Lüftchen,

bald mächtig wie der Zorn, bald kindlich wie die Liebe. Luther hatte in ſeinem Geiſte Flügel, aber zugleich auch derbe Fäuſte, die Flügel feſt zu halten. War er auch oft träumeriſch wie ein Myſtiker, ſo war er im nächſten Augenblick handgreiflich praktiſch wie ein Handwerksmann, kühn und beſcheiden zugleich, nach dem Himmel mit den Händen greifend und mit den Füßen Stand haltend auf der platten Erde.

Er war auf der Erfurter Hochſchule bereits Baccalaureus geworden, als er in der Liberei des Auguſtinerkloſters unter Papiermoder und alten Scharteken eine lateiniſche Bibel entdeckte. Er ſtaunte nicht wenig, daß ſie mehr Epiſteln enthielt, als die geiſtlichen Brüder, die ſich für Chriſti Erben hielten, jemals gewußt und geahnet. Die Kleriker hinderten das Bibelleſen, viele waren Doctoren der Theologie ohne auch nur die lateiniſche Vulgata zu kennen. Der zwanzigjährige Martin mußte ſie heimlich ſtudiren. Hat ihm das vielleicht den Reiz erhöht am Verbotenen und Geheimnißvollen? Und welch wunderbare Kraft gehörte dazu, den Sargdeckel einer todten Sprache zu ſprengen und zu rufen: Leichnam, ſtehe auf, ſei wieder lebendig und gehe um als Geiſt, denn was gültig iſt von allem, das iſt der Geiſt! Wir wollen nit länger Todtenbeſchauer ſein, ſondern Lebenerwecker, und was wir wieder erwecken wollen, das iſt eine lebendige Seele. Mein Herr Jeſus Chriſtus, —

ſo hat Luther gedacht, — die Römlinge ha'n Dich eingefargt; in Deiner Geburt, Höllen- und Himmelfahrt feiern ſie in pomphaften Feſten Geſchehniſſe verſchollner Zeiten. Wir aber wollen Dich gegenwärtig ha'n, mit Dir zur Hölle fahren täglich und mit Dir gen Himmel ſteigen je nach dem Maße als wir Dich verſtehn und theilhaben an Dir. Das einzige Wunder, das noch gilt, ſoll ſein, Dein Weſen in uns lebendig zu machen. Dein Weſen aber ſteckt nicht in Deinem Leichnam, ſondern in Deinem Geiſte und Dein Geiſt iſt uns überliefert worden in Deinem Wort!

Nur einem ahnungsreichen, wundertiefen Gemüth konnte es gelingen das Buch der Bücher deutſch zu geben. Die Kürze in den Büchern der Sentenzen, das Gewaltige der Propheten, die feierliche Pracht der Pſalme, die liebliche Unſchuld in den Evangelien, das hat er alles wiedergegeben in einem ſpruchmäßigen Vortrag voll Einfachheit ohne Eintönigkeit. Im Adel und in der Kraft ſeines Ausdrucks ſind oft ungewöhnliche Fügungen, aber ſeinem Redebau, ob feierlich, ob vertraulich, fehlt es nie an der geſunden Einfalt gangbarer Volksthümlichkeit, wie er ſie fand im Brauch des Tages und im Herzen des gemeinen Mannes. Auch ſpäter in Wittenberg, wo er das Werk erſt fertig brachte, ging er in die Werkſtätten der Handwerker, lief Hirten und Jägern in

Feld und Wald nach, und ſah allen auf's Maul, um ihnen die Heimlichkeiten der Fraumutterſprache abzulauſchen. Er rang oft Tage und Nächte lang nach dem rechten Worte, denn, ſagte er ſich, ein guter Wein muß ſüffig ſein, den Leuten das Maul lüſtern machen, ſich ihnen in's Herz träufeln. Jedes Wort legte er auf die Goldwage, mit allem Fleiß und aller Treue, was ächt daran, prüfend, und zugleich in Sorgen, ob die Wage, die er handhabte, auch die rechte. War er ſich doch allzeit bewußt, ein fälliger Menſch zu ſein; und wenn die „Papſteſel," ſagte er, mit ſeinem Deutſch unzufrieden wären, ſo möchten ſie es beſſer dolmetſchen. Auch heut noch ha'n ſie „doll genug gemetſcht." Vielleicht lernten ſie Deutſch von ihm, um es dann wider ihn zu brauchen. Die lateiniſche Vulgata hat Luther oft nach dem griechiſchen Grundtext verbeſſern müſſen, und dazu fehlte ihm in ſeinem Verſteck alle Hülfe, alles Handwerkzeug. Im November des Jahres 1521, heißt es, habe er auf der Wartburg ſeine Arbeit begonnen; an Amsdorf ſchrieb er d. 13. Jänner 1522: „Ich unternehm's, werd's machen, ob ich ſchon ein Werk über die Kräfte unternehme." Im September jenes Jahres erſt erſchien das Neue Teſtament in Folio, nachdem er das Werk zu Wittenberg mit den gelehrten Freunden Wort für Wort berathen, geprüft und durchſprochen, gefeilt und berichtigt.

Im Sommer auf der Wartburg hatte er zuvörderſt gar viel Streitſachen zu erledigen. Die Pariſer Univerſität hatte ſeine Bücher verdammt, Melanchthon eine lateiniſche Abwehr dagegen geſchrieben. Dieſe überſetzte Luther in's Deutſche, und übergab dies Büchlein: als Gegenurtheil über die Theologen zu Paris mit beißenden Anmerkungen und mit dem Schlußworte in Druck: „Obgleich mein lieber Philippus ihnen meiſterlich geantwortet, hat er ſie doch zu ſanft angerührt und mit dem leichten Hobel überfahren; ich aber will mit der Baumaxt über die groben Blöcke kommen und ſie waldrechten.“ Ein Büchlein: „Von der Beichte,“ das er auf der Wartburg ſchrieb, iſt dem Ritter Franz von Sickingen gewidmet und zugefertigt. Dem „lieben Herrn,“ Herzog Johann, dem Bruder ſeines Kurfürſten, ſchrieb er zu Liebe auf der Wartburg das ſchon in Wittenberg begonnene „Magnificat“ fertig, eine Schrift über das Loblied auf Maria, nicht als auf die Königin Himmels und der Erde, ſondern auf Maria die niedere Magd, deren Demuth Gott erkannte und begnadete. Prinz Johann Friedrich, des Kurfürſten Neffe, hatte Verlangen geäußert nach einer Erklärung des Evangeliums von den zehn Ausſätzigen. Dieſe lieferte ihm Luther auf der Wartburg. Nebſtbei ſein beſtes Buch, wofür er's hielt, eine Hausandacht, die Poſtille, ſo benannt nach den Anfangsworten: Post illa verba sanctae scripturae.

Damit verdrängte er die Legenden und Heiligengeſchichten von der Kanzel, die Prediger lediglich hinweiſend auf den Text der heiligen Schrift. — Auch thaten Gebete noth, Gebete in deutſcher Sprache, die der Laie ſelber ſprechen kann, ſtatt nachzuplärren was ihm der Prieſter lateiniſch vorſprach. Luther ſchrieb eine Auslegung des 68. Pſalm's, erklärte den 36. und 119. Aber was nutzte hier Auslegung und Umſchreibung! Wort für Wort mußte das Volk den ganzen Pſalter haben, jeder Bauernknecht ſo ſingen und ſagen können wie weiland König David ſang. Des Hebräiſchen jedoch verſah ſich Luther nicht genugſam; er ſchrieb an Spalatin und rief nach Hülfe. Einen jener Pſalmen ſchickte er deutſch zu Troſt und Stärkung ſeiner verwaiſten Gemeinde nach Wittenberg. Aus dem 130. Pſalm machte er ein kräftig Lied:

„Aus tiefer Noth ſchrei' ich zu Dir,
Dein gnädig Ohren kehr' zu mir,
Herr Gott, und hör mein Rufen!"

Noch tiefer ſaß ihm in der Bruſt ein Lied, für das er erſt ſpäter den Ausdruck fand, ein Sturm- und Schirmlied für die Standarte des Glaubens in Tod und Noth, das in den Schlachten des grauſen deutſchen Bruderkrieges von Tauſenden geſungen worden, das Lied von Gott als einer feſten Burg. Er trug ſich wohl ſchon auf der Wartburg damit, aber es hat lange ge-

dauert, eh' ſeine Lippen es herausſchäumten; erſt auf der Koburg, zur Zeit des Augsburger Reichstags, faßte er es ab, das Lied:

„Ein' veſte Burg iſt unſer Gott!"

Drittes Capitel.

Der Teufel iſt los!

Die Ritterſchaft des Junker Görg ward von den Genoſſen der Wartburg immer mehr bezweifelt. Seine Unkenntniß im edlen Waidwerk war allzu auffällig. Auf der Jagd blieb er gern in der Schänke ſitzen; in Eiſenach forſchte er ſogar nach gedruckten Scharteken oder geſchriebenen Wiſchen. Im Walde, wenn die Uebrigen pirſchten, nahm er am liebſten unter einer Buche Platz, ſtreckte ſich rücklings nieder und ſtierte nicht blos in's Blaue, ſondern auch in's Grüne, als wollt' er die Blätter am Baume zählen. Von der Buche, ſagte er, ſtammten die Stäbe und was wir Buchſtaben nennen, das ſeien Stäbchen, aus Buchenholz geſchnitzt. Das hinterbrachten die Edelknaben dem Burghauptmann.

Hans von Berlepſch ſuchte ſie zu bedeuten, und erwiderte, es gäbe auch gelehrte Ritter.

Die Jagdgeſchichten, keineswegs erlogene, häuften ſich jedoch. „Neulich beim Treiben,“ erzählte der eine Edelknabe, „ſpringt ihm ein Häslein in den Rockärmel. Er ſtreichelt das von den Hunden erſchreckte Thierlein und ſpricht: Nu nu, fürcht' Dich nit, bin kein Nimrod. Nimmt's lebendig mit nach Haus, will's zahm machen und groß füttern, und das hätt' er auch gethan, wär' das Thierlein ihm nit entſprungen!“

Der Burghauptmann mußte lachen und ſagte, Junker Görg hätte die Haſen freilich lieber auf dem Tiſch und da ſcheu' er ſich nicht, ihnen die Knochen zu zerbrechen.

„Das thäten Prälaten auch ganz gern!“ — Die Edelknaben lachten, aber der Burghauptmann verwies es ihnen und ſagte, der Gefangene ſei ein ächter Ritter, ein wahrer Georg, der den böſen Lintwurm noch erlegen werde.

Nachts rumorte es zu wiederholten Malen in der Lutherſtube, und die Knechte raunten ſich zu, der Lintwurm, den der Junker Görg erlegen ſolle, ſei der Teufel, mit dem er Nachts ſich balge. Ihm ſelber war es nicht geheuer auf der Wartburg, zumal in der erſten Zeit ſeines Aufenthalts. Er klagte über ſchlafloſe Nächte. „Allerlei Fledermaus, Raben und Nachtgevögel ſchrei'n mir zu: Uhuh, Schuhuh! und ſuchen mich zu ſchrecken!“ Luther nahm alles perſönlich; nicht blos den Urgeiſt,

als Gott Vater und Gott Sohn. Was im Bereich der Natur und der Menſchenwelt vorging, hatte für ihn nur Gültigkeit in Bezug auf ihn ſelber. Bei aller Beſcheidenheit und Demuth ſeines Weſens fühlte er ſich doch in einem gewiſſen großen Mittelpunkte; auf ihn zielte alles ab, auf ihn war es „gemünzt“. Ueber das Nachtgevögel fand er wohl bald Troſt; „kann halt nit Alles Nachtigall ſein, muß auch Käuze geben!“ Aber er blieb bei ſeinem Ausſpruch: „Der Satan und ſeine Geſellen ha'n mich hier beim Wickel.“ Stürme tobten um die bröcklichen Mauern, in den Eſſen war Nachts ein Geheul, die Wetterhähne auf den Thürmen krächzten wie wirkliche Hähne, die erboſ't auf ihre Hennen ſind; — der Satan ſang Sturmlieder um ihn her. Er wurde krank auf der Wartburg; die Veränderung ſeiner gewohnten Lebensweiſe trug dazu bei, ſein Blutandrang neigte zu Schlagflüſſen. „Hab' ſolch Sauſen im Kopf,“ klagte er oft, „es ſchlägt immer puck, puck! daß ich mein', der Teufel pocht bei mir an!“ Nicht blos ſeinem Herrgott, wenn er betete, rückte er auf den Leib gleichſam, auch mit dem Böſen ſtand er wie auf Du und Du; pflegte er ſich doch über ſein Handgemenge mit ihm ganz ausführlich und eingehend zu äußern. „Der Teufel,“ ſagte er, „iſt der ſauere Geiſt, der uns kein' Freud' gönnt, der Urheber aller Schwermuth in Leib und Seele. Nachts tritt er als Zweifler an mein Lager

mir zu Häupten. Ich ſeh' ihn überrücks und überzwerg an, und er macht des Disputirens kein End'. Dann ſchneid' ich ihm Grimaſſen und ſchimpf' ihn aus. Weicht er nit, ſo mach' ich ihm Muſik; da flieht er. Ach, könnt' ich ihm hier ein gut Motetten oder Gregorianiſchen Lobgeſang an den Kopf werfen! Wehe dem Einſamen! Er denkt jedem Ding zu ſchmerzlich tief nach. Ehrliche, geſellige Freudigkeit gönnt uns Gott, einſam iſt nur der Böſe, und Melancholie des Teufels Brod."

So hat Bruder Martin allezeit gedacht, zumal auf der Wartburg. Er hatte dort Anfechtungen der Trübſal wie ſonſt zur Zeit ſeiner Möncherei im Erfurter Eremitenkloſter. Er war von Natur kein Stubenhocker; ein Mann der That, fand er nur im Verkehr mit Menſchen, wo er helfend, tröſtend, rettend einwirken konnte, ſein Heil und die Entfaltung ſeiner Kräfte. Vor Allem marterte ihn die Ungewißheit über das Schickſal ſeiner Sache draußen in der Welt. Kaiſer und Reich ſaßen ja noch zu Worms beiſammen. Was konnten ſie noch von ihm wollen und beſchließen!

Die Flügel der Schwermuth hingen drückend ſchwer auf ſeiner Seele. Auf Momente freilich rang ſich ſein ſcharmuzirender Sinn hindurch; es war aber vielleicht nur wie wenn ein Melancholicus ſich erlaubt einen Witz zu machen, einen Scherz, der wie ein Irrlicht flackert oder wie ein Wetterleuchten, das, verſchwindend, das

Dunkel noch dunkler erſcheinen läßt. Freilich war auch eine Ader geſunden Humors in ihm, ein fröhlich pulſirendes Blut, das Gott Vater und Mutter Natur in ihrem Walten gelten ließ und ſich deß freute.

In einer der letzten ſchwülen Mainächte war in der Zelle des Junkers abermals ein lautes Toben, Werfen und Wettern vernommen. Die Edelknechte, durch das Treppenhaus von ihm geſchieden, ſchliefen in dem ſogenannten Eſelſtübchen. Sie waren vom Lager geſprungen und auf den dunklen Vorſaal geſtürzt, zu ſehen, was da vorginge. In der Regel wurde das Gefangnenzimmer Abends geſchloſſen; das ſchien diesmal verſäumt zu ſein. Junker Görg riß die Thür auf, rang mit etwas und warf ein leibhaftes Ding die Treppe hinunter. Ein gellender Krach, ein winſelndes Geſchrei, dann war Alles ſtill; früh Morgens aber fand man auf den unterſten Stufen der Treppe zerſchmettert eine todte Katze. Das Thier hatte ſich in Luthers Zimmer eingeſchlichen und war Nachts auf ſein Bett geſprungen bis er's packte und hinauswarf. Ueber den Teufelslärm zur Rede geſtellt, ſagte Luther: „Katzen ha'n ein zähes Leben, aber der Teufel ein noch viel zäheres. Ja wenn ich ihn leibhaftig packen könnte!“ Die Edelknaben bekreuzten ſich und trugen's weiter. Sein perſönlicher Verkehr mit dem Böſen ſtand feſt; hatte er doch unverhohlen einmal geſagt, „man müſſe dem Teufel das

Kreuz in's Angeſicht ſchla'n, ihm nit viel pfeifen und hofiren; ſo wiſſ' er, mit wem er's zu thun hat!" —

Ritter Hans von Berlepſch ſaß eines Morgens zum Frühſtück vor ihm in der Zelle und blickte ihm treuherzig, aber doch argwöhniſch in's Geſicht. Der Bericht der Edelknechte hatte ihn aufgetrieben, um ſich über das nächtliche Ereigniß Aufklärung zu verſchaffen. Er wußte in der That auch nicht recht, was er davon denken ſollte. Zu Erfurt in der Auguſtinerkirche waren ja ſchier die Emporen zuſammengebrochen, bis der Doctor den Satan, der ihm den Poſſen thun wollte, beſchworen, und den Teufel gleichſam zum Teufel gejagt. Der Burghauptmann hatte ſich ſchon längſt vorgenommen, danach zu fragen. Heut' aber quälte und drängte ihn noch eine andere Sache.

„Hochwürdiger Doctor!" begann er, ſtockte aber ſofort, denn der eine Knabe trat ein und brachte für den Gefangenen den Morgentrank, einen Humpen Braunbier nebſt einem Stück Schwarzbrod.

„Geſtrenger Herr," ſagte Luther ſich verneigend, „Ihr meinet es gar gut mit mir. Geſchieht das auf Geheiß meines Allergnädigſten Herrn, deſſen Gefangener ich bin? Oder hab' ich ſo feine, ſolenne Verköſtigung dem werthen Gemahl, der wohledlen Burgfrau, zu danken?"

Der Ritter wandte ſich zur Seite und lenkte ab,

wie immer, wenn die Rede auf ſeine Gattin kam. Hat es doch in der That lange gedauert, eh' Luther die Dame des Hauſes auf der Wartburg auch nur geſehen, geſchweige daß er der gütigen Wirthin ſeinen Dank ausſprechen konnte. Er fuhr fort: „Das Mittagmahl beſonders iſt üppiger als ich's gewöhnt bin. Lebte oft ganzer drei Tage lang von einem ſauern Häring nebſt hartem Imbiß."

„Trinket!" ſagte der Burghauptmann. „Iſt Doppelbier, das die Dominicaner unten in Eiſenach brauen."

Luther that einen kräftigen Zug, wiſchte ſich den Bart und ſprach: „Wollt' Gott, aus Klöſtern käm' allzeit nur ſo was Gut's! Wenn die frommen Brüder aller Stifter und Orden ſich auf's Bierbrauen verlegten, ich wollte ihre guten Werke gern preiſen, und glauben, ſie kämen dafür in's Himmelreich."

Der Edelknabe verfärbte ſich, denn das war geläſtert. Der Burghauptmann winkte und der Knabe verſchwand. Nach einer langen Weile flüſterte Hans von Berlepſch ſeufzend vor ſich hin: „Die Herren Dominicaner in Eiſenach brauen leider auch noch ganz andere Dinge."

„Das wär' der Teufel!" ſagte Luther. Der Ritter ſah ihn groß an; das war der Punkt, an dem wollt' er den Doctor feſthalten. „Wenn man doch wüßt',

wie weit der Teufel reicht, wo er anfängt und wo er aufhört!"

„Ei, das kann ich Euer Gnaden ganz genau vorrechnen," sagte Luther wohlgemuth. „Der Teufel ist ein Ueberall, beginnt allerwegen, in jedem Ding und hört nur auf, wenn man ihn bezwingt und todtschlägt. Exempli causa: dies Bier ist gar gut. Trinkt Einer über den Durst, so gährt der Böse in ihm auf. Es giebt halt eine Sorte Bier, die sie Mord und Todtschlag nennen."

„Ist denn der Teufel eine wirkliche Person?" fragte der Ritter und sah ihn zweifelhaft an.

„Ei," rief Luther, „wenn Einer Wirklichkeit hat, so ist's der Böse. Das ist ja der Adam in uns und wenn Der auftaucht, dann sind wir des Teufels."

„Geht er denn wirklich um in Person?"

Luther sagte ernst: „Wenn Gott, der Geist des Guten, eine Person ist, wie sollt's da seinem Widersacher fehlen, persönlich in der Welt und im Menschenherzen umzugehen!"

„Leibhaft?" fragte der Ritter. „Möcht' wissen, wie der Teufel aussieht. So fragt Mancher, fürchtet sich und wird nit klar darüber."

„Nun," sagte Luther, „wer wissen will wie der Teufel aussieht, der denke halt an sein eigen sündig Wesen, grau — gräulich sieht er aus. Leg' Einer

ſeine Sündhaftigkeit in ſein Angeſicht und blicke in den Spiegel, dann ſchaut er, wie der Teufel ausſieht ſammt ſeiner Großmutter."

Hans von Berlepſch meinte, der ehrwürdige Doctor wiſſe Alles gar fein aufzuklären und ſpaßhaft zu deuten.

Luther legte ſeine rechte Hand auf den Tiſch und ſagte gutmüthig betheuernd: „Der Teufel iſt allzeit ein kluger Geiſt, denn er hat lange Erfahrung und Uebung für ſich, aber er bleibt doch in alle Ewigkeit ein trauriger Geiſt, und er flieht, ſobald Du fröhlichen Herzens biſt. Alle Schwermuth kommt vom Teufel, denn er iſt ein Herr des Todes: ſo ſpricht auch Paulus im Hebräerbriefe 2. 14."

Der Ritter ſchielte auf die feuchte dunkle Stelle an der Wand. „Die Witterung," ſagte er, „ſcheint ſich ändern zu wollen, der Baſalt hat wieder ſtark geſchwitzt. Die Leut' aber, Herr Doctor, ſagen, hier wär' Euch der Böſe leibhaftig erſchienen und Ihr hättet ihm das Tintenfaß an den Kopf geworfen."

Luther lachte laut auf und rief: „Werd' ich der Thor ſein, ihm die ganze Lade in's Angeſicht zu ſchütten! Tinte, ja, die brauch' ich wider ihn, aber nur tropfenweis, Tunke für Tunke mit dem Federkiel, und werd' noch manch' Buch zuſammenſchreiben müſſen, ihn zu tödten. Wollt' ich leibhaftig mit ihm kämpfen, ſo müßt' ich nochmals nach Rom pilgern, denn da ſitzt

er mit der dreifachen Krone, dreifach mit Liſt und Gewalt darnach trachtend, wie er die Welt umſpinnt und niederwirft. Der Antichriſt hat Chriſti Lehre verwälſcht und verfälſcht; aber ich ſpotte ſeiner Drohungen, ich verlache ſeinen Bannfluch —"

„Lachet nit!" unterbrach ihn der Burghauptmann und ſprang auf vom Seſſel. „Ihr ſeid ein weiſer Mann, aber die Klugen ſind klüger; ſie bethören Euch und Ihr laſſet Euch fangen."

Luther horchte auf. „Ich ſtehe auf deutſchem Boden," ſagte er ehrlich und treu.

„Der Boden iſt wohl deutſch," ſagte Ritter Hans, „aber römiſches Recht greift über ihn hin."

Luther erhob ſich, ſtreckte beide Hände gen Himmel und rief feierlich: „Wir ſtehen unter Kaiſer und Reich."

Der Burghauptmann ſah ſchräg zur Seite und flüſterte: „Das Reich iſt wohl deutſch, aber der Kaiſer, der Kaiſer!"

Luther trat einen Schritt zurück und ſtarrte mit offenem Munde in's Leere; er verſtand nicht, wo das hinaus wolle.

Der Ritter murmelte in ſeinen Bart hinein: „Ja, wenn der Kaiſer ſich begnügte unſer König zu ſein!"

Dem Bruder Martin ſtand der Athem ſtill. Hatte ihm nicht die Erfurter Jugend zugeſchrieen: Wir wollen

keinen römiſchen Kaiſer, wir wollen einen deutſchen König! Und nun hörte er das im Munde eines hochwohlgeborenen Edelmannes, eines ehrſam biedern Ritters, der doch zugleich Hofherr genug war, um Allerhöchſterſeits mit Vertrauen beehrt zu werden. Im Burghauptmann war plötzlich eine wunde Stelle bloßgelegt, wo er als deutſcher Mann ſein Pathos hatte, und dies Pathos war ein Zorn, ein Stück vom furor teutonicus, der ſeiner Herr ward. Ritter Hans ſtand hoch aufrecht mitten im Zimmer, fuhr mit der linken Hand in die Bruſttaſche, hielt ſie aber drinnen feſt geballt, während ſeine Rechte den Schwertdolch, den er am Gürtel trug, umkrampfte.

Luther ſtierte ihn an. „Geſtrenger Herr," ſagte er ſtotternd, „Karl von Gent iſt doch in aller Form Rechtens unſer Kaiſer!"

„Wenn er den Pact hält!" war des Burghauptmanns Antwort. „Vertrag macht ihn zu unſerem Haupte. Wenn er die Wahlcapitulation nit hält, iſt er kein Kaiſer mehr. Primus inter pares auf deutſchem Boden iſt er, kein Monarch wie in Spanien."

Luther rief: „Ha'n ſie dem fünften Karl nit zugerufen, er werde uns nit blos ein Carolus Magnus, nein, ein Maximus werden, ein ſtarker Mehrer des Reichs?"

„Wird er auch ſein," entgegnete der Ritter, „aber nur in ſeinem Sinne. Die italiſchen und burgundiſchen Reichslehen wird er ſpaniſch machen, zum Beſten ſeiner Hausmacht über die Chriſtenwelt herrſchen und wenn ihm der Papſt zu Willen iſt, wird er ihm leicht — einen deutſchen Ketzer opfern."

„Bin ich dazu gut genug?" murmelte Luther und lehnte ſich in den Seſſel zurück. „Bin kein Politikus, geſtrenger Herr, und in der Politik, ich merk's, in der Politik ſteckt auch der Teufel."

„Wie ſieht er denn aus?" fragte Hans von Berlepſch nach einer Pauſe.

„Der Teufel?" fragte Luther.

„Ich mein' den Kaiſer," fuhr der Ritter fort. „Habt ihn ja doch leibhaftig zu Worms geſehen. Kurfürſtliche Gnaden haben ſein Bildniß zu Lochau im Schloſſe. Allen Reſpect vor Kaiſerlicher Majeſtät, aber der Jüngling, der dieſe Majeſtas vorſtellt, will mir — ich mein' im Bilde — nit gefallen. Vom Großvater Max, als deſſen Enkelſohn man ihn gewählt, halt keine Spur. Das Kinn tritt vor über den offen ſtehenden Mund, die Wange blutleer, das Haar ein fahles Blond, die Augenlider geſenkt, als wenn ſein Scharfblick ſich ſcheute, offen heraus zu treten."

„Da habt Ihr ihn richtig erkannt und ſo ſieht er auch leibhaftig aus," beſtätigte Luther. „Ich hab'

zu Worms im Glanz der Fackeln der jungen Majeſtät nit recht in's Antlitz ſchauen können, aber ſo ſieht er aus, wie Ihr ihn nach dem Bilde ſchildert, wie ein Cunctator, der zehn Jahre lang nachdenkt, eh' er etwas ausführt, womit er dann die Welt überraſcht. Er nimmt ſich Zeit mit Allem, ſelbſt mit ſeinem Bart, der als ein blonder Flaum um ſein Kinn ſproßt, als hätt' er für alle Dinge den Wahlſpruch: Nondum! Noch nicht!"

„Iſt der Wahlſpruch ſeines Vaters," ſagte der Ritter, „wird ihn ſchon mit ſeinem eigenen vertauſchen lernen, und der lautet: „Mehr! weiter!" Vielleicht hat er's ſchon weit genug gebracht. Man fabelt nit blos, man weiß ſchon. Papſt Leo tritt vom Bündniß mit dem Franzmann zurück und ſpricht dem Kaiſer Mailand zu, als erledigtes Reichslehn. Ein Dienſt iſt dann des andern werth und ein deutſcher Auguſtiner Mönch wiegt nit ſo ſchwer, wie die fette Lombardei."

Luther hatte ſich ebenfalls vom Seſſel erhoben; er ſah den Ritter erwartungsvoll an, er verſtand noch immer nicht recht.

Der Burghauptmann trat an den Tiſch, zog mit der rechten Hand das Dolchmeſſer aus der Scheide und ſtieß es mitten in die Platte, alſo daß die Spähne knitterten, die Klinge ſelbſt aber, als er die Hand zurückzog, zitternd hin und herſchwankte. Mit der Linken

zog er dann ein pergamentenes Schreiben aus dem Wams und ſprach beinahe feierlich: „Werther Doctor, der Kirchenbann ging ſpurlos über Euer Haupt hin, aber mit der Kaiſerlichen Acht und Aberacht tritt der römiſche Bannfluch in Kraft.“

Luther ſprang zurück und ſchrie: „Das wär' des Teufels Werk.“

„Nun,“ meinte Ritter Hans, „der Teufel fängt ja überall an, wie Ihr ſagtet, nur daß man nimmer weiß, wie weit er geht und wo er endet.“

Der Burghauptmann faltete das Pergament auseinander und las die Kaiſerliche Acht. Luther war darin verzeichnet nicht als ein Menſch, ſondern „als der böſe Feind in Geſtalt eines Menſchen mit angethaner Mönchskutte, der lange Zeit verborgene Ketzereien in einer ſtinkenden Pfütze zuſammen geſammelt unter dem Namen und Schein evangeliſcher Lehre.“

Luther drückte beide Hände über ſein Antlitz und murmelte: „Das klingt wie vom Graumönch, mit dem ich nit pactiren gewollt. Oder auch vom Herrn Aleander, des Papſtes Legaten. Ich ging nit in die offene Falle, aber betrogen ha'n ſie mich dennoch. Ich meint', Kaiſerliche Majeſtät ſollten ihrer fünfzig Doctoren ſammt bibelfeſten Laien verſammelt ha'n, mich einzelnen Mönch redlich auszuforſchen, was ich dächt', und mich, wenn's möglich, zu widerlegen. So ward nit verhandelt und

ſie ha'n mir ein Bein geſtellt. Nichts weiter als: Sind die Bücher Dein? — Ja. — Willſt ſie widerrufen? Nein? — Nun ſo heb' Dich und hol' Dich —"

„Diabolus!" ſagte der Ritter und las weiter im Edict, das ihm durch Spalatin im Auftrage des Kurfürſten zugeſandt war. Es hieß darin: „Kraft unſeres Kaiſerlichen Amtes, damit Wir von Gott verſehen ſind, haben Wir, weil Martin Luther verſtockt und verkehrlich in ſeinen ketzeriſchen Opinionen verharret, zu füglichen Remedien wider dieſe ſchwer giftige Sucht zu procediren gegriffen zu Lob des Allmächtigen und zu Beſchirmung des chriſtlichen Glaubens, auch des römiſchen Stuhls gebührlicher Ehr, dazu mit einhelligem Rath und Willen Unſer und des heiligen Reichs Kurfürſten, Fürſten und Stände."

Luther ſprang auf den Ritter ein, griff nach dem Schreiben und las zu Ende: „Gegeben zu Worms, am 8. Mai nach Chriſt Geburt 1521."

„Das iſt erlogen!" ſchrie er mit dem Donner ſeiner Stimme, vor dem die Fenſterſcheiben erzitterten. „Treubruch, Treubruch! Kaiſer und Reich ſind betrogen, oder ſie ha'n ſelber gefälſcht!"

In der That, das Datum der Reichsacht war gefälſcht. Am ſechsundzwanzigſten April war Luther von Worms aufgebrochen. Am achten Mai wurde das Anſinnen, die Acht wider ihn auszuſprechen, von Seiten

der Stände als rechtskräftig bezweifelt und verworfen. Erſt nachdem viel Fürſten und Herren, auch der ſächſiſche Friedrich, den Reichstag verlaſſen hatten, gab der Kaiſer, am ſechsundzwanzigſten Mai, die Stände verabſchiedend, die Erklärung, die „einſtimmig“ beſchloſſene Acht wider den Auguſtiner ausfertigen zu laſſen. Ueberraſcht, hatte von den Wenigen, die noch zur Stelle zugegen, Niemand Widerſpruch zu erheben gewagt, weder über die Angabe des Datums, noch über die angeführte Einſtimmigkeit, und ſo ging das Kaiſerliche Edict in die Welt hinaus, unter dem Jubel der Römlinge und zur Bekümmerniß deutſcher Biedermänner.

Von dem Schlag überwältigt, war Luther zitternd, ſeiner ſelbſt nicht mehr mächtig, in's Knie geſunken und drückte krampfhaft ſeine Stirn in den Seſſel; er hätte gern vor einer Welt, aus welcher Treu und Glauben geſchwunden, für immer ſein Antlitz verbergen mögen. Die Kaiſerliche Acht und Aberacht verbot Jedermann, „ihn zu hauſen, zu höfen, zu äßen und zu tränken, mit Worten oder Werken heimlich oder öffentlich ihm Hülfe, Anhang, Beiſtand und Fürſchub zu leiſten, ihn vielmehr wohl bewahrt Kaiſerlichen Gerichten gefänglich auszuliefern. Anhänger, Vorſchieber und Gönner ſollten niedergeworfen und gefahndet, ihre Güter eingezogen und zu Nutzen der Haftnehmer verwendet werden.“ Ferner waren ſämmtliche Schriften Luthers als vom heiligen

Vater verdammt in ſämmtlichen deutſchen Landen verboten. „Danach wiſſe Männiglich ſich zu richten!“ hieß es wörtlich.

Der Burghauptmann trat auf Luther zu und legte ihm beide Hände auf's Haupt, als wollte er, der Weltliche, den Geiſtlichen ſegnen. „Herr Doctor,“ ſagte er, „die Wälſchen ſpielen uns übel mit. Der Teufel iſt los, wir ha'n ihn hier Schwarz auf Weiß.“

Luther bäumte ſich auf und ſah ſtier um ſich. „Treubruch!“ ſchrie er, „Treubruch!“ Er ballte die Fäuſte zuſammen, die Augen quollen ihm aus den Höhlen, heller Schaum ſtand ihm auf den Lippen. Plötzlich ſtürzte er ohnmächtig rücklings zu Boden, ſchlug mit Händen und Füßen um ſich und blieb dann ſtarr und leblos liegen. Der Burghauptmann rief nach Hülfe. Man trug den Kranken auf's Bett; ſein Krampfanfall war ſchwer und hartnäckig.

Viertes Capitel.

Urſula, Urſula!

Auf ſeinem Lager wohl gebettet, erholte ſich der Leidende. Der Krampf war gewichen, das Bewußtſein kehrte zurück. Der Burghauptmann ging ab und zu

und ordnete die Pflege. Er brachte Essenzen, die Schläfe des Kranken zu benetzen, Spezereien aus dem Vorrath seiner Hausfrau, die für's Gesinde und für armes Volk dergleichen hielt; sie war damit wohlthuend fast wie weiland die heilige Elisabeth. Die Edelknaben räucherten auf einer heißen Pfanne und reinigten die Luft im Zimmer.

Gegen Abend fühlte der Patient sich wohler, obschon er noch nicht fieberfrei war. Erschöpft, hatte er Neigung zum Schlaf, fuhr aber von Zeit zu Zeit noch auf, wenn ein Traumbild ihn schreckte. Das Mondlicht schien herein in's Zimmer durch die runden, bleigefaßten Scheiben, die Ruhe des Schläfers störend. Ritter Hans gebot das Fenster zu verhüllen. Hinter dem Ofen lag zusammengeknüllt ein Stück schwarzen Zeugs. Es war Luthers abgelegte Augustiner Kutte. Die Edelknaben benutzten sie zu einem Vorhang vor den Scheiben.

Nun ward der Schlaf des Kranken ruhiger, aber er hatte doch Gesichte im Traum, wenn auch weniger schreckhafte. Der Burghauptmann saß vor ihm am Lager, ihn beobachtend. Mitten im Schlummer erhob sich Luther mit Haupt, Brust und Oberleib, öffnete die Augen, aber mild und sanft, streckte liebevoll, wenn auch abwehrend die Arme aus, schloß die Hände wie zum Gebet und sprach: „Ach, mein herzlieber Jesus, wie siehst Du heut so blaß und leidend aus!“

Wie er sich besann, und den Hausherrn vor sich erblickte, lächelte er, theils über sich, theils um seinen edlen Wächter zu begütigen. „Nein, nein," sagte er gutmüthig, „der Böse darf mir nit persönlich erscheinen; ich würd' sonst in der Raserei Dinge thun, die schreckhaft sind; ich würd' ihm mehr als blos ein Tintenfaß an den Kopf werfen!" — Damit wies er mit der Hand auf die dunkelste feuchte Stelle an der Wand, legte sich wieder in die Kissen zurück, schloß die Augen und lispelte: „Auch Du, mein Herr Jesus, erschein' mir nit in Person! Es möcht' nur eine Sinnestäuschung sein. Geistig woll'n wir Dich sehen, und wir ha'n Dich in Deinem Worte."

Darauf hin schlief er still und sanft volle Stunden lang. Der Ritter hatte das Zimmer verlassen und den Edelknaben geboten, in ihrem Stübchen bei offner Thür des Vorsaals Wache zu halten. Beide setzten sich in ihren Kleidern auf ihr Lager, der Schlummer aber überfiel sie tief und fest.

Es mochte gegen Mitternacht sein, als Luther erwachte. Er fühlte sich gestärkt, erfrischt, bei gesunden Kräften und voll Trost im Gemüthe. Er hatte des Schlafs genug gehabt, saß auf und überdachte hellen, wachen Geistes seine Lage. Die Reichsacht war gefälscht, er war verrathen, er mußte sich waffnen gegen List und Gewalt.

Welt wie Du willt:
Gott iſt mein Schild!

Mit dieſem Troſt- und Wahlſpruch, der heut von neuem auf der Wartburg an einer Wand verzeichnet ſteht, hätt' er ſich beruhigen können, der Dinge harrend, die da kommen konnten. Aber er hatte ſein Tagwerk ohne Gebet beſchloſſen und er wollte das nachholen.

Er ſtand auf vom Lager, ordnete ſeine Kleider und ſchritt durch's Zimmer. Er betete gern am offnen Fenſter. Steht der Altar im Winkel, ſo verkriecht ſich da leicht der Geiſt, der da Wache halten ſoll über ſich ſelbſt, verhockt und verfinſtert ſich. Die Fenſterbrüſtung, in die ſich Luther halb knieend lehnte, war ihm ſein liebſtes Betpult. Er ſprach ſein Nachtgebet gern hinaus in den freien Himmel, ließ ſeinen Blick ſchweifen von Stern zu Stern, nicht als ob er den Allmächtigen räumlich ſuchte; aber der Anblick des geſtirnten Himmels gab ihm ein Symbol von der Allmacht und Unendlichkeit des höchſten Weſens. Und wenn dunkles Gewölk die Lichter des Himmels ihm verhüllte, ſo ward er doch nicht müde, ſeines Gottes inne zu ſein; Gott zürnte ihm dann blos, und wenn im losbrechenden Gewitter der ſtrafende Jehovah des alten Bundes ſich ihm kundgab, ſo hoffte er doch auf den Geiſt der Liebe, wie ihn das neue Teſtament verkündet, Zorn in Milde wandelnd. Er ſuchte Gott nicht in einer Sonne, die

Morgens aufſteigt und Abends ſchlafen geht, er ſuchte ihn in der Sonne des Geiſtes, die nie unterſinkt, auch nicht wenn ſchwere Sorgen das arme Menſchengemüth umdunkeln. Freilich drückt der Herrgott über die Gräuel und Thorheiten der Menſchenwelt oft genug ein Auge zu, und die Blödſinnigen ſagen dann, es ſei kein Gott, oder ſie lächeln vornehm, wenn ihn Einer bekennt und weiß. Zu Cajetan in Augsburg, der ihn gefragt, wo er bleiben wolle, wenn ihn ſein Kurfürſt nicht retten könne, hatte er ja dreiſt geſagt: „Unter Gottes Himmel, in Gottes Hand!“ Ob ſolcher Thorheit hatte der feine Weltmann aus Rom vielleicht die Achſeln gezuckt, als wollte er ſagen, Gottes Inſtrumente und Gliedmaßen ſeien die Prieſter der Kirche. So denkt Rom, das chriſtliche Babylon. „Ach mein Herrgott,“ ſprach heut Luther am Fenſter ſeiner Wartburgzelle, „ſind Dir Roms Prieſter Hand und Fuß, ſo hau' ſie Dir ab, wirf ſie von Dir und wähle die Gerechten zu Deinem Werkzeug! Verbirg Dich nit und ſei nit allzu langmüthig wider die Böſen. Wirſt wohl mitunter der Schlechtigkeiten der Menſchen müd' und nickſt darob ein; aber ich will laut ſchreien zu Dir bis Du wieder wach biſt und will rufen: Herr, errette mich, die Zahl meiner Feinde iſt groß. Schlingen der Hinterliſt ha'n ſie mir geſtellt, ihren Rachen aufgeſperrt, und ihr offner Rachen iſt Untergang und Grab. Es liegt nichts an mir dürftigem,

bärmlichem Weſen, aber eines, o Herr, bedenke: ob Dir nit ſelber Schade geſchicht, wenn ſie mich in die Grube ſtoßen, denn ich fürcht', es geht dann ſchier ein gut Stück Deiner ſelber mit zu Grunde. Die Gottloſen drohen den Gerechten und haben wider ſie Centnergewicht. Sie ſchlagen ihre Zähne zuſammen über ſie, ſpotten und heucheln. Ich bin hier dem Getümmel der Welt entrückt, bin ſehr einſam und alleine. Herr, mein Gott, ſieh mich nit an in meiner Wenigkeit und Miſſethat, erwäge blos daß ich zu Dir halte."

Er unterbrach ſich plötzlich, griff an ſeine Bruſt und redete in ſich hinein. „Creatur," ſprach er zu ſich ſelber, „ſei doch nit frech und thöricht! Was Du da beteſt, ſteht ja ſchon im Pſalm 22. Vers 13 bis 19. Und die Prophezeiung hat ſich an dem erfüllt, der am Kreuze hing. Noch hang' ich nit, noch ha'n ſie unter meinen Füßen kein Holz angezunden, und ſind ſie daran, ſo wär's doch immer frevelhaft, ſich den großen Märtyrern zur Seit' zu ſtellen."

Er riß ſeine Kutte vom Fenſterflügel herunter, warf ſie in die Ecke und dachte bei ſich: „Abgelegt hab' ich das alt ſchäbig Gewand, aber würfeln thun ſie noch nit mit meinem Mantel." Er hatte das faſt knurrig in ſich hinein geſprochen. Dann erhob er ſich wieder in ſeinen Gedanken, lehnte ſich zum Fenſter hinaus, faltete wieder die Hände und fuhr in ſeinem

Gebete fort: „Herr mein Gott, ich bin nichts als nur, daß ein Quentchen Wahrheit in mir leben möchte. Schlummre nit allzu lang, Herr, wach' auf und ſteh' mir bei, mir und dem arm deutſchen Volk! Oder ſoll's der Mutter Germania gehen, wie weiland Jeruſalem, das da tödtete ſeine Propheten? Wie ein trocken Land nach Regen dürſtet, wie der Hirſch nach Waſſer ſchreit, ſo ſchrei' ich zu Dir. Höre meine Stimme und ſei mein Retter, denn Du allein biſt es, der da hilft; und Du erretteſt damit Deine eigne Sache! Hab' ein Einſehen, lieber Gott, und begreif', daß, komm' ich um, Du — halb wenigſtens — mit umkommſt. Ließeſt Du mich im Stich, — ich warne Dich! — dann iſt die Gefahr ſo gut Dein wie mein!"

In ſeine Demuth miſchte ſich zugleich ſein ſtarkes, faſt verwegenes Selbſtgefühl. Hätt' er auf der Wartburg einen Pſalter gehabt mit zehn Saiten darauf wie König David, er hätte dem Herrn lobſingen mögen Tag und Nacht, aber er fühlte ſich arm und elend. Seine Flöte lag verblaſen daheim zu Wittenberg im Winkel und an ſeiner Zither hatten ſie ihm zu Worms die Därme zerriſſen, meinend, ein ſolch' Verworfner ſollt' nit einmal ſingen und ſpielen dürfen. Bruder Martin fühlte ſich wieder ganz als Einſiedler, und ſein ritterlich Wamms war nur ein boshafter Faſchingsſpaß. Statt der Maske im Geſicht, mußt' er ſich gleich einem Eber

die Borſten wachſen laſſen. Das hätt' ihn bärbeißig machen können; nun ihn aber Kaiſer und Reich verworfen, verrathen, war's ihm gar windeweh zu Muth.

Das Fenſter der Lutherſtube geht nach Weſten und der Blick ſchweift über ſchauerliche Waldgründe auf das tiefe Hellethal mit ſeinem Quellbach; zur Seite liegt der geſpenſtiſch kahle, gleich einem Sarg ſich hinſtreckende Hörſelberg. In der Sage vom Hörſelberg verliert ſich der letzte Kampf der altdeutſchen heidniſchen Götter, der Aſen. Möchten die römiſchen Götter gleich ſehr ein End' finden! dachte Luther; aber wann und wie? Auch die Frau Venus, die den Tannhäuſer in jenen Berg zog, ha'n die Prieſter Roms zu einer Heiligen gemacht, zu einer Santa Venere! Nach dem Glauben des Volks hauſt im Hörſelberge noch immer die wilde Jagd und wenn die Wetter toben, hält das wüthende Heer ſeinen Umzug dort. Der getreue Eckart ſteht dann Wache vor der Höhle und warnt die Leichtfertigen, denn drinnen lauert und lockt Frau Holle, die Teufelinne, die den Ritter Tannhäuſer lange Zeit mit ihren Reizen beſtrickte, bis endlich ſein Gewiſſen erwacht und ihn zur Pilgerfahrt nach Rom treibt, um ſeine Sünde zu büßen. Er büßt aufrichtig, aber der heilige Vater flucht und ſpricht, er werde nimmer erlöſt werden, es müßt' denn ſein dürrer Stecken in der Hand ausſchlagen und grünen. Der arme Ritter hatte vielleicht nicht Kleingeld genug

im Sack, als er nach Rom pilgerte! Aber o Wunder! der dürre Stecken in seiner Hand schlägt aus und grünt. Nun hätten sie ihn zu Rom erlösen können, auch ohne Peterspfennige. Tannhäuser war aber schon wieder heimgekehrt und hatte sich der Frau Venus von neuem ergeben, und Die hält ihn nun fest in der Höhle bis zum Tage des jüngsten Gerichts, wo Christus wohl sprechen wird: Er hat viel geliebt und also wird ihm auch viel vergeben werden! — So dachte Luther über den armen Ritter vom Hörselberg.

Es war eine wonnige Sommernacht. Er lehnte sich zum Fenster hinaus; es war ihm als müßt' er ein Lied singen hinein in die grüne Wildniß. Plötzlich glaubte er einen Sang zu hören. Sollt' es die Frau Holle sein im Hörselberg? „Sie wird mich nit unterkriegen!" sagte er. Er schlug das Fenster zu; aber das Lied erscholl ganz laut von neuem. Ein Vogel konnt's nit sein, denn die Brunstzeit war zu End'. Er öffnete wieder und horchte hinaus in die dämmrige Mondnacht. Es klang nicht wie ein Ruf aus den Bergen, eher wie ein Widerhall an den Mauern der Burg, wie ein Echo, ganz nahe links oben in der „Dörnitz", wo sie die Frauengastzimmer hielten. Er lauschte; er hörte eine weibliche Altstimme. Wie ging ihm das so wonnig in die Seele, tief in sein armes Herz, das so ganz verschmachtete in eitel Einsamkeit. Er begann seine Kehle

zu wetzen; es gelüſtete ihn ſein eingeroſtet Singinſtrument zu prüfen; der Pſalter in ſeiner Bruſt war recht verſtimmt: Media vit' in morte sumus, aber auch deutſch wie er's abfaßte:

„Mitten wir im Leben ſind
Von dem Tod umfangen —"

Auch ein zweites Lied: „Non moriar, sed vivam! Nit werd' ich ſterben, ſondern leben, Herr, in Dir!" hat er auf der Wartburg deutſch geſungen.

Der ſchmetternde Ton ſeiner herzwarmen Stimme erſcholl weit hin in die ſtille Nacht. Die Zweige, die ein leichter Wind bewegte, hielten plötzlich inne als wollten ſie die Köpfe zuſammenſtecken und lauſchen. Das lang hingezogene: „In Dir, in Dir!" lief zitternd in den Bergwald, als wollt' es dort ſeinen Widerhall wecken. Aber das Echo ſchien in der Kemenate zu erwachen. Im Söller des oberen Geſchoſſes öffnete ſich ein Fenſter. Man hörte kaum, wie es ſich aufthat, aber wie der Flügel ſich nach Außen erſchloß, blinkte zitternd das Mondlicht in den Scheiben. Es war eine bange, klagende Stimme, die da ertönte, ein Ruf nach Erlöſung. Luther lauſchte und vernahm ein Lied:

„Ach, ach, das reichſte Kleid
Iſt oft gefüttert ſchier mit Herzeleid.
Wem nie von Liebe Leid geſchah.

Geſchah auch Lieb' von Liebe nie,
Daß, daß denn durch der Töne Mund
Wird nimmer Herz- und Wehleid kund."

Bruder Martin bildete ſich ein, die Stimme ſei ihm bekannt; ſo wohl ſchmiegte ſie ſich an ſein Herz. Er mußte plötzlich an die Frau Cotta denken, die weiland zu Eiſenach, wo er als Knabe ſich ſein Brod erbettelnd die Weihnachtscurrende geſungen, ihn in's Haus nahm, ihn mit einer Zither beſchenkte, ihm Noten und Tonbildung lehrte. Sie hatte eine Altſtimme und ſang ſo wundermild und ſüß, daß dem hartgeſottenen Buben ganz weich zu Sinne ward, alſo daß er, von der Macht ihres Geſanges überwältigt, vor ihr in's Knie ſank und den Saum ihres Kleides küßte, wenn ſie die Hand auf ſeine Stirn und auf ſein buſchig Haupt legte. So gut hatte er's nie wieder im Leben gehabt wie damals, als des Herrn Konrad Cotta Gattin, kinderlos wie ſie noch war, im reichen Haushalt ſich ſeiner erbarmte, ihn kleidete, nährte und erzog, alſo daß er ſie Frau Mutter nennen durfte, ſo unwürdig deſſen er auch war, — juſt ſo unwürdig, wie wir's noch Alle wären, ließe ſich Sancta Maria zu uns herab, dergeſtalt, daß wir ſie Mutter nennen möchten, Mutter der Gnaden und Barmherzigkeit. Haben gläubige Seelen ſie zur Göttin gemacht, ſie in den Himmel verſetzt, ſo geſchah's doch wohl nur, weil wir Himmel nennen, von wannen uns Gutes wird ohn'

unſer Verdienſt, als ein Geſchenk und, ſind wir betrübt, als eine Gnade. Luther glaubte an keine Himmelskönigin mehr und doch überkam's ihn wie ein heimlicher Zauber von Oben. Die Stimme, die er hörte, gemahnte ihn an den Geſang der Frau Urſula Cotta, die ihm eine Heilige im Leben war. Sie war wohl todt; wenn aber ſelige Geiſter im Paradieſe ſingen und pſaltern: können ſie dann nicht heimlich ein Liedlein, einen Ton herein ſchallen laſſen in's arme Menſchenherz? Er verwarf den Heiligendienſt, und doch überkam es ihn jetzt wie das Verlangen nach unverdienter Gnade.

Die Gewalt der Erinnerung überfiel ihn ſo heiß, daß er ſich weit zum Fenſter hinausbog und mit Sehnſucht, Ehrfurcht und Liebe in die ſtille Waldnacht ſingend hinausrief: „Urſula! Urſula!"

Er ſank in's Knie und lehnte ſeine Stirn auf die Brüſtung. Wie er aufſtand und wieder links hinaus blickte, lugte das Mondlicht noch einmal in die Scheiben des Fenſters der Kemenate, blinkend und blitzend, der Flügel aber fuhr heftig zurück als ſollte das Glas in Scherben brechen. Der Liedermund war verſtummt. —

Auch was die Altſtimme in jener Nacht geſungen, ſteht heutzutage an den Wänden der Wartburg geſchrieben, ſchwarz auf weiß, roth auf Gold. Damals aber lebte ſolch ein Sang im Herzen und im Munde des Volkes.

Fünftes Capitel.

Ablaß, Wahn, laß ab!

Anderen Tages fühlte ſich Luther ganz wiederhergeſtellt. Er konnte wieder in die Erdbeeren gehen, einen Streifzug machen durch's Hellethal, das er ſein Paradies nannte. Er war längſt heimiſch in ſeiner „Wildniß“; meinte er doch, mit ſeinem verwilderten Barte dort hinzugehören. Die Stadt Eiſenach, wenn er von der Burg hinabſtieg, vermied er gern, aus Furcht, man könnt' ihn trotz Ritterwamms, Barett und Schwert erkennen: hatte er doch auf ſeiner Fahrt nach Worms in Sanct Georg gepredigt. Auch ließ ihn der Burghauptmann nur ungern allein in der Gegend umſchweifen; war es doch ungewiß, wie weit die jetzt überall verkündete Reichsacht Waghälſe, tückiſche Feinde oder gedungene Helfershelfer gelüſten könnte, Hand an ihn zu legen.

Als Luther von ſeiner Wanderung zurückkehrte, fand er den Burghauptmann in ſeinem Zimmer, ſeiner harrend. Es war eine ungewöhnliche Stunde, in welcher der Ritter ſeinen Gefangenen ſonſt nicht beſuchte; es mußte ein beſonderer Anlaß ſein, der ihn bewog. —

Hans von Berlepſch war eine jener ehrſamen Ritternaturen, wie ſie vielleicht nur Deutſchland kennt. Die muskelſtarke Kraft ſeiner Glieder, ſein wetterge-

bräuntes Antlitz sprachen dafür, daß er auf Schlachtfeldern, im Kriegs- und Jagdhandwerk erwachsen war. Als Edelknabe hatte er mit seinem ebenfalls noch jugendlichen Landesfürsten die Wallfahrt nach Palästina gemacht, um heilige Reliquien aufzusuchen und zu sammeln. Die in der Schloßkirche zu Wittenberg aufgestapelten Heilthümer wurden längst nicht mehr ausgestellt und blieben unberührt, seitdem Martin Luther erklärt, der einzige wahre Reliquienschatz der Christenheit bestehe in Christi Wort, im Buch der Bücher. Hans von Berlepsch war früher auch sonst in staatlichen Angelegenheiten, in Sendungen an befreundete und verfeindete Höfe verwendet. Er war von Natur kein Diplomat, aber nach dem Wahlspruch eines echten Ritters: „Ich dien'," hatte er auch in heikelen Aufträgen seinem Landesherrn nach Kräften willfahret. Als Schloßhauptmann der Wartburg war er auch Schöffe und Beisitzer der Gerichte im kurfürstlichen Kreise. Als Mann der Waffen war er der unerschrocken Tapfere, als Mann des Hofes der Welterfahrene und in beiden, wie in der Kunde Dessen, was landesüblich Rechtens, war er dem Mann der Gottesgelahrtheit weit überlegen. Und doch trieb es ihn jetzt, Zuflucht bei ihm zu suchen. Er hatte Gram, und auf persönliches Leid deutete vielleicht das an seinen Schläfen früh ergraute Haar. Er saß verlegen da, nach Worten suchend.

„Hab' Euch ſchon lange beichten wollen, hochwürdiger Doctor," begann er kleinlaut und ſenkte ſein Haupt.

„Als Laie dem Prieſter?" fragte Luther.

„Als Mann dem Manne," ſagte der Ritter und ſchwieg dann wieder, während Luther vertrauensvoll ſein Ohr zu ihm neigte. „Es iſt ein ehelich Geheimniß," begann Berlepſch mit gepreßter Stimme und tief aufathmend. „Ich muß Euch ſagen: ich liebe mein fromm Gemahl herzinniglich, und ſie auch mich, ſo Gott will; aber ich war, als ich ſie freite, nit ihre erſte Liebe. Ein junger Ritter hochgräflichen Hauſes hatte das Herz der Jungfrau gewonnen und ſie hatte ſich ihm gelobt. Da plötzlich kam ein reitender Bote mit der Meldung, ſein Herr habe das Kreuz genommen und auf den Leib des Herrn geſchworen, mit den Johannitern nach Paläſtina zu wallfahren zur Buße für eine ſchwere Sündenſchuld. Sein älterer Bruder hatte Unheil auf Unheil, Fluch auf Fluch über ſein Geſchlecht gebracht und Vater Erlaucht, der regierende Graf, das Gelübde gethan, mit ſeinem geſammten Haus dem Herrn zu dienen. Der junge Ritter entſagte ſeiner Braut bis die Bußwallfahrt zur Sühne des Fluchs vollzogen. Was konnte eine fromme Jungfrau einwenden! Er hatte ſich ihr gelobt, aber wenn Einer der Kirche ein Gelöbniß thut, ſo geht Gott voran. Nach vollendeter

Buße konnt' er ja heimkehren vom heiligen Grabe, und falls dem Himmel ein Genüge geſchehen, wieder an ſein irdiſch Frauenbild denken, dem er doch auch ein Gelübde gethan, ehrlich und offen vor Gott dem Herrn: Der Verlobte kam nit wieder; es hieß, er ſei für immer in den geiſtlichen Ritterſtand getreten, für die Braut alſo verloren. Dann lief die Kunde ein, er ſei mit ſeinem Schiff an der Küſte Paläſtinas von Corſaren überfallen und in heidniſche Sklaverei geſchleppt. Er blieb verſchollen und die Seinigen haben vergeblich nach ihm geforſcht. Nach Jahr und Tag brachte ein Bote den Schleier, den ihm die Braut wie einen Talisman auf die Wallfahrt mitgegeben. Sie verweinte ihr Leid und ich trat als Freund zu ihr, mit Troſt und liebreicher Sorge. Ich ward ihr werth, und ſie reichte mir die Hand zum ehelichen Bunde. Der Himmel aber verſagte uns ſeinen Segen, meiner Gattin das Glück, Mutter zu werden. Das laſtet ſchwer auf ihrem Gemüthe; ſie glaubt ſich von Gott verlaſſen und verſtoßen."

Hans von Verlepſch ſenkte das Haupt und ſchwieg. Luther legte treuherzig die Hand auf des Ritters Schulter und flüſterte ihm zu: „Gott Vater und Mutter Natur ha'n ihre Geheimniſſe. Es iſt noch keine Strafe, entziehen ſie uns eine Gunſt."

„Aber ſie nimmt's für ein Gericht des Himmels,

und da ſie keine Glückliche geworden, ſo will ſie nun eine Heilige werden."

Luther zog ſeine Hand zurück und ſah trübſelig drein.

Ritter Hans fuhr fort: „Sie glaubt, dem Himmel ein groß Werk leiſten zu müſſen, will eine Kirche, ein Kloſter bauen, einen Orden ſtiften, einen Orden von der Heimſuchung, und will ſich dazu vorbereiten durch eine Wallfahrt nach Rom."

„O mein Gott!" ſeufzte Luther, „nach Rom, dem Centrum alles Unfals, alles blendenden Verderbens!"

„Sie faſtet dreimal die Woche, liegt drei Stunden täglich im Gebet, trägt unter dem Kleide ein härenes Hemd, ſchläft auf harter Diehle oder wandelt Nachts um im Mondenſchein, irre am Heil ihrer Seele."

„Ach, ich könnt' ihr," rief Luther, „eine Geſchichte erzählen von der toſenden Nonne. Sie war mondſüchtig und meinte, ihr Wandeln des Nachts ſei ein Wandeln als Geiſt, nachdem ſie einſt geſtorben ſein würde. Sie wollt' ſpöken gahn, und trieb mit ſich allerlei Tortur. Die Leut' ſagten auch ſchon, es „ſcheeche" im Kloſter und glaubten an ihre wandelnde Seele. Sie lauerte auf eine Heimſuchung Chriſti, und Der, hieß es, ſei ihr plötzlich erſchienen und habe ihr ſein Herz in den Buſen hineingeſetzt. Sie ſagte, das Herz Jeſu brenne in ihr mit leibhaftigen Flammen. Wie ſie todt war

und man ſie ſecirte, hat ſie blos Sodbrennen im Magen gehabt."

„Ihr Ablaßbrief, auf hundert Tage gültig, iſt abgelaufen," ſagte der Ritter und griff wie unlängſt, als er die Achtserklärung brachte, in ſein Wamms nach einem Document.

Es war kein Ablaßbrief, den man in Form eines Zettels bequem in der Taſche trug; es war ein Pergament in groß Folio mit angehängter blecherner Bulle und einem erzbiſchöflich kurmainziſchen Siegel von rothem Wachs. Luther fuhr auf; ſein Antlitz färbte ſich braunroth und ſein Auge funkelte Zorn. —

Kurfürſt Albrecht von Mainz hatte in der That vor, von neuem den Ablaßkram aufzurichten; war doch der Widerſacher bei Seite geſteckt; die Kirche Gottes brauchte Geld. Luther verſchwor ſich, ihm dies Handwerk zu legen, wie er's ſpäter von der Wartburg brieflich auch that mit ſeiner Schrift: „Wider den neuen Abgott zu Halle."

Der Ritter entfaltete das Pergament und las:

„Ich abſolvire Dich kraft der Verdienſte unſeres Herrn Jeſu Chriſt und der überſchüſſigen Gutthaten aller Heiligen, kraft der Apoſtel Petrus und Paulus und der Autorität des heiligen Papſtes —"

„Er hat nit, worauf er pocht!" rief Luther dazwiſchen.

„Absolvire Dich von allen Deinen Sünden, Uebertretungen und Ausschweifungen so abscheulich sie immer sein mögen und so weit die Macht der Schlüssel sich erstreckt, die der heilige Vater in Händen hat, —“

„Ja — so weit!“ — fiel Luther ein. „Aber wie weit erstreckt sich denn diese Macht? Der Papst kann kein' Sünde vergeben, sondern nur gleich jedem Priester erklären, wie und wann sie Gott vergiebt.“

„Erlasse Dir alle Strafen, die Du im Fegefeuer verdientest, stelle in Dir her die Reinigkeit und Unschuld, —“

Luther legte die Faust auf das Pergament und rief: „Was hat denn ein edel Frauenzimmergemüth verschuldet, um Reinigkeit und Unschuld einzubüßen? Gott erleuchtet, und die Pfaffheit verdunkelt uns.“

Ritter Hans ließ das Pergament zu Boden fallen. Luther raffte es auf, stierte hinein, trat damit an's Fenster und rief: „Gestrenger Herr, gestern hatten wir hier eine Kaiserliche Acht und erkannten sie im Datum als gefälscht; heut' ha'n wir einen gefälschten Ablaßbrief. O Rom, mußt Du denn Alles wälschen und fälschen!“

„Was ist?“ fuhr der Burghauptmann auf.

„In jedem ächten Ablaßbrief,“ sagte Luther, „muß es heißen: Vorausgesetzt ein reuig Herz und ein beichtender Mund! Nach diesem Pergament hier braucht man

nichts zu bereuen, nichts zu beichten, und iſt ſchon, hat man ſein Geld bezahlt, der Sündenſchuld quitt. Jüterbogker Schandmaul, biſt denn noch nit geſtopft?"

„Daß Dich!" murmelte der Ritter. Er fluchte mitunter gut und gern, aber doch nur für ſich daheim, oder vor ſeinen Knechten, wenn er fühlte, daß ſie ihn ſonſt nicht verſtanden. „Daß Dich der — Kukuk!" ſetzte er zögernd hinzu.

„Der Teufel!" ergänzte Luther. „Thun ſich Ew. Gnaden keinen Zwang an."

Der Ritter ſagte zornig: „Die Dominicaner ha'n das Document ausgeſtellt unten in der Stadt, in der Prädicantenkirche."

Luther ſagte: „Wo eine Kirche ſteht, baut ſich der Böſe allzeit gern ein Kapellchen dran, um frei Ein- und Austritt zu ha'n."

Der Ritter entriß ihm das Pergament und knitterte daran mit beiden Fäuſten.

Luther fragte, wie viel es gekoſtet.

„Hundert Gulden," murrte der Burghauptmann.

„Iſt zu theuer," eiferte Luther. „Der Tetzel hat's wohlfeiler gemacht, und war doch auch ein Dominicaner. Bei ihm koſtete ein Mord acht Ducaten, Kirchenraub und Meineid neune, Vielweiberei nur ſechſe, und wer da zauberte, kam los mit zwei Goldgulden. O Schacher

über alle Schächer! Den Tetzel ſind wir los, aber getetzelt wird alſo bislang noch immer.“

Hans von Berlepſch hatte das Pergament zuſammen geknüllt, ſtand auf, öffnete die Ofenklappe und warf es hinein ſammt Siegel und Bulle.

„Brav, Herr Ritter!“ ſagte Luther wohlgemuth. „Wenn der Wind kommt und durch die Eſſe fegt, mag er's holen. Solch Fegfeuer laß' ich gelten.“

Der Ritter ſaß wieder matt im Stuhle, lehnte ſich zurück, ließ den Kopf ſinken und ſeufzte tief: „Sie wird's nit glauben, oder wird an Allem verzagen; auch ihre beſte Heilige hat ihr die Hülfe verſagt.“

„Ihre beſte?“ wiederholte Luther.

„Sancta Felicitas, ihre Lieblingsheilige! zu der hat ſie immer gar gern gebetet.“ —

Luther beſann ſich auf dieſe Heilige. Sancta Felicitas weiland, von den heidniſchen Römern in einen ſiedenden Keſſel geſteckt, gemartert und getödtet, hatte ihrem Gatten ſieben Söhne geboren, wie weiland Eva Adam, wenn nicht auch dies pure Fabel. Frau Felicitas, von den Wälſchen die chriſtliche Niobe genannt, wird gerufen, wenn es am Segen fehlt. —

„Sie will nun nit mehr zu ihr beten,“ ſagte Ritter Hans. „Neulich Nachts, vor drei Tagen hat ſie ihren Gedanken eine andere Richtung gegeben. In der zwölften Stunde ſtand ſie auf von ihrem Lager,

ſchloß die Thür in der Kemenate, öffnete das Fenſter und ſang hinaus in die ſtille Nacht, ſich die Gnade des Himmels erflehend. Da hat ſie plötzlich ein Geſicht gehabt, — oder nein, ein Gehör. Eine Stimme aus den Wolken hat gerufen: Urſula! Urſula! — Nun will ſie zur heiligen Urſel beten."

„Gott's Wunder!" wollte Luther aufſchreien; das Wort erſtarb ihm in der Kehle.

„Nun ſoll's die heilige Urſula thun, die mit elftauſend Jungfrauen nach Rom wallfahrten ging, ſich Heil und Gnade zu holen. Urſula! hat's gerufen und ein Engel ſprach's."

„Ein Bengel ſprach's!" rief Luther, „und der Bengel war ich. Ew. Gnaden verzeihen, ich ſtand auch am Fenſter in jener Nacht und hörte eine ſchöne Altſtimme ſingen, liebreich ſanft, aber gar ſehr betrübt. Das ging mir durch die Seele. Solch' Stimm' hatt' ich ſchon gehört im Leben, von einer Frau Urſula, Urſula Cotta. Das Angedenken überkam mich dergeſtalt, daß ich ſehnſüchtig zum Fenſter hinaus rief: Urſula, Urſula!"

Ritter Hans ſprang vom Seſſel auf, ſtreckte beide Hände aus und rief: „Martin, Martin, was Ihr uns für Aufklärung bringet! Am End' giebt's gar keine Heiligen mehr?"

„Es hat ihrer," ſagte Luther, „nur dürfen ſie nit

eitel Dunſt ſein, nit ſpöken gahn; lebendig ſollen ſie ſein, uns wohlzuthun, uns zu ſegnen, wahrhaftig und wirklich in aller Furcht Gottes.“

Der Ritter hätte vor Freude aufjubeln mögen. „Und der Dominicaner hat es ihr noch heut, als ſie beichten ging, geſagt, wenn ihr die heilige Urſula erſchienen ſei, dann müſſe ſie auch wie Jene die Romfahrt machen, und zu den elftauſend Jungfrauen gehören, als die elftauſend und einte.“

„Hat ſich was mit den elftauſend Jungfrauen!“ lachte Luther. „Ihrer Elf mögen's geweſt ſein und iſt auch das ſchon übergenug.“

„Halten zu Gnaden, Herr Doctor,“ meinte Berlepſch. „Ich war auch einmal zu Köln am Rhein und hab' in der goldenen Kammer der Urſulakirche die vielen, mit Gold und Silber beſchlagenen Schädel der Märtyrinnen geſehen.“

„An Gold und Silber zweifl' ich nit,“ eiferte Luther, „deſſen bedarf die Kirche Roms und darum mußten's lieber Tauſende ſein bei der falſchen Deutung der Grabſchrift.“

„Noch eine Fälſchung?“ fragte der Ritter.

Luther räumte Bücher und Papiere bei Seite, ergriff ein Stück Kreide und ſchrieb auf den Tiſch: Sanctae Ursulae XI. M. V. „Da ſteht's!“ rief er

wohlgemuth, „XI Martyres Virgines! und daraus ha'n ſie gemacht: XI Millia Virginum.“

„Daß dich der — Tauſend!“ rief der erſtaunte Burghauptmann.

„Ja der Tauſend! aber nit der Elftauſend!“

„Der Dominicaner,“ ſagte Berlepſch, „will nächſten Sonntag in der Kapelle von der Wallfahrt der heiligen Urſula nach Rom predigen.“

„Und von ihrer Buß- und Blutfahrt nach Köln, wo alle Elftauſend erſchlagen wurden?“ ſpottete Luther. „Wart, ich will's ihm beſſer lehren, dem falſchen Dominicus! Halten zu Gnaden, geſtrenger Herr, kann's nit länger mit anſehen. Und der Herr Erzbiſchof Cardinal, der den Gräuel und Zeter wieder anhebt, der denkt, ich ſei maustodt, weil ſie mich eingeſteckt ha'n. Hoho! der Luther iſt noch auf dem Plan, kann noch dreinſchlagen und dem Popanz in's loſe Maul treten. — Herr Ritter, laſſet mich nächſten Sonntag predigen hier und den Fabulanten von der Kanzel werfen.“

„Doch nit mit Fäuſten?“ ſagte der Ritter erſchrocken.

„Mit der Zunge,“ verſicherte Luther, „mit Gottes Wort und Wahrheit, während die Legenden fabeln und lügen.“

Der Ritter blickte erſchreckt auf, dann verlegen in den Winkel; er wußte ſich keinen Rath.

„Was hat's da für Noth?“ ſagte Luther. „Ein Auguſtiner möcht' 'nen Dominicaner widerlegen!“

„Ihr ſeid ein Geſalbter,“ ſtotterte Ritter Hans, „ſeid ein Doctor der Gottesgelahrtheit, aber doch — könnt's nur fein ſachte und ſäuberlich geſchehen!“

„Wie ein ſaugendes Täubchen will ich flüſtern, liebreich und ſanfte! Wirkts nit, ja dann ſoll mich der Herr ſtrafen, leg' ich nit ordentlich los zu ſeinem Ruhm und ſeiner Ehre!“

Der Burghauptmann brach auf. An der Thür, ſchon die Klinke in der Hand, blieb er ſtehen, ſann eine Weile nach, drehte ſich um und ſagte: „Gut, will's auf mich nehmen, Ihr mögt die Kanzel beſteigen; wer kann's Euch wehren? Aber Eines geb' ich Euch zu bedenken, Herr Doctor. Ihr dürfet nit donnern und blitzen! Ihr müßet predigen, Bruder Martin, als käm' Sonnenſchein über die Welt.“

„Meint Ihr, ich könnt' das?“ ſagte Luther und lächelte ſtill und beſchämt. Die Männer drückten ſich die Hände und der Burghauptmann verließ das Gemach. —

So kam's, daß Luther auf der Wartburg die Kanzel beſtieg. Er hat dann oftmals in der Schloßkapelle gepredigt, niemals aber wohl mit gleichem Eifer. Es war ſein furor teutonicus, der mit Gewalt aus den Händen Roms eine arme Seele befreien wollte.

Für's Erſte war's freilich ein Uebelſtand, daß ihm ein geiſtlich Kleid fehlte. Seine Auguſtinerkutte war verſchliſſen, von den Motten zernagt. „Möcht' der Teufel, der ja der Herr auch der Ratten und Mäuſe iſt, alles Mönchshabit holen!“

Der Burghauptmann wußte Rath, aber ganz heimlich und verſchwiegen, damit kein Läſtermaul ſpotte; ſelbſt Luther hat nicht gewußt woher das ſchwarze Gewand ſtammte, das ihm der Ritter in den nächſten Tagen mit dem Bedeuten übergab, es ſei ein geweihtes.

Seine Gattin trug ſchon lange ein klöſterlich hergerichtetes, farſchenes Kleid mit hänfenem Gürtel; ein Schleier barg ihr betrübt Angeſicht. Ging ſie Morgens in der Frühe nach Eiſenach hinunter in die Meſſe, war ſie auch noch in einen ſchwarz wollenen Mantel gehüllt, der ihre Geſtalt von Kopf zu Füßen deckte. Einen ſolchen Mantel nahm der Ritter und ließ dem Doctor daraus einen Chorrock zuſchneiden. Entweihet ward das Stück Zeug damit nicht, es müßte denn den Spöttern gefallen, darin ein Aergerniß zu finden.

Sechstes Capitel.

Luther predigt auf der Wartburg.

Die Kapelle lag und liegt auf dem Hof der oberen Burg. Heute ſchreitet man durch die Eliſabethengalerie, durch jenen Gang, auf welchem die heilige Eliſabeth im Schmerz über den Tod ihres Gemahls niederſank. Früher hatte das Kirchlein wohl auch vom Hofe aus einen Eingang für's Volk.

Es war Sonntags in aller Frühe, als ein Prädicant von den Dominicanern in Eiſenach zur Burg hinauf ſtieg. Der Geſalbte des Herrn hatte überall Zutritt, ſelbſt in der Kemenate zu den Gemächern der Frau des Burghauptmannes, wo ſonſt Niemand ohne beſonder Geheiß erſcheinen durfte. Der Dominicaner trat, obſchon gebeugten Hauptes und mit geſenkten Blicken, doch dreiſt und ſicher ein, durch die Vorhalle in die innerſten Wohnzimmer; er war es gewöhnt, hier die Thüren offen zu finden, falls die Devote, deren Seelſorge in ſeiner Hand war, nicht zu ihm herunterſtieg in's Kloſter. Er fand die Räume leer, ſein Beichtkind nicht mehr daheim; eine Dienerin, die an der Thürſchwelle hockte, gab den Aufſchluß, die edle Frau ſei ſchon in der Kapelle. Verſpätet hatte ſich der Prieſter nicht, denn er war pünktlich in ſeinem Thun wie ein wohl aufgezogenes, gut geöltes

Uhrwerk. Auch der Burghof war leer, aber die Thür des Kirchleins weit offen; Schulter an Schulter gedrängt ſtanden Männer und Weiber bis über die Schwelle hinaus, horchend und lauſchend.

Es war viel Landvolk herbei geſtrömt. Tags zuvor in den Dörfern hatten ſich die Leute zugeraunt, es werde ein neuer Sendbote des Himmels erſcheinen, ein neuer Prophet. Der Dominicaner ſtutzte. Ein altes Mütterchen, das nachträglich herbeigehinkt war, gab ihm dieſen Aufſchluß. Ein neuer Sendbote? Ihm zuvorgekommen? Er ſtand, horchte und blickte auf den Menſchenknäuel an der Pforte. Es fiel Niemand in's Knie, denn ein Glöcklein erſcholl nicht; aber es ſprach Einer und mit einer Stimme, die weithin über den Hof ſchallte.

Man machte dem Dominicaner Platz und er trat ein, drängte aber nicht weiter vor und blieb am Pfeiler ſtehen. Der Prieſter in der ſchwarzweißen Kutte hatte Meſſe leſen und nachher predigen wollen von der Wallfahrt der heiligen Urſula nach Rom. Auf der Kanzel ſtand im ſchwarzen Chorrock ein Frater, der in umgekehrter Ordnung erſt durch Predigt zur Meſſe, zum Abendmahl, vorbereiten wollte, auf daß der Herr, bevor er in den Herzen Einzug hält, eine würdige Stätte fände. Der Mann ſprach auch von den Heiligen der Kirche, aber er nannte ſie Zwiſchenträger, Eindringlinge,

die der Creatur den Weg zum Himmel verſperrten; Jeder ſolle ſich ſelber Manns genug ſein, der Fürbitter nimmer bedürfen!

Der Dominicaner ſtand wie gelähmt; er lehnte ſich an den Pfeiler und blickte um den Säulenſchaft zum Prediger hinauf. Der Kanzelredner trug einen Vollbart wie Kapuziner und Bettelmönche, ein grauſes Geſtrüpp von Haarwuchs, aber aus dem Antlitz leuchteten tiefe dunkle und doch blitzende Augen. Der Prediger ſprach von den Gefahren des Kloſterlebens. Jeſus Maria! Und drüben in der vergitterten Landgrafenloge ſaß, ſchwarz gekleidet, ganz nonnenhaft mit dem Schleier um's Haupt, des Dominicaners Beichtkind, die Ritterfrau der Burg.

Der Mann auf der Kanzel ſprach: die Welt mit ihren Schätzen und Eitelkeiten in die Kirche hineintragen, das ſei Eines. Ein Anderes aber, ein Beſſeres, ſei: aus der Kirche Gott mitnehmen in die Welt, ihn vom Himmel holen, ihn einführen in die Wohnungen der Menſchen, ihn einbürgern in all unſerem Thun, Fühlen und Denken. So ſteh' es geſchrieben im Buch der Bücher, ſo woll' es Gott der Vater, ſo hab' es der Sohn verkündet und außer Deß Zeugniß gebe es keines, kein Gebot, kein Geheiß, keine rechtsgültige Stimme im Himmel und auf Erden.

Der Mann des heiligen Dominicus wurde roth vor Zorn; er wollte auffahren, ein Veto ſchreien; aber eben ſo plötzlich ward er blaß vor Schreck. Er knickte faſt zuſammen, denn er hörte, bald mit lauter Donnerrede, bald mit lieblich lockendem Ton, wie folgt: „Ach arme bethörte Menſchenſeele! Auch im Kloſter wirſt Du die Welt nit los, nit den Anreiz zum Böſen, nit die Sprache der Sinne; Du bekämpfſt die Weltluſt nur ſchwerer noch in eitel Einſamkeit. Empört über ihre Unterdrückung, bäumt ſie ſich gewaltſam auf, ſich zu rächen ob verſagter Aeußerung. Heulen und Schreien thut's nimmer, lieber Chriſtenmenſch, und die Kaſteiung macht Dich nur ohnmächtig, gleich ſehr zum Guten wie zum Böſen. Daß einſiedleriſche, dem Leben abgeſtorbene Menſchen Dir Geſetze gaben, ach, daß hat ja die Kirche Gottes ſo unfruchtbar gemacht, ſo daß ſie ſchier nur Flüche hat, wo ſie Segen ſpenden ſollte, ſchier eitel Haß predigt, wo der Herr ſprach: Kinder, liebet einander, denn die Liebe iſt von allem Hohen das Höchſte, von allem Guten das Guteſte. Ein Mönch freilich kann Euch das nit predigen, ein Einſiedel kann nur hochmüthig ſein oder blödſinnig werden. Und der Heiligen hat's gar wunderliche gegeben! Obenan Franciscus von Aſſiſi, den ſie den pater seraphicus nennen, und für den ja Chriſtus, wie Schelmen und Narren geſchwatzt, ein bloßer Vorläufer geweſt! Statt die Lehre des Herrn zu

erkennen, hat er ſich am eigenen Leibe des Gekreuzigten Wundenmahle erfleht. Am Leibe wollt' er's ha'n, was ihm nit in die Seele wollte. Jeſus ging in die Wüſte und als ihn der Böſe verſuchte, bezwang er ihn in ſeinen Gedanken. Ei, der heilige Franz hatte ganz anderen Rapport mit der wüſten Natur! Die wilden Beſtien kamen und fraßen ihm aus der Hand. Zum Wolf ſprach er: Bruder! und der Wolf reichte ihm die Tatze dar, ihm gelobend, kein Lamm mehr zu freſſen. Ei, daß Dich der — Kukuk, der immer nur nach ſich ſelber ſchreit. Oder willſt, guter Chriſtenmenſch, lieber kopflos ſein, wie Sanct Alban, der ſein abgeſchlagenes Haupt unter'm Arme trägt und wohlgemuth fürbaß wandert, dem Herrn lobſingend, als hätt' er noch ein lebendig Maul dazu? Der heilige Criſpin machete armen Leuten Schuhe, aber ſtahl ſich's Leder dazu. Hei, darf ich ſtehlen, um Gott wohlzugefallen? Auch die Geſchichte vom heiligen Alexius handelt von eitel wahnſchafenen Dingen. Ein reicher Jüngling entzog er ſich der liebevollſten Gattin, den gütigſten Eltern, machte ſich der ganzen Summa von Pflichten quitt, wollt' lieber als Bettler, als frommer Nichtsnutz, in der Welt herumlungern, denn arbeitend, hülfreich als Menſch unter Menſchen. Ja, wenn Ihr nur Hab und Gut opfert, dann könnt Ihr ſo unbrauchbar ſein, wie Ihr wollt; ſelig ſpricht man Euch doch für ein gut Stück Geld!

Da rühm' ich mir daß Sanctum Christophorum! Der ungeſchlachte Recke aus dem Lande Kanaan, Reprobus geheißen, ſehnte ſich nach einem Herrn, vor dem er Reſpect hätt' und der ſeiner Rieſenkraft Aufgaben ſtellete. Mit eitel Heulen und Flennen in Sack und Aſche war dem ſtarken Manne nit gedient: er wollt' arbeiten und thätig ſein, das forderten ſchon ſeine robuſten Knochen von ſchier Pferdekraft. So läßt er ſich als Fährmann anſtellen ohn' alle Fähre, trägt die Pilger auf ſeinen Schultern von Ufer zu Ufer. Da ruft plötzlich drüben im Dunkel der Nacht eine Kinderſtimme: Hol' über! Er flugs hin und ſackt ſich das Kindlein auf. Die Ladung wird ihm aber ſchwer wie Blei und er denkt: J, da müßt' ich ein Atlas ſein, der die Welt tragen könnt'! Ja, ſagt das Kindlein, ich trag' der Welt Sündenlaſt und die iſt auch centnerſchwer. Soll woll ſin! ſagte Chriſtoffel, denn er ſprach ſchier wie ein Mann aus der Mark oder aus dem Land der Weſtfalen. Hilf mir die Laſt tragen! rief das Chriſtkind. Na, denn man jüh! ſprach der Stoffel und keuchte weiter. Und ſo iſt er arbeitend und ſchaffend ein Chriſtusträger worden, wie er auch darnach heißt."

Im Prediger drohte plötzlich der Kapuziner auszubrechen. Während er die Legenden verſpottete, ward er ſelber zum Märchenerzähler, um es Kindern mundrecht zu machen. Ueber die Verſammelten aber kam es wie

ein heiliger Schreck, als er Alle insgesammt zur Hölle verwies, die das Volk mit Hirngespinnst fütterten, um der Welt das Wort der Bibel vorzuenthalten. „Eitel und nichtig," rief er, „ist die Predigt Derer, die Euch sagen, der Mensch könne sich abfinden vor dem Herrn! Auch der Rosenkranz hilft Dir nit, liebe Seele, plapperst Du blos mit den Lippen Dein Gebet. Eitel und nichtig ist Fastenspeise, Geißelung, Mönchskappe sammt Nonnenschleier, nimmst Du sie im Wahn, Gott damit näher zu treten. Eitel und nichtig sind auch Wallfahrten gen Rom. Ach, wißt Ihr denn nit: Je näher Rom, desto ferner von Gott? Katharina von Siena war auch eine wunderliche Heilige, aber sie meint' es doch ehrlich, wenn sie — es sind zweihundert Jahre her — an den Papst weiland schrieb, der Leib der Kirche gleiche weit eher einem Lazaro als einer Braut Christi. Ein Babylon biste worden, Rom, und längst kein Jerusalem mehr! Und hat nit der Schelm, der Tetzel, gesagt, Christus habe, seit er gen Himmel gefahren, gar nix mehr zu suchen auf Erden, denn Alles hab' er ja seinem Herrn Stellvertreter anheim gegeben? Ja, sie vertreten uns die Stelle, d. h. hindern uns, sie zu betreten. Alle Wege führen nach Rom, so heißt es; aber doch nur wenn wir genug Accise zahlen! Hat nit der Zehnte unter den Innocenzen sein lieb' Herzchen, genannt Olympia, wacker ausgescholten, daß sie im Würfelspiel ihm soviel

Ducaten verſpielte? Sie aber hat ihn getröſtet und geſagt, es ſei ja doch nur Sündengeld von armen dummen deutſchen Menſchen! O, es geht zeitweis luſtig zu im chriſtlichen Babel. Auch getanzt kann allda werden, hat doch auch König David getanzt vor der Bundeslade und ſeine Bathſebam gehabt. Hei, auf den Gräbern der Apoſtel tanzen gar bald vielleicht bunte Unterröcke mit ſchwarzen Schanzlöfern und ſtatt der Caſtagnetten wie in Hiſpanien ha'n ſie in den Fäuſten die Knochen heiliger Märtyrer. O wälſches Babylon, Deine Gräuel dünſten auf gen Himmel!"

Es war ein Todtentanz, was hier der Redner mit Worten malte, und wie er ſchwieg, lag über der Verſammlung eine Todtenſtille; nur in den Leuchtern und Becken auf dem Altar tönte ſcheu und furchtſam ein Echo nach. Im Landgrafenſtuhl lehnte die ſchwarz verhüllte Edelfrau ihre Stirn an's Gitterfenſter. Ein leiſer Schrei erſtickte, wie ſie in's Knie ſank und gebückt am Boden lag. Ritter Hans ſtand hinter ihr, hülfreich, voll zarter Angſt und Sorge.

Luther fuhr fort; weder ſeine Lunge, noch was er auf dem Herzen hatte, war erſchöpft. „Anche io!" rief er, „bin auch in Rom geweſt, ohne dort gefunden zu ha'n, was ich ſuchte. Beim Anblick der Siebenhügeligen war ich in's Knie geſunken und hatt' gerufen: Sei mir gegrüßt, Du heilige Stadt, in der ſo viel tauſend

Märtyrer geblutet! Drinnen aber fand ich gar viel üblen Spuk. Auf der Piazza del Popolo liegt das Kloſter, wo ich vier Wochen lang geherbergt. Meines Auftrags ward ich ledig; es galt, kranken ſchwachen Brüdern daheim die Strenge der Faſten zu mildern und ich hatt' der zuſammengebettelten Groſchen genug, den Indult zu erlangen. Wahrhaft Chriſtenthum fand ich nit in Rom. Die Prälaten halten da rips raps! Meſſe, als wär's ein Gaukelſpiel. Paſſa, avante, ſput' Dich! ha'n ſie mir langſamem Tedesco zugeflüſtert, wenn ich noch beim Credo war und ſie ſchon ihr Gloria plärrten. Hirnfromm, ein wahrhaft Heiliger, wie ich damals war, bin ich durch all die Kirchen, Kapellen, Spelunken und Klüfte geloffen, gläubig an all das Erfundene und Erlogene. Dort glauben ſie, eine Mutter werde ſelig, wenn ihr Sohn am Sonnabend zu Sanct Johannes Meſſe lieſt. Hab' auch das Unſinnige mitgemacht, beide meine Eltern todt gewunſchen, um ſie mit Meſſeleſen aus dem Fegefeuer zu erlöſen. Und wenn der Hoheprieſter weiland, der kriegeriſche zweite Julius, auf einem ſchäumenden weißen Hengſt großmächtig prahleriſch das Sacrament vorritt, hab' ich nit geſpottet, ſondern nur ſtill gemeinet: Das ſchad't dem Herrn Chriſto nimmer! Treibet nur Alfanz mit ihm; er bleibt doch mächtiger und wird Euch Herre werden! An den Ketten in Pietro in Vinculis, mit denen der Apoſtel zu

Jeruſalem und Rom, wie ſie ſagen, gefeſſelt worden, hab' ich die Schaken, wie an einem Roſenkranz die Kügelchen, treu und eifrig abgebetet, an der großen Zehe des erzenen Sanct Peter in der Peterskirche mir die Stirne wund gerieben, in der Meinung, das ſei meiner Seele zum Heil. In der Baſilika Santa Croce hat man ein groß Stück Holz, vermeintlich ein Theil des Kreuzes, an welchem Chriſtus hing. Die Prälaten machen ſich Zahnſtocher aus den Splittern, und die Kirchendiener ha'n ſchon ganze Schiffsladungen davon verkauft und das Holz wird doch nit alle! Die heilige Kapelle im Lateran darf niemand mehr betreten, um dort das wahrhaftige Bild Chriſti zu ſehen. Die es früher geſchaut, ſagen, es ſei ein häßlich Fratzen, aber freilich von Engeln gemalt. Auf der heiligen Treppe daſelbſt bin ich auf und abgerutſcht; aber auch wenn ich blutete an Füßen und Händen, rief es ſtill in mir: Das thut's nimmer, der Gerechte lebt ſeines Glaubens! Und ich dacht' auch an das Wort im Ezechiel: Ich will nit den Tod des Sünders, ſondern ſein Leben, ſein Leben im Glauben und in der Erkenntniß des Herrn. Ich hab' dann daheim erſt Chriſtum kennen gelernt in ſeinem Wort, und ging über vom alten Teſtament zum neuen. Gott iſt auch der Gott der Liebe, der Hirt, der das verlorene Schaf aufſucht und zum Vater bringt, auf daß es nimmer verloren ſei. Wie lieb der Herr Chriſtus,

hab' ich erſt außerhalb Roms und außerhalb des Kloſters erfahren, wenn ich als Menſch unter Menſchen trat, ihnen Zuſpruch gab und geiſtliche Hülfe brachte, aber nit als römiſcher Pfaff', der ſich eindrängt zwiſchen Gott und Creatur, ſondern als Bruder zum Bruder. Selbſt iſt der Mann und muß herantreten zum Herrn. Und Chriſtus iſt lieb und gut, er läßt ſich nit blos finden, er ſucht ſelber das verirrte Schaf, klopft auch von ſelbſtens an Dein Herz und ſpricht: Habe Muth, liebe Seele, ich bin Dein Genoſſe, denn ich habe Dir die Kindſchaft des Menſchen zum Vater verkündet und bringe ſie Dir, biſt Du gut und getreu. Darum laſſet uns ſelber beten und kein Faulwamms ſein, der die Zwiſchenträger vorſchiebt. Laſſet uns beten wie er, der Liebe zu einander inne ſein wie er. Und auf daß er Einkehr in uns halte, nehmen wir das Abendmahl wie er es eingeſetzet. Brüder und Schweſtern, ich lad' Euch ein zum Tiſch des Herrn. Das ſei uns geſegnet, Amen!"

Ein Theil der Verſammelten war in's Knie geſunken, Andere blieben ſtarr aufrecht und blickten trotzig drein. Wie Luther die Kanzel verließ, ſchrie aus einem Winkel der Kapelle eine heiſer kreiſchende Stimme: „Huſſite! Huſſite!" Ein wirres Gemurmel erſtickte den Ruf, Alle aber, die zum Altar treten wollten, wichen entſetzt zurück. Luther ſtand vor dem Aller-

heiligſten; Niemand aber kam zum Tiſch des Herrn, das Abendmahl aus ſeiner Hand zu empfangen. Er blickte wehmüthig drein, ſank in's Knie und betete ſtill für ſich. Alles drängte dem Ausgang der Kapelle zu. Der Dominicaner, der am Pfeiler ohnmächtig niedergeſunken war, erhob ſich raſch und rief mit gen Himmel geſtreckten Armen: „Wenn das nicht der Teufel geweſen, der da predigte, ſo war es nur der Luther!“

Die edle Frau von Berlepſch hatte am Arm des Gatten ſchon längſt wankend und zitternd den Betſtuhl und die Kapelle verlaſſen.

Luther war der Letzte der Stand hielt, der Letzte, der aus der Kirche ſchritt. Alles war vor ihm geflohen. Auch der Burghof war menſchenleer; nur hier und da ſtanden Einzelne im Winkel und ſtarrten ihm nach wie einer Erſcheinung; nur wußten ſie nicht, war's eine gute, war's eine böſe.

Siebentes Capitel.

Der Doctor und der Ritter.

Luther war verblüfft über die Wirkungen ſeiner Predigt. Zorneifer that ihm wohl, that ihm noth, war ſein beſt Heilmittel, ihm das Geblüt zu erfriſchen. Er konnte ſich ſagen: Bin oft grob geweſt und plump,

nie aber falſch und ſcheinheilig, und Gott kennt mich! Aber die Menſchen kannten, verſtanden ihn nicht. Er hatte zum Tiſch des Herrn eingeladen und wie Einer: Huſſite! geſchrieen, waren ſie Alle von ihm zurückgewichen, hatten ihn mutterſeelenallein am Altar gelaſſen. Die Menſchen waren noch nicht reif zu dem, was er das reine, apoſtoliſche Chriſtenthum nannte, noch nicht fähig, zu dem zurückzukehren, was der Stifter des neuen Bundes gelehrt, um im Glauben an ſein Wort die ganze Summe des Heils zu ſuchen. Oder war er nicht der rechte Mann dazu, nicht der rechte Bote eines Evangeliums, der ja die Seelen gewinnen ſollte? Er ſchreckte ſie zurück.

Daß der verkappte Junker Görg ein Teufelsbanner, hatten die Leute auf der Wartburg ſich lange zugeraunt; daß er Der ſei, auf welchem Kaiſerbann und Reichsacht lagen, das wußten ſie nun ſeit ſeiner Predigt vom Endechriſt in Rom. Die Furcht vor ihm wandelte ſich um gleichſam in eine heilige Scheu. Das Ingeſinde bückte ſich tief, aber wich ihm aus, die Edelknaben thaten nur auf Befehl, was ihres Dienſtes war, ſelbſt der Burghauptmann vermied eine ganze Zeit lang den Verkehr mit ihm, als ob er bereute, ihm geſtattet zu haben, die Kanzel zu beſteigen.

Seine Haft ward von neuem eine ſtrenge. Nachts wurde ſorgfältiger die Thüre geſchloſſen, Tages über durft' er ſein Zimmer nicht verlaſſen, nur Abends in

der Dunkelheit ließ man ihn von der Burg hinunter. Die Stadt betrat er nicht mehr. Hätt' ja müſſen bei den Herren Dominicanern vorſprechen und zu den Kollegen ſprechen: Huſſite bin ich nit, aber der Luther, der Auguſtiner, der zum Diſput bereit iſt! In ſeinem Junkerwamms durft' er's nicht eingeſtehen. Erging er ſich im Walde, ſo ſchlichen Kloſterknechte umher, als ob ſie wem auflauerten und ſähen, wen ſie fingen. Er war Manns genug, Strolchen die Stirn zu bieten und ihnen, bewaffnet wie er ging, kalt Eiſen zu zeigen. Aber ſie huſchten in's Gebüſch, wenn er Halt machte und vom Leder zog. Wer ihm offen entgegentrat, dem glaubt' er gewachſen zu ſein, geiſtig wie leibhaftig. Daß man ſcheu vor ihm zurückwich, betrübte ihn zumeiſt. Es lag ein Bann auf ihm, auch wenn man den Spruch nicht vollſtreckte.

Er wurde von neuem zaghaft, ſeine Zuverſicht auf ſich ſelber und auf ſeine Sache wankte. Vielleicht war er zum Werk des Herrn doch nicht das auserwählte Rüſtzeug, oder wohl ein ſchon verbraucht Inſtrument, das Gott bei Seite warf und das nun im Winkel roſten ſollte! Kleinmuth, ſchwere Zweifel an ſeinem Werth quälten ihn Tag und Nacht. Er griff wieder zur Feder und ſchielte zornig auf den Klecks an der Wand. Für ſeinen Herrgott wollt' er ſeine Tinte verbrauchen und dem Teufel damit einen Poſſen ſpielen.

Sein Bibelwerk lag ihm zunächſt am Herzen. Sollt' es Bruchſtück bleiben? Gern hätt' er vor allererſt die Pſalmen alleſammt verdeutſcht, aber ihm fehlte ein tüchtiger, der Sprache ganz mächtiger Famulus. Er ſchrieb nach Wittenberg an ſeinen lieben Magiſter Philippus; aber Melanchthon war an ſeinen Beruf gebunden, der Hochſchule gar noth. Er klagt dem Spalatin ſeine Noth; er brauch' einen Hebräer zur Hülfe. Spalatin verſprach, ihm einen ſolchen zu ſenden, einen Mann aus Erfurt, der nicht blos in jüngeren Jahren Famulus bei Reuchlin geweſen, auch in deſſen Händeln mit den Kölner Dominicanern über den Talmud ein glorioſes Gutachten abgegeben. Im tollen Jahre zu Erfurt ſei er getauft, zwangsweiſe, ob auch inwendig, wiſſe man nicht. Er ſei dort Stadtbader, hülfsweiſe Chirurg an der Hochſchule, ſogar lebenslänglicher Scultetus der Dominicaner. Das hab' ihm ſein Freund erwirkt, der alte Prior Dominici; der aber ſei jetzt abgeſetzt, denn der Wind habe ſich von Rom aus gedrehet und man mache an der Gera Jagd auf heimliche Juden und Ketzer. Dieſen gelehrten Hebräer ſei Kurfürſt Friedrich gewillt in ſeinen Dienſt zu nehmen und dem werthen Doctor Martinus heimlich auf die Wartburg zu ſenden zur Hülfe bei ſeinem hochlöblichen Werk.

Inzwiſchen ſann Luther darauf, allerlei alte Streitſachen zu ſchlichten, ſelbſt auf die Gefahr, neue dami

aufzuſchärfen. Er ſchrieb Briefe nach allen Ecken und Enden, wollte, bevor ſein Stündlein ſchlüge, mit aller Welt einzeln Abrechnung halten, Facit machen, damit er, falls der Herr ihn riefe, rein hingehen könne, Niemanden etwas ſchuldig bleibe, ſei's in Haß, ſei's in Liebe. Und da hat er denn auch der Seinen daheim gedacht. Es waren ſchier ſechzehn Jahre, daß er gegen Vaters Willen in's Kloſter ging; und er hat es nimmer verwinden können, daß Vater Hans Recht gehabt, ihm darob zu zürnen, er aber die Mahnung an's vierte Gebot in den Wind geſchlagen. Jetzt konnt' er ja melden, es ſei aus mit der Möncherei und er trage keine Kutte mehr. Luther hat dem Vater von der Wartburg aus ein Büchlein gewidmet, ihm zugefertigt unter dem Titel: „Von denen geiſtlichen und Kloſtergelübden.“ Er ſchrieb's lateiniſch, denn er wollte ſich über den Punkt zuvor mit Genoſſen und Geweihten verſtändigen. Juſtus Jonas aber verdeutſchte es, und in der Fraumutterſprache hat es vier Jahre darnach beſten Sinnes Anſtoß gegeben, daß ein lieb freundlich Weiberherz ſich ihm zuneigte, ein gut Frauengemüth ſich des Doctors Warnung vor eingebildeten und falſchen Gelübden geſagt ſein ließ, ja mit einer ganzen Schaar von Gefährtinnen der Klauſur entfloh, dem Mahnrufe folgend, daß unter Menſchen gut zu ſein und Gutes zu üben, mehr werth ſei als Formeldienſt und Kloſterzwang. —

Auf der Wartburg konnte Martin den Vater Hans ſchriftlich bitten, ihm ſein frech Wort zu verzeihen, daß Gott ihn damals gerufen und Gottes Wille über Vaters Wunſch gehe. Nun ſei's ausgeglichen. Gott hab' ihn einſtens in die Wüſte geführt, jetzt aber erlöſet. Kappe und Platte mache den Mönch, aber nit den Chriſten; er werfe beides ab, um Chriſto lebendigen Leibes und Geiſtes zu dienen; Freiheit vom Zwange hab' er ſich errungen, und Freiheit ſei der Güter höchſtes. — Freiheit! O du lieber Herrgott! Er war ja ein Gefangner. Frei? Vielleicht vogelfrei! —

Es war ſpät Abends, als der Burghauptmann nach langer Enthaltung alles Beſuchs plötzlich in Luthers Zelle trat. Er grüßte beklommen, ſetzte ſich auf den Schemel und ſchwieg; er ſchien beladen, belaſtet, hätt' vor Erſchöpfung faſt keuchen mögen. Mehrere Tage von der Burg abweſend, hatt' er dem Wink ſeines Kurfürſten gehorſamt und Rede geſtanden. Das hatte Luther nebenbei erfahren; der Ritter ſelbſt ſprach nicht davon. Er ſprach überhaupt nicht, wie er ſo daſaß, und Luther fragte ſich im Stillen: was wird hier zu gewärtigen ſein? Die Männer ſahen ſich an und bei allem Verſtändniß ihrer treuen Seelen, bei aller Hochhaltung gegenſeitig fehlte die Handhabe zur nothwendigen Zwieſprache. Dem Ritter fiel es diesmal ſchwer, was er empfand, reif zur Welt zu bringen, und der Doctor,

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ſonſt ſo gewandt in der Hebammenkunſt, Jemand auszuforſchen und ihm das Geſtändniß zu erleichtern, dachte hin und her, was dem Werthen ſei. Endlich fragte er, wie verloren, nach dem Befinden des hochwerthen Gemahls. Das war's, was den Burghauptmann bedrückte. „Ihr iſt gar wehe," ſagte der Ritter, — „hat Gebreſte ſchwerer Art," ſtotterte er und fügte zögernd hinzu: „ſeit Eurer Predigt, Herr Doctor!"

„Daß Gott!" meinte Luther. „Hab' ich Unfug 'ſtiftet?"

„Großer Doctor, liebwerther Martin," ſagte der Ritter, „Ihr ſeid ein Mann Gottes, ein Streiter im Herrn, ein Held Gideon wider Baal und Midianiten, — aber mit Weibſen wißt Ihr nit umzugehen, auf die verſteht Ihr Euch nit."

Der Doctor ſah den Ritter argwöhniſch an, als wollt' er fragen, ob ſelbiger ſein ſpotten wolle; er, ein Mönch, wie ſollt' er mit Weibſen umgehen, ſich auf Weiber verſtehen können! Dem Ritter war aber gar nicht ſcherzhaft zu Muthe, der ſtarke Kriegsmann ſah wehleidig aus und ließ die Flügel hangen.

„Iſt ſie leidend?" fragte Luther. „Hab' ſie lang nit ſingen gehört."

„Singt auch nit mehr," ſagte Ritter Hans, „betet auch nit mehr, ſchweigt und härmt ſich zu Tode ſchier dämmert nur ſo hin."

„Bin kein Medicus, ihr leiblich zu helfen —“

„Aber ein Arzt der Seele müßtet Ihr doch ſein!“

„Nu, nu,“ machte Luther. „Hat mein Donnergepolter ſie erſchreckt?“

„Ihr habt die Macht, den Leuten den alten Glauben zu zerſtören, aber Ihr müßt ihnen auch einen neuen in's Herz ſehen.“

„Das möcht' ich ſchier; kann ich's nit?“

„Ihr nehmet den Menſchen die Krücken —“

„Das möcht' ich nit, die Lahmen brechen ſonſt zuſammen.“

„Chriſtus aber ſprach: Steh' auf, nimm Dein Bett und wandele! —“ Der Ritter ward in ſeinem Eifer beinah' ſchwunghaft und verwegen.

„Siehſte wie Du biſt!“ ſagte Luther und ſah ihn groß an. Dann ſenkte er demüthig ſein Haupt und ſprach fromm und weich: „Ich bin ein armer ſchwacher Menſch und ermangle des Ruhms —“

„Ihr nehmet den Leuten die Heiligen und gebt ihnen dafür —“

„Das einzige Heil!“ fiel Luther ein, „den einzigen Mittler zwiſchen Gott und Creatur.“

„Frauen aber wollen Zeichen ſehen und Wunder!“

„Zeichen am Himmel?“ warf Luther zwiſchen. „Sinnestäuſchungen? Oder Wunderdinge am eignen Leibe? Soll Einer Blut ſchwitzen?“

Die Zornader ſchwoll ihm auf der Stirn, ſein Antlitz wurde braunroth.

Der Ritter trat faſt erſchreckt vor ihm zurück er ſchickte ſich an, kleinbeizugeben. „Sie geht nit mehr beichten zu den Dominicanern," begann er von neuem. „Die ſchwarzweiße Kutte kommt auch nit mehr —"

„Hättet dem Schwarzweißen längſt zeigen ſollen, wo der Zimmermann das Loch offen gelaſſen!"

„Konnt' ich nit, durft' ich nit, ſolang' ſie nach ihm Verlangen trug. Bin ein Mann des Rechts."

Ein Mann des Rechts? dachte Luther, und willſt am Unrecht Anderer zu Grund' gehen?

„Sie läßt den Dominicaner nit mehr vor; derweil dieſer Mann Gottes nur Fluch, keinen Segen auf dem Herzen hat."

„Wollen Mücken ſeihen und verſchlucken Kameele."

„Nun weiß ſie ſich keinen Rath, hofft auf ein Heil und weiß nit von wannen es kommen ſoll, möcht' beichten und weiß nit wem."

„Wenn Dich Deine Sünde beißt, ſpricht Chriſtus Jeſus, ſo komm' zu mir, ich habe Salbe."

„Aber ſie kennt, ſie ſuchet, ſie hat ihn nicht, Chriſtum Jeſum."

„In Brod und Wein hat ſie ihn lebend zum heiligen Gedächtniß."

„Hat Sehnſucht danach, traut ſich's aber nit zu."

„Man muß ihr Zeit laſſen,“ mahnte Luther. Manch arme gute Seele reift nur langſam heran; mitunter freilich überkommt es uns gleich einem Blitz, wie weiland den Paulus. Gottesdienſt iſt aber nimmer Zwangsdienſt. Auch heiliget das Sacrament nit ſelbſten, ſondern der Glaube daran. Glaube nur, ſo haſt Du ſchon das Sacrament genoſſen, ſagt Auguſtinus. Und wir genießen's im Geiſt. Wie Du glaubeſt, ſo haſt Du, und was Du glaubeſt, das biſt Du. Biſt Du Deines Gottes inne, ſo haſt Du ihn, haſt ihn nur ſo weit Du ihn faſſeſt, und er wird Dein werden, wie Du glaubſt. Vollchriſten ſind wir Alle nit.“

„Sie ruft: Ich vermag's nit, das volle Opfer zu vollbringen.“

„Ein Opfer iſt's auch nimmer; das iſt altjüdiſch hohenprieſterlich. Das Opfer iſt ein für alle Mal vollbracht und zum Innewerden deſſen nehmen wir Brod und Wein als wär's ſein Leib und Blut.“

„Ohne Schmuck der Lichter, Weihrauch, Glanz und Klang?“ fragte der Ritter wie zu ſeiner eignen Belehrung.

„Laß fahren Alles, was die Sinne beſticht, es ſei Kleid, Zier, Pomp und Schmuck, oder ſonſt ein ſinnlich Halloh! Nur in Dich haſt zu blicken, liebe Seele, willſt Deines Gottes gewärtig ſein.“

„Und der Prieſter ſoll's nit allein und ganz nehmen?"

„Immer der Prieſter! Muß denn Der Alles thun, als hätt' er mit dem Herrgott den Handel in Pacht? Wir ſind Alle ein prieſterlich Volk! ſagt der Apoſtel, Alle Eines Leibes Glieder und der beſte Prieſter iſt, wer den beſten Glauben hat. Ein Bruder ſei Euch der Prieſter, der Euch Gott erkennen hilft, nit Euer Richter und Henker! —"

Bei dieſem Kern- und Wendepunkt im übergroßen Streit entfachte ſich allezeit Luthers Eifer, ſtieg feurig und drohend auf. —

„Aber ein weiblich Herz," ſagte der Ritter, — „wie ſagt doch Jeremias, der Prophete?"

„Das Herz iſt krumm, hat er geſagt, es beugt und duckt ſich, hat er geſagt, und ſucht auszuweichen; aber er ſagt's nit blos vom weiblichen, ſondern vom geſammt menſchlichen Herzen."

„Sela!" ſagte der Ritter, als müßt' er ſich ſelbſt in ſeinen Nöthen den Abſchluß geben. Er ſtand auf und flüſterte, ganz mit ſeinem hochlieben Frauenweſen erfüllt und beſchäftigt: „Sie möcht' Euch gern beichten, Bruder Martin, großer Doctor, aber ſie fürcht't ſich ſtark vor Euch. Es ſoll auch kein' Beichte ſein; etwelche Fragen nur möcht' ſie Euch ſtellen, aber ſie ſchämt ſich halt, Ihr könntet ſie verlachen, verſpotten.

— Ach, ſie meint' es ſo gut mit Euch, ängſtigt ſich jedoch über Euer eigen ewig Seelenheil bei dieſem Streit wider Gott und Welt."

„Nit wider Gott" unterbrach ihn Luther.

„Hält Euch für verloren, da Ihr ausgeſtoßen von der Kirche —"

„Nit von der Kirche Chriſti, auch nit von der allgemein chriſtlich katholiſchen, nur von der des Vaticans."

„Wollet Ihr das ſelbſten ſagen? Aber ſie will Euch nit ſehen, nur hören, nit in die Augen Euch blicken, ſie vermöcht's nit. Wiſſet, es geſchiehet um der Scham willen, falls ſie Thörichtes eingeſtände, meine hoch- und liebwerthe Frau Käthe."

„Iſt ſie Katharina getauft?" fragte Luther und blickte ganz vag in's Blaue hin, ohne zu ahnen, von was für Belang dereinſt der Name für ihn ſein werde.

Wie der Burghauptmann das Gemach verlaſſen, dachte Martin drüber nach, warum er ſich nicht auf Weiber verſtehen ſollte. Freilich verſtände ſich doch auch der ſtarke Mann, Ritter Hans, gar ſchlecht darauf; er liebte ſein Weib, und das machte ihn ſchwach.

Achtes Capitel.

Luther und die Edelfrau.

Es war eines Nachmittags, als der Ritter verabredetermaßen den Doctor zu einem Besuch bei seinem hochlieben Gemahl abholte.

Die eigentliche Hofburg, durch ein besonderes Thor mit zinnengekrönten Mauern von der Vorburg geschieden, hat Luther selten betreten. Nur zum Kirchgang in die Kapelle auf der Südseite des Landgrafenhauses ward das Thor geöffnet, oder wenn die Knechte aus der Cisterne Wasser holten; Quellwasser holt man auch heute noch aus dem Thale oder vom unteren Berge aus dem Elisabethenbrunnen, dessen wohlthuende Kraft im Lauf der Jahrhunderte nicht versiechte. Die Hofburg hatte mit den Landgrafen aufgehört ein Fürstensitz zu sein, die Wartburg war Festung und Gefängniß geworden; erst nach Luthers Zeit ward das Landgrafenhaus sammt Mushaus und Kemenate von neuem wohnlich eingerichtet, als der unglückliche Johann Friedrich, der Großmüthige zubenannt, der in der Schlacht bei Mühlberg Kaiser Karls Gefangener geworden, den Seinigen dort eine wohnliche Zufluchtsstätte bereiten ließ. Der hohe Kunstsinn des heutigen Burgherrn hat den alten Fürstensitz in der ganzen Pracht

und Blüthe des byzantiniſchen Bauſtyls wieder aufrichten laſſen. Schwind's Fresken zieren den Eliſabethengang, der zur Kapelle führt. Und im Landgrafenzimmer hat der treffliche Maler mit dem Motto: „Frau Venus hier viel Leiden bringt“ auch die Scene verherrlicht, wo Landgraf Albert, — das Volk nannte ihn den Unartigen, — mit ſeiner Gemahlin tafelt, als die „Teufelinne“, ein Hoffräulein Kunigunde von Eiſenberg, hereintritt und mit ihrem Liebreiz ſein Herz beſtrickt, dergeſtalt, daß er beſchließt die Gattin zu tödten, um die verführeriſche Zaubrerin ſein zu nennen. Sein treues Gemahl, Margarethe, ein kaiſerlicher Sproß, des zweiten Friedrich von Hohenſtaufen Tochter, hat ihm zwei Söhne geboren und doch verſtößt er die Mutter ſeiner Kinder und will ſie vernichten. Sie entflieht heimlich in dunkler Nacht. In der Kemenate nimmt ſie noch Abſchied von ihren Kindern und im Schmerz der Trennung iſt ihr Kuß dem Einen, dem Friedrich, ſo fühlbar, daß er davon Zeitlebens das Mahl auf der Wange trug und der Gebiſſene hieß. Margarethengang aber heißt noch heute der kleine Corridor, durch den ſie in's Eſeltreiberſtübchen entſchlüpfte. Allda hing vor dem Fenſter ein Krahn, mit welchem man in Körben Brod und Lebensmittel aufzog. In ſolchem Korbe ward Margarethe am Seil heruntergelaſſen, um Alles zu verlaſſen, was ſie mit treuem Herzen geliebt.

Ritter Hans von Berlepſch führte den Junker Görg in das Pirkheimerſtübchen, wo die beiden Edelknaben wohnten. Den Namen hat das Zimmer erſt jetzt erhalten, ſeitdem die hohe Gemahlin des heutigen Burgherrn und Landesfürſten allerlei Geräth zu Nürnberg ankaufte, um damit auf der Wartburg ein Gemach auszuſtatten zur Bezeichnung eines edlen, werthen Zeitgenoſſen Martin Luthers. Daran ſtößt, ehedem durch eine Thüre in Verbindung, beſagtes Eſeltreiberſtübchen. Auf der Fenſterbrüſtung hing auch damals noch ein Krahn, der Körbe auf und niederzog. Ob's derſelbe war, der die arme Landgräfin gerettet? Sein Balken ragte wie ein Arm hinaus, der ſich ausſtreckt, Hülfe zu bieten. Doch trug er nicht fürder mehr ſo edle Laſt, obſchon es juſt die zwei Edelknaben waren, die ſich zum Scherz und Schabernack daran auf und niederließen. Die beiden Männer überraſchten ſie bei dem Spaß, blieben ſtehen und beſahen ſich das Inſtrument; Rad und Winde ſchienen noch ganz gut in Stand zu ſein, eine ſchwere Bürde zu tragen. Die Edelknaben waren bei Seite getreten und ſchämten ſich, beim Spiel, ſich dort zu wiegen und zu ſchaukeln, überraſcht zu ſein. — Daß der Krahn alsbald einen armen Flüchtling heraufziehen und retten ſollte, ahnte niemand.

Ritter und Doctor ſchritten durch den Margarethengang, der zur Dörnitz führte, wo Frau von Berlepſch

wohnte, wenn ſie den Gatten auf der Wartburg heimſuchte. Dörnitz hieß in alter Zeit ein Frauenhaus, in welchem man dörrte,. d. h. mit Oefen heizte, zum Unterſchied von Palas und Kemenate, wo prunkhafte, weitgehöhlte Kamine eine ſchlechte Wärme gaben.

Es begann ſchon zu dunkeln, als die beiden Männer in die Behauſung der Edelfrau traten. Aus dem Innern tönte ein leiſer Geſang, verſtummte jedoch ſobald ſie das Haus betraten. „Sie ſingt," flüſterte der Burghauptmann, „ihr einziger Troſt. Sie ruft nach Hülfe, weiß aber nit, von wannen ihr ſolche kommen ſoll!"

Die Vorhalle war ſchier wie eine Kapelle geſtaltet. In der Niſche ſtand ein Betpult, über ihm brannte eine kleine Lampe mit ſchwachem Licht. Auf einem Geſtell, das ſich wie ein Katafalk anließ, hing ein ſchwarzer Rittermantel mit weißem achteckigen Kreuz, — das Gewand von Katharinens erſtem Verlobten, der als Johanniter im Morgenland verſcholl. Darüber an der Wand hing das Stück eines Schleiers, zu einer Schleife geflochten, die eine blonde Haarlocke umſchlang. Es war das Amulett, das die Braut dem ſcheidenden Ritter, der ſich Gott geweiht, auf die Heilfahrt mitgegeben; er hatt' es auf ſeiner Schulter über dem Panzerhemd getragen. Es waren die Reliquien des verlobten Jugend-

freundes, die man der Braut gesendet; seine Waffen hingen in der Rüstkammer auf dem Kiffhäuser Berge.

Luther überschaute trüben Blickes den Apparat der kleinen Todtenkapelle. Es ist gar schön, die Todten zu ehren, dacht' er bei sich, aber es kann auch zum müßigen Spiel werden, zu einem gefährlichen, vergißt man dabei der Lebendigen. Er sah den Burghauptmann fragend an, der rathlos und wehleidig dreinblickte.

„Hält sie hier noch immer ihre Andacht?" fragte Luther, „im Glauben, der Gestorbene sei ihrer Fürbitte benöthigt!"

„Es kam," flüsterte der Ritter, „von neuem die Kunde, er sei nit todt, er sei insgeheim aus Palästina zurückgekehrt, wolle einen neuen Orden stiften, sei Mönch geworden."

„Dann ist er geistig todt," sagte Luther. „Lasset doch die Todten ihre Todten begraben, Gott ist ein Gott der Lebendigen!"

Eine Dienerin trat aus dem inneren Gemache und wechselte einige Worte mit dem Burghauptmann; die Thür blieb offen und der Ritter bedeutete Luther, daß sein Gemahl seiner gewärtig sei. Luther blieb auf der Schwelle stehen, während der Ritter an das Ruhebett trat, auf welchem die Edelfrau lehnte. Wie sie ihm ein Willkommen bot, vernahm er die sanfte tiefe Altstimme, die in jener Nacht gesungen und ihn so wunder-

bar gemahnt an die wohlthätige Heilige ſeiner erſten Jugend, Frau Urſula Cotta zu Eiſenach. Es war ganz dämmerig im Zimmer, die Fenſter durch Vorhänge und Schleier verhüllt, das Licht der kleinen Lampe im Vorgemach warf durch die offene Thür nur einen unſichern Schein hinüber, Alles in der Umgegend war geheimnißvoll in Nebel getaucht, es war das Allerheiligſte im Gemach einer hülfsbedürftigen leidenden Frauenſeele; Linien und Farben blieben verhüllt, nur die Bewegung einer weißen Hand auf dem Lager ward ſichtbar, das Klopfen ihres Herzens hörte und verſtand ſie nur ſelbſt, ſoweit ſie wußte, was mit ihr geſchehen. Sie war eine Kranke, die um ihr Leiden weiß, aber an keinen Arzt mehr glaubt, der ſie heilen könne.

„Da iſt der Junker," ſagte Ritter Hans, „unſer gefangener Görg, ein Mann Gottes, der neue Heilverkünder."

Vom dunkeln Ruhebett ertönte ein leiſer Schrei; es war ein Gemiſch von Angſt und zweifelhafter Zuverſicht.

Luther glaubte ſich bei der Edeldame bedanken zu müſſen für all' die wirthliche Pflege, die er im Hauſe unverdient genieße; er wolle nur hoffen, daß er ſelber hier nicht irgendwem Unſegen bringe.

Der Ritter fragte beſorgt um Frau Katharinens Befinden. Davon wollte ſie nicht Rede ſtehen; vielmehr

Nachfrage halten nach dem Befinden Deſſen, der ihr die Bußfahrt verleidet habe, ſo ſchwere Anklagen erhoben wider Rom und ſeine Heiligen. Wiſſen möcht' ſie, ob Einem dabei ſelber wohl ſein könne, ſo hart und erbarmungslos zu verdammen, was Tauſenden ein Heil geweſen und was ſeit Jahrhunderte geheiligt ſei durch Blut und Martern. Sie ihrerſeits habe von der Geſchichte eines Juden gehört, der nach Rom gekommen und trotz der Gräuel Einiger oder Vieler dort am Tiberſtrom ſich taufen ließ, weil er gemeint, daß diejenige Religion die wahre ſein müſſe, die mitten in der Sündhaftigkeit ihrer Bekenner ſeit einem Jahrtauſend Beſtand gehabt.

Luther erwiderte, ſo viel Scharfſinn habe wohl nur ein Jüd', und ſo viel Milde wohl nur ein Weib. Und der wälſche Novellenſchreiber, der Boccaz, ſei ja doch ein arger Schelm geweſt. Ging' es nach ihm, ſo müßten wir Chriſten ſein, „nit weil, ſondern obſchon und trotz alle dem!" Der Gräuel Roms bedürf' es nicht, wir könnten frei, unbehindert Chriſtum erkennen und vor ſein Angeſicht treten.

Die arme Frau ſtöhnte: „Ich ſeh' ihn nit, erkenn' ihn nimmer, kann ihn nit erreichen. Drüben, drüben, — ein Abgrund zwiſchen, die Brücke ſchwankt, — ich bedarf einer Hand, die mich leitet, eines Zeichens, das mir der Himmel giebt."

O mein Gott! dachte Luther. Wie erleucht' ich dieſe Seele?

„Ich hab' gerungen nach meinem Heil! Ich hab' Gutes thun wollen, und Ihr verwerfet die guten Werke."

„Das ſei ferne!" entgegnete ihr Luther. Er gab ihr den Beſcheid, den wir von ihm kennen: Die Werke bezeugen, daß Einer gut und fromm, aber ſie machen ihn nicht gut und fromm. Lebendiger Glaube iſt mehr werth als Werkelei ohne innere Bekehrung. In den Schoß legen dürfe nicht der Chriſt ſeine Hände, Glaube ohne Werke ſei auch todt, aber Werke ohne Glauben „noch tödter als todt."

Frau Katharina ſeufzte tief. Dann richtete ſie ſich in die Höhe, griff mit der Hand an die Stirn und ſprach: „Ich hatt' dieſe Nacht ein Traumbild. Ihr erſchient mir, Doctor Martin. Ein ſtarker Simſon ſtandet Ihr da. Ihr rütteltet an den Säulen eines Tempels. Die Säulen brachen, das Dach wankte, der Tempel ſtürzte zuſammen, Ihr aber ſelbſten laget unter den Trümmern zerſchmettert am Boden."

„Soll ich der Simſon ſein, — nun denn wie Gott will!" ſagte Luther. „Blind aber bin ich noch nit. Stürzt der Tempel zuſammen: was liegt dann an mir. Dermalen ſchützt mich mein Landesfürſt, und mit dem weiſen Friedrich dämmert wohl ein Licht heran in deutſchen Fürſtenſeelen."

„Warum seid Ihr in's Kloster gegangen?“ fuhr sie auf. „Was trieb Euch an dazu? War's nit ein Ruf vom Himmel?“ —

Nicht sie also schien hier beichten zu wollen, vielmehr eine Beichte zu fordern. Oder war's vielleicht nur weibliche Neubegier, die danach verlangte, einen Blick zu thun in eine Menschenseele, die sie für verloren hielt?

Luther hätt' ihr sagen können, daß er, wär' er nicht in's Kloster gegangen, „die Grundsuppe des Unfals gar nit ausgekostet,“ kein Anrecht erlangt hätte sie zu verwerfen. Er hatte sich auf den Sessel niedergelassen, den ihm der Burghauptmann angewiesen. Er faltete die Hände, wandte die Blicke, die ja in der Dämmrung außen nichts erfaßten, rückwärts gleichsam, ging in sich und athmete schwer und tief. Er durfte sein Bekenntniß nicht zurückhalten; that es doch vielleicht Einer gut, die selber nach einer Clausur verlangte, im Wahn, dort sei das Heil. Er mußte und wollte Rede stehen ehrlich und getreu:

„Hab' eine unfreundliche Kindheit gehabt, konnt' in angeborener Lässigkeit den Eltern und Lehrern nit genügen, weshalb sie mich gar hart züchtigten. Mag auch wohl gut gewest sein, denn sie meinten es nit bös. Ich aber ward schüchtern darob und in mich gekehrt. Die Mutter sagte, in der Frommheit könnt' man sich

nimmer genug thun. Das verblüffte mich und ich gewöhnte mich, zu denken, ich ſei von Haus' aus verworfen und dem Herrgott einen Tod ſchuldig, da all die Strafen unzulänglich, mich zu retten. Auch der Präceptor in der Trivialſchule zu Mansfeld, der mich ſiebenjährigen Schwächling zur Schulbank ſchleppte, hat für mich den Bakel ſelten aus der Hand gelegt. Das machte mich verſtockt, und ich lief oft in den finſtern Wald, mich vor den Menſchen zu bergen. Neben der Ruthe ſollt' man denen Kindern auch halt allzeit den Apfel zeigen zur Belohnung, wenn ſie brav ſind. Macht's doch die Mutter Natur auch ſo; und an der Haſelgerte wächſt gleich zur Hand die ſüße Nuß. — Vater Hans war zu Möhra als eines Bauern Sohn gebürtig. Großvater Heinz übergab dem älteren Sohn den Hof und da ging der jüngere Hans, mit der Haue nach Eisleben, ſein Brod ſich im Tagwerk zu verdienen. Allda hab' ich der Welt Licht erblickt, wenn's ein Licht war was ich erblickte und nit eitel Stockfinſterniß. Sechs Monat nach meiner Geburt zogen die Eltern in's Städtchen Mansfeld, allwo ich klöſterlich geſchult worden von Kindesbein an. Die Mütter achten ſich ſelig, wenn ihre Söhne wohlfeil Prieſter werden können, für ſie und die ganze Sippe zu beten. So ein Bub ſollt' dann gut ſein und gut thun für Alle, und anders als mit Geheul und Geplärr geht's ja nimmer in den lichten

Himmel, wie ſie wähnen. Ich aber mein', daß all die Eſelſtäll' der Kloſterſchule in des Teufels Abgrund verſinken müſſen, eh's gut wird unter Chriſtenmenſchen. Nichts als Verdummung daſelbſt, und in den Hochſchulen geſellt ſich Hochmuth dazu und zum Dünkel hochſtolzige Sophiſtik. Statt Chriſti Lehren zu erkennen, forſchen ſie dort nach den wurmſtichigen Verdienſten von tauſend Heiligen, ſtatt Gottes Gebote auszulegen, ſtreiten ſie ſich ſubtil, wieviel Engel auf der Spitze einer Nähnadel Platz haben würden, da ſie doch ſo luftig und duftig wie Wind."

„Hat's denn der Engel keine?" fragte die Edelfrau mit zitternder Stimme.

Luther ſagte: „Engel ſind Gedanken Gottes, Boten zwiſchen ihm und uns, die auf und niederſteigen zwiſchen Himmel und Erde. Der Flügel brauchen ſie nit; wir ſelber ſollen geflügelt ſein in all unſerm Denken, Tichten und Trachten."

Frau Katharina ſeufzte tief und ſchwieg. Luther wußte ſich keinen Rathes und ſenkte das Haupt.

„Redet!" ſagte ſie dann: „Ich muß wiſſen, wie Einer das Heil ſeiner Seele verlor und — es wieder fand?"

„Ich will Euch beichten," ſagte Luther, „als wäret Ihr ein Prieſter und ich ein arm bös Sündenkind." Er drückte ſeine Hand an's Herz, ſich zu bezwingen,

und fuhr ruhig fort: „Vater Hans war lange Zeit ein armer Hauer im Bergwerk und hat ſich weidlich abgemüht. Wie er etwas zu Kräften kam in ſeiner Handtierung, wollt' er, ich ſollt' ſtudieren. Da es aber daheim nit fleckte, ward ich nach Magdeburg in die Currendſchule geſchickt, zu den Rollbrüdern. Die pflegten Kranke und beſtatteten Todte, wollten aber auch blühende Jugend heranziehen, und das geht halt nit zuſammen. Grau in Kleidern mit ſchwarzem Scapulier, trieben ſie uns Buben oft bei Sturm und Regen vor die fremden Thüren, Brod zu betteln. Ich ward ſchwermüthiger noch als je, Alles war hart, herb und harſch bei dieſen Männern des heiligen Franz. Troſt fand ich dort blos an der Predigt des Peter Andreas Proles. Der ſprach ſehr feurig und hoch gut, aber mehr von der Güte Gottes als von der Tücke des Teufels, mehr vom Himmel als von der Hölle. Das gefiel den Rollbrüdern nit; ſie meineten, es müßt' Alles erſt caputt gehen, eh's beſſer würde, denn Alles hienieden ſei Finſterniß und wir müßten wie der Bergknappe auf dem Hund durch den Schacht fahren einem kleinen fernen Lichtpunkt entgegen, der uns Luft giebt und uns zu Tage bringt Ja wohl! Nur hab' ich den fernen kleinen Punkt, der Licht und Luft giebt, erſt ſpät und gar anderswo funden. Der gute Pater Proles war nit nach der frommen Brüder Sinn, das mußt' ich büßen. Wenn

ich heimlich zu ihm in die Kirche ſchlich, ward ich hart gezüchtigt. Da lief ich endlich fort von Magdeburg, bettelte mich durch nach Mansfeld zurück und betrat zitternd und bebend das Haus der Eltern. Ich bat: Nehmt mich mit in den Berg, ich will arbeiten mit der Haue Tag und Nacht; auspeitſchen laß ich mich nit. Ich wollt' im Schweiß meines Angeſichts mir's Brod verdienen, mir Händ' und Füß' im Werkeln blutig reiben; aber daß der Herrgott an meinen Wunden afterwärts ein Wohlgefallen hätt', das glaubt' ich nimmer! Vater Hans fuhr nit wild auf, aber ſagte, ich müßt' der Familie Ehre machen, was Rechtes lernen das hieß dann: die Rechte ſtudieren. So kam ich nach Eiſenach zu den Franciscanern in die lateiniſche Georgsſchule, allwo ich vier Jahr lang hauſte. Ja die liebe Stadt Eiſenach ſpielt 'ne Rolle in meinem armen Leben, immer lief ich dicht an kaltem Eiſen vorbei zu Eisleben und zu Eiſenach. Selbſt für Vater Hans iſt unſere Stadt von hohem Werth geweſt, hier hat er die Mutter, die Grethe Lindemann, aus dem Würzburgiſchen gebürtig, kennen gelernt und gefreit. Und ein Eiſenacher von Geburt war auch zu Erfurt mein Lehrer, Jodocus Trutfetter, der geſtrenge, ſchier altbackne Scholaſtiker, der mir aber doch noch in ſein zürnend Wort ſein väterlich Herz zu legen wußte. Ich ging, glaub' ich, ſchier in mein achtzehntes Jahr, als

der Vater Hans plötzlich zu Eisenach wieder erschien, im dunkelgrünen Wamms, in Kniehosen von schwarzem Sammet, Reiterstiefeln und Barett mit Marder verbrämt. War ein wohlhäbiger Mann worden, hatte zu Mansfeld eigen ein Haus und zwei Schmelzöfen erworben, sogar Rath bei der Stadt war er worden. Ich sollt' nun höher 'nauf. Die Franciscaner gaben mir ein gut Zeugniß und ich sollt' auf eigen werthe Kosten zur Erfurter Hochschule. Vater Hans nahm mich mit und stattete mich aus daheim. Ich weiß noch sehr gut wie's herging beim Abschiedsschmause bei den Eltern. Ein Vielgereister war zugegen, der die Fuggerschen Bergwerke in Tirol besucht hatte und viel von Wälschland wußte. Er erzählte vom Dominicaner Savonarola, den sie zu Florenz, in der Stadt der Blumen, gefoltert, erdrosselt und verbrannt. Warum? Das machte mich schier tiefsinnig. Der Florentiner Mönch hatte von den stolzen Hohenpriestern Roms einen tugendhaften Wandel verlangt. Das war hart und er fiel als ihr Opfer. Wie aber konnte ihn der Herrgott in Stich lassen, wenn er Gottwohlgefälliges betrieb? So fragt' ich mich, und fand die Antwort still für mich: Er hat wollen ein Prophet sein, Gottes Rathschluß im voraus wissen! Also, dacht' ich, liegen im Menschengeist Demuth und Hochmuth gar dicht neben einander! Und selbst einen Auserwählten wirft Gott dann leicht wie alt Eisen, als

ſchlecht Inſtrument bei Seite. Das war Wurmfraß für mein Herz. — Nach Vaters Wunſch mußt' ich zu Erfurt Jus tractiren. Römiſche Geſetze kamen mir aber wie angeerbte Uebel vor, ſo die arme breßhafte Menſchheit weiterſchleppt. Ich that dem Vater den Tort an und ward der Weltweisheit Magiſter. Mußt' alſo Dialektik treiben nach dem von den römiſchen Pfaffen verdorbenen Ariſtoteles. Ich erſoff ſchier in eitel Sophiſtik. O, daß ich doch mit Vater Hans hätt' können auf Hinterleder in Schacht fahren! Es ſollt' nit ſein. Nun ſo wollt' ich denn doch in einen Schacht fahren, in den Schacht Gottes mit Haut und Haaren, um ihm gerecht zu werden oder ihn zur Red' zu ſtellen über ſeine Weltregierung. Ich wollt' ſchier an die Pforte der Ewigkeit klopfen und darauf harren, bis Einer: Herein! riefe. Hatt' auch immer einen Ekel an der Scholaſtik und mocht' nit länger über des Altgriechen Sittenlehre dociren; ſeine Moral thut's auch nimmer. Man muß dem Herrgott ſchärfer in's Antlitz gucken, ſich ihm dreiſter an's Ohr legen, ganz heimlich ſtill in Einſamkeit. Da befiel mich ein jäher Schreck über den plötzlichen Tod eines Freundes, den eine Mörderhand mit Meſſerſtichen traf. Mein Alexis war ein weit beſſerer Menſch denn ich, und mußte dahin, kurz nachdem er an der Seite einer Braut ſich gerühmt, der glücklichſte unter Gottes Sonne zu ſein. In meinem

Schmerz lief ich Nachts hinaus in die wüſte Haide vor Erfurts Thoren. Ein Gewitter zog am Himmel auf, und als ob der Gott des Zornes mich noch einmal ſchrecken wollte, ſchlug der Blitz jach neben mir ein. Ich taumelte zurück und war überzeugt, es ſei nur unverdiente Gnade, daß ich am Leben blieb. Dafür glaubt' ich dem Himmel ein Opfer, einen Tod, meinen eignen Tod ſchuldig zu ſein. Von Blitz und Donnerſchlag geblendet und betäubt, mußt' ich an den Apoſtel denken, der auf dem Wege nach Damascus aus einem Saulus plötzlich ein Paulus wurde. Es wetterte um mich her, und ſinnverwirrt wie ich war: zu wem ſollt' ich beten? Zu Chriſto? Ich kannt' ihn ja nit, lernt' ihn ja erſt kennen, als ich im Kloſter, unter altem Geröll im Winkel der Bücherei eine Bibel gefunden. Zur heiligen Jungfrau konnt' ich rufen, denn daran war man gewöhnt von Kindesbeinen auf. Allein Maria genügte mir nit einmal in meiner Bethörung, ich griff höher hinauf im Regiſter der Heiligen, ſchrie zur Mutter der Mutter Maria, alſo zur Großmama Chriſti und ſprach: Sancta Anna, ſteh' mir bei, ich komme zu Dir, will Mönch werden und der Welt Valet ſagen! Vater Hans war dawider, denn ich ſollt' ſein Stammhalter ſein. Ich ſagt' ihm, Gott habe mich gerufen mit einer Stimm' vom Himmel. Ei, ſprach Vater Hans, das ſei Hochmuth und es ſtehe geſchrieben, man ſolle Vater

und Mutter ehren, auf daß es Einem wohlgehe auf Erden. Ich sagt' ihm, ich hätt' ein Gesicht, eine Erscheinung gehabt. Ei, sprach er, kann das nit ein Teufelswerk gewest sein, ein Gespuknitz, Zufall, Gaukelspiel der Sinne? Und der Vater Hans hat wohl Recht gehabt."

Luther schwieg; ein wehleidiger Seufzerhauch vom Lager der Frau Katharina unterbrach ihn; dann fuhr er fort: „Ich blieb in der Einbildung, mich habe Gott gerufen, in der Anmaßung, ich sei ein von ihm Auserlesener, Bevorzugter; blieb in der Bethörtheit, man müsse, um dem Herrn zu dienen, sich aller Pflichten als Mensch unter Menschen entziehen, und so ging ich zu den Augustinern in's Eremitenkloster. Es war im Sommer 1505, und ich hielt allda aus, selbst als die Pest die Comilitonen der Hochschule verjagte. Im Buch der Bücher las ich alsbald die Geschichte Samuels, den seine Muttlr dem Herrn weihte. Da stand mein Schicksal geschrieben; ich mußte Gott mich weihen, ihm ganz angehören, ihm allein und die Welt verachten. Ist je ein Mönch durch Möncherei in Himmel kommen, so wollt' auch ich's, mit Gewalt. Ich betete, fastete, kasteiete mich. Schlaf floh meine Augen, schlotternd ging ich Tags einher und Nachts war bei mir Heulen und Verzweiflung. Ich fand keine Erlösung, denn ich kannte noch nit das Wort, das Wort der erlösenden Liebe.

Ach, die Anfechtung, die Gelüſte zum Böſen ſteigern ſich erſt recht, je mehr man Anſtalt macht, ſie zu bekämpfen; man ruft erſt recht auf, was man in ſich auspeitſcht, und die Finſterniß des Wahns wird immer tiefer und dunkler, je mehr man mit dem Wahn liebäugelt. Ich hatt' mich für einen Auserleſenen gehalten und war doch nur ein armer verworfener Wurm, zumeiſt geplagt von meiner ſündhaft geſteigerten Schwermuth und Traurigkeit. Bald freilich fühlt' ich wohl, daß ich mit eitel Formeldienſt mir blos den Tod freſſen würde, ich blieb bei all dem frommen Ceremoniell, noch ſo fleißig betrieben, ein elender Mann, hatte täglich ſieben Horen abzuwarten, die erſte nach Mitternacht, die zweite wenn der Hahn krähete, die übrigen um ſechs, neun, zwölf und drei Uhr bis zur Complet Abends, wozu noch für beſondere Tage vieles Andere kam, als Meſſeleſen, Beichtabhalten, Terminiren. Mußte die Kirche fegen, den Abort reinigen, mit dem Bettelſack herumziehen, Almoſen zu ſammeln. Das alles ertrug ich in dem Wahn, Gott ſei damit gedient. Was ich aber nit ertrug, das war die neidiſch gehäſſige, ganz weltliche Geſinnung der meiſten Kloſterbrüder. Ich war wirklich fromm, ſie aber nur zum Schein. Unſchuldig und rein wollt' ich bleiben, und ſträubte mich, mit ihnen geheim Böſes zu thun. Das nannten ſie meinen Hochmuth, meinen lächerlichen Dünkel. Wenn ich im Winkel ſaß, um in

der Schrift Gottes Lehre zu erforschen, wälzten sich die Brüder in der himmlischen Fundgrube der Legenden und ergötzten sich an all den Fabeln, wie die Heiligen sich heiser geschrieen, sich wund gerieben, eitel im Wahn, dem Herrgott sei mit einem geschundenen Leibe mehr gedient, als mit einer gesunden Seele. Ach, der Schein der Heiligkeit im Klosterleben schwindet alsbald, und was übrigbleibt, ist trübes, stumpfes Brüten. Meine Einkleidung als Mönch war wie ein Hochzeitsfest gefeiert; ich sei nun, hieß es, ein Bräutigam des Himmels und werde alsbald über Leben und Tod im Diesseit und Jenseit gebieten. Das traut' ich mir nit zu, hielt mich nimmer für reif dazu. Sie machten Alles mechanisch ab, spotteten mich aus und sagten, ich wollt' ein Sublimer sein, den man demüthigen müsse. Sie untersagten mir auch das Lesen der Bibel, mein einzig Labsal; sie besorgten, ich könnt' damit ein Uebergewicht über sie erlangen; um so mehr quälten sie mich mit niedrigen Diensten. Nur mit Mühe setzte mein Johann von Staupitz, der Provincial der Augustinerklöster, es durch, daß sie mich eximirten. Auch meine Collegen von der Hochschule hatten sich selber verletzt gefühlt in Einem, der doch schon bei ihnen Baccalaureus geworden. Endlich mir selbsten freier überlassen, verfiel ich aber, ohn' alles thatkräftige Handeln, noch mehr in ein innerlich Brüten fauler Eier. Ich konnt' nit gottgefällig denken, weil ich

nit gottgefällig lebte, ſchafft' und wirkte. Wie die Hyäne, ewig heißhungerig, konnt' ich mir nimmer genug thun, gegen mein Fleiſch zu wüthen. Aller Schein von Heiligkeit, Anfangs erträumt, dann erheuchelt, ſchwand vor mir, denn ich hatt' einen gebrochenen Geiſt und ein dick ſchwerfällig Geblüte. Mir war oft die Kehle vom Gebetſchreien und Gröhlen ſo ausgedörrt, daß mir beim Abendmahlnehmen das Sacrament am Gaumen kleben blieb und nit hinunter wollte. Da meint' ich, man müßt' mir im Rachen das Fleiſch abſchaben, weil dies mein Fleiſch ſündige. Ein Mönch wird leicht ſpitzfindig und caſuiſtiſch, ſchwer ein ehrlicher Kerl. Und wenn er zur Hölle fährt, weiß er noch, wo der Zimmermann ein Loch für ihn offen ließ. Ich aber erſtickte und erlahmte faſt im Syſtem ſelbſtquäleriſcher Obſervanzen. Oft ſank ich unter meinen Geißelhieben ohnmächtig zu Boden, und wie ich lange nit zum Vorſchein kam, erbrachen ſie meine Zelle und fanden mich halb entſeelt. Mit Muſik ha'n ſie mich dann wieder zum Bewußtſein gebracht. Die holde Tonkunſt vermag das, und ein guter Freund wußte das von mir. Mein Gewiſſen war in all dem Gefühl der Selbſtungenüge gar ſehr überreizt und überfeinert. Mit Maulwurfsaugen ſpürt' ich nach Verderben in mir, das kleinſte Vergehen erſchien mir ſchon als Todſünde. Mein Staupitz war verſtändiger. Einſt, als ich ihm gebeichtet, ſagte er: Ei, das

ſind ja gar keine rechtſchaffene Sünden, das ſind ja Puppenſünden, Gott zürnet nit mit Dir, ſondern Du mit ihm! — Und ein alter Kloſterbruder, der ſchon am Rande des Grabes ſtand, hatte Mitleid mit meinem Elend und flüſterte mir heimlich zu: Was barmſt denn ſo? Thuſt ja, als ſei Chriſtus nit ſchon für uns geſtorben. Er litt ja zu unſerem Heil und that des Guten ſoviel, daß unſere Schäden damit gedeckt ſind! — Das war's, was mir fehlte. Mein Thun erlöſt mich nit, ſondern mein Glaube an Den der da erlöſet; mein liebvoll Eingehen in ſein Weſen, in ſeine Lehre, Lieb' und Güte iſt die alleinige Rettung. Früher hatt' ich Anfechtungen des Teufels gehabt, und dieſer Erzfeind in mir war ich ſelber. Chriſtus muß in uns auferſtehen und den Teufel verdrängen. Das iſt die rettende That. Gefahr liegt auch hier nahe. Lief ich ehedem Gefahr, zu verteufeln, ſo mußt' ich nun demüthig bleiben, um nit mich ſelber zu vergotten. Auch dabei hätt' ich können untergehen, aber mein Staupitz, der mich nach Wittenberg berief, drängte mich die Kanzel zu beſteigen. Das gab mir Luft, ich erſtickte nit mehr in mir ſelber, ich bemächtigte mich Andrer in Predigt und Seelſorge, ſeitdem ich Vicar an der Stadtkirche geworden. Indem ich Andern das Heil zu ſuchen mich bemühte, fand ich es für mich ſelbſten, fand in der Gemeinſchaft mit Andern Labſal für ſie und mich. So ward ich, wozu ich mir ge-

boren ſcheine, ein Schulmeiſter, Einer der da lehrt, wie man lernen müſſe, und indem er lehrt, ſelber erſt lernt. Hab' auch die 95 Theſen damals nur als Seelſorger angeſchlagen, weil ich gefunden, daß nit äußerlich Werkeln, nur innerlicher Wandel rettet und erlöſet."

Ein tiefes, langgezogenes „Oh!" ertönte vom Lager der Edelfrau. Die beiden Männer ſaßen ſtill und lauſchten, ob ſie ſprechen werde. Sie hörten eine leiſe Bewegung, ein Raſcheln mit der Decke, die ſie über ſich gebreitet; der matte Schein der Lampe im Vorgemach ließ aber nichts deutlich wahrnehmen. Frau Katharina hatte ſich halb vom Ruhebett erhoben, ſaß aufrecht und ſtützte ſich auf den Elbogen ihres Armes. Sie dankte Doctor Martin für die Beichte, die er abgelegt. Dann fragte ſie, ob er denn nun erreicht habe, was er gewollt, inneres Glück, Frieden mit ſich und Zuverſicht der Welt gegenüber.

Luther ſagte ernſt und betrübt: „Rom hat mich verworfen, das trag' ich leicht. Kaiſer und Reich ha'n mich verworfen, daran trag' ich ſchwer. Wenn Gott mich verwirft, iſt es aus mit mir."

Er ließ das Haupt ſinken und ſchwieg. Niemand unterbrach die feierliche Stille. Dann ſah er den Burghauptmann fragend an und ſagte ſchüchtern: „Noch bin ich bei meinem Friedrich in Gnaden, aber heimlich, als Gefangener in der Enge. Und doch wird mich's nit

lang' hier dulden, ich werd' hinaus müſſen, meine Arme ausſtrecken, mit der Welt ringen, nit wie Jakob weiland mit einem Engel, ſondern wie ein Verzweifelter mit einem Teufel der Finſterniß. Möcht' ich ein Herkules ſein, der den Rieſen Antäus von ſeinem Boden hebt, ihn in der Luft erwürgt!"

Frau Katharina ſagte zitternd: „Möchtet Ihr es derweil Euch hier wohl ſein und gefallen laſſen!" Eine feine weiße Hand ſtreckte ſich aus dem Dunkel ihm entgegen; Luther griff nach der Hand und drückte ſie an ſeine Stirn. Der Burghauptmann trat zu ihm und legte ihm die Rechte auf's Haupt. So fühlte er ſich in freundſchaftlicher Liebe unter zwei guten Menſchen wohl und geborgen. Er athmete froh, beinahe freudig auf und ſagte: „Bin ja ſchon einmal hier heimiſch wohl und geborgen geweſt in Eiſenach, meiner lieben Stadt. Schier ein fünfzehnjähriger Bub' ward ich daher geſchickt und hatte die Freiſtelle zu Sanct Georg, d. h. hatte da Alles frei, auch Hunger und Durſt, und wenn uns das quälte, machten wir Currendeſchüler die Runde von Haus zu Haus, ſingend und bettelnd, uns Brod zu ſchnurren. Ein Partekenhengſt bin ich hier geweſt; ſo ſchalt man uns nach den Partikeln, denen Stückchen Brod, die wir ergatterten. Wir ſchrieen oft mit recht verzweifelter Stimme nach Futter, zumal um die Weihnachtszeit, wie die Spatzen auf dem Dache, die nach Körnern ſuchen.

Es war juſt einmal ein recht bitterkalter Wintertag. Wir heulten wie die Wölfe ein Lob Gottes, ein Lob der Mutter Maria, hätten aber ſchier des Teufels werden mögen, der ſich ſeine Bratäpfel in der Hölle wärmt. Keine Thür that ſich auf, keine Hand war offen die ganze Straße hinunter. Da plötzlich tritt ein Engel Gottes herfür, eine edle Frau, reicht uns Brod und Wein — es ſchmeckte uns, Gott verzeih's! wie Abendmahl. Und mich zog ſie aus dem Rudel in's Haus herein und ließ mich niederſitzen am Kamin; ſie ſagte, ſie hätt' meine Stimme vor allen heraus erkannt. In der warmen Stube ſtand der Herr Konrad Cotta und ſtimmte auf einer Flöte die fromme Weiſe an, die wir Scholaren, klappernd vor Froſt, draußen ſo ſchnöd' geſungen. Er zeigte mir die Griffe auf dem Inſtrument und hielt mich an, ich ſollt's auch ſo thun. Aber die Finger waren mir ſtarr und klamm. Frau Cotta rieb ſie mir, bis ſie gelenk wurden. An der Wand hing eine Zither; die nahm ſie herunter und griff die Töne des Weihnachtsliedes: Vom Himmel hoch da komm ich her! Singen konnt' ich und nach dem Honigſchleim, den ſie mir reichte, ging's auch gut und glatt, obwohl ſie ſagte, ich thät's halt blos von Natur und müßt' es mit Kunſt und Einſicht lernen; ich ſollt' nur kommen, da wollt' ſie mir's einüben. Da kam ich denn oft, bis ich ganz im Hauſe blieb. Im oberſten Stock war eine

Bodenkammer frei, die ward mir hergerichtet. So kam's, daß ich wie Kind im Hause war. An der Frau Cotta hatt' ich eine Lehrmeisterin, eine Pflegerin, eine Freundin, ach! eine Mutter, die mir geistig und leiblich mehr Gut's thun konnt', als die eigne daheim, die schier in Noth und Arbeit erdrückt war. Ich hab' an der Frau Cotta wahrhaft meine Heilige gehabt, und hat's der Heiligen je 'geben im Lauf der Jahrhunderte, so wär's gut, es gäb' deren noch, aber in Fleisch und Blut, als lebendige, hülfluftig gute Menschen. Und die Frau Cotta hätt' mir ja auch wie die heilige Elisabeth erscheinen können, die den Armen die Schürze voll Labsal zutrug, und der Herr Konrad Cotta war gar nit so gestreng, wie weiland der Herr Landgraf, der es verbot, dergestalt, daß die Frau Cotta eine Nothlüge nit noth gehabt. Wie ich neulich durch Eisenach schreite, steh' ich plötzlich vor dem Hause Cotta. Ich trete ein und frage. Da stand noch der Kamin, der wohlthuende, aber keine Zither hing mehr daneben und keine Flöte klang. Wildfremde Menschen hausen da seit langem."

Der Burghauptmann erläuterte, die Cotta's seien ausgewandert, und seitdem ihr Glücksstern herabgekommen, in's Hessische gewandert.

Luther fragte, ob man nichts thun könne, ihrer habhaft zu werden, ihnen hülfreich zu sein. „Die Frau Cotta," sagte er, „werd' ich nimmer los vor den Augen

meines Herzens. Hab' nie im Leben einem Weibsen recht in's Angeſicht ſchauen gekonnt, ſelbſt nit der Mutter daheim; ſie war ſtockfromm und zürnte gleich, wenn ich nit flott betete; ich war in der Furcht Gottes von ihr ſo ſtreng erzogen, daß kein Genüge möglich. Der Frau Cotta Antlitz war allezeit liebreich, mild und zugänglich. Wenn ich dumm war, hat ſie gelächelt, und wenn ich's beſſer machte, mir den Scheitel geküßt. Werd' nimmer ihre Züge verlieren vor meiner inwendigen Seele. Ja, hab' gemeint, ſie leibhaft vor mir zu ſehen, als ich in der Georgenkirche zu Eiſenach predigen gemußt. Wie ich ſprach von der Barmherzigkeit der Samariterin, ſiehe! dicht unter'm Bildniß der gnadenvollen Jungfrau ſteht am Pfeilereck eine Frau, blickt mich groß an und fällt in's Knie. Wie ſie ſich aufrichtete, meint' ich in das Antlitz der Frau Cotta, meiner Wohlthäterin, zu ſchauen."

Der Burghauptmann erzählte, es ſei damals zur Faſtpredigt viel Volks herbeigeſtrömt, auch aus Heſſen, und es könnte ſein, daß die Cotta's darunter geweſen.

„Ein Bub'," ſagte Luther, „ſtand neben der Frau, und ſie legte die Hand auf ſein Haupt, zum Himmel blickend, als ſuche ſie nach einem Nothhelfer für den Knaben. Könnt' ich je der Nothhelfer ſein, um in etwas all das Gute, das ſie mir erzeigt, zu vergelten!" —

Die Historie weiß, daß dem so ward in späteren Tagen. Luther hat zu Wittenberg, nachdem er sich häuslich eingerichtet, einen jungen Menschen des Namens zu sich genommen und ihn gehalten und erzogen in der Furcht Gottes und im Buch der Bücher. —

Luther schloß: „Und ich seh' die Frau im Geist vor mir, denk' ich zurück in die Zeit, wo sie mich umgab, leibhaftig und doch als Schutzheilige für mein jung Leben. Neulich in der Nacht — ich lag betend am offenen Fenster, — ach! ich fühlt' mich so verlassen und verstoßen, von aller Welt verworfen, fühlte, daß es nimmer eine Seele gab, die sich meiner erbarmte und und mich begnadete, — da hört' ich singen draußen, ein wundergut Lied, und in der Altstimme, die so zu Herzen drang, meint' ich, die Stimme der Frau Cotta zu vernehmen. Sehnsuchtsvoll nach ihr, nannt' ich sie bei ihrem Namen und rief in die Nacht hinaus: Ursula, Ursula!"

Ein jäher Schrei erklang vom Lager der Edelfrau. Sie streckte ihre Arme in die Luft und sank dann eben so plötzlich in die Kissen des Ruhebetts zurück, von Schreck erfüllt, von Scham überwältigt über die angebliche Stimme vom Himmel, die sie gehört haben wollte. Beide Männer erfaßte ebenfalls die peinlichste Angst über die grelle Aufklärung einer vermeintlichen Vision; es war gegen die Verabredung, unversehens, widerwillig

geſchehen. Ritter Hans trat voll Beſorgniß an der Gattin Ruhelager, beugte ſich über ſie hin und fragte, was er thun könne ihr zu Lieb und Willen. Sie ſchrie noch einmal laut auf, weinte und rief, ſie möcht' allein ſein, ſich ſammeln, ſich zurechtfinden.

Luther verließ eilig das Zimmer und die Kemenate. Die Dienerin trat ein auf den Ruf des Burghauptmanns. In der Haſt ihrer Bewegung flackerte die kleine Lampe im Vorgemach hell auf und beleuchtete die erſchrockne Miene Bruder Martins. Es that ihm bitter leid, ſo jach und unvorſichtig geſchmäht zu haben. — Aber was er gewirkt, war doch nicht vom Uebel. Frau Katharina von Berlepſch hat nicht mehr ein Zeichen vom Himmel verlangt, ſie hat keine Romfahrt unternommen, kein Kloſter gebaut, nicht mehr die Geißel über ſich geſchwungen, das härene Gewand abgelegt und den Stachelgürtel der Buße. Sie hat ſich im Glauben an eine erlöſende Liebe auf den ihr doch auch von Gott gegebenen Platz im wirklichen und wahrhaftigen Leben beſonnen, an der Seite eines guten, edlen Gemahls.

Neuntes Capitel.

Der Pfaffensturm zu Erfurt.

Draußen in der Welt ging es bunt und kraus her. Die Römlinge erhoben ihr Haupt, und wenn deutsche Männer sich zur Gegenwehr rüsten wollten, wußte Niemand Rath. Eifersucht und Eigennutz waren hinderlich, daß Adel und Bürger gemeinsame Sache machten. Als ob Beide erst warteten, bis der Bauer gegen Burgen und Städte heranzog, um mit Pechfackel und Kienspahn die Freiheit der ächten Kinder Gottes zu fordern. In Schwaben und in der Pfalz gährte es von neuem; bald drohte auch in Franken und Thüringen der rothe Hahn auf dem Dache. Die Priester Roms sahen darin ein Strafgericht des Himmels. Der Kaiser aber, Schirm- und Schutzherr Aller, war fern, sann auf Rache wider den Franzmann, auf Hülfe gegen den Großtürken. Das heilige römische Reich deutscher Nation stand am Abgrund seiner innern Verwirrung.

Auch in der Stadt Eisenach begann es zu rumoren. Die Dominicaner hielten Rath, wie sie den entlarvten Junker Görg abfingen, wenn er Abends von der Wartburg herunterstieg, sich im Walde zu ergötzen. Die Bürger aber forderten, der jetzt offenbare Doctor Luther sollte noch einmal unten in der Stadt vor ihnen predigen;

dann könnten sie ermessen, ob er des Teufels sei oder ein Mann Gottes. Wie sie sich vor dem Kloster zusammenrotteten, um im Rathe der Väter gehört zu werden, ließ der Prior die Klosterknechte sich waffnen, stieg aber selber ganz friedfertig und leutselig zu den Bürgern hinunter, sie bedeutend, sie möchten doch um Gottes und Jesu willen „gut kaiserlich" sein; denn habe der Augustiner schon einmal zu Sanct Georg vor ihnen gepredigt, so sei das geschehen, bevor Kaiser und Reich gesprochen, jetzt aber habe die Acht den Bann der Kirche bestätigt.

Wenn es der Kirche frommt, sind Kaiser und Reich den Priestern Roms allezeit gut genug. Schwarzweiße Sendboten liefen derweil nach Erfurt, nach Halle, und von der Moritzburg kam die Zusage, Cardinal Erzbischof Kurfürst Albrecht von Mainz wolle dem Orden Sancti Dominici in Gnaden das alte Vorrecht erneuern, über Ketzer Gericht zu halten. Das gab den Dominicanern zu Eisenach Muth. In feierlichem Zuge stiegen sie zur Burg hinauf, den Ritter Hans zu bestürmen. Der Burghauptmann empfing sie würdig, aber fest und sicher. Auf die Drohung, das heilige Amt werde den Gotteslästerer von ihm fordern, lautete des Biedermanns Antwort: falls über seinen Gefangenen etwas zu verfügen, so würd' es die Acht im Namen des Kaisers sein, Vollstrecker der Reichsacht aber auf Grund und

Boden der Burg ſei nur ſein Landesherr, Kurfürſt Friedrich der Sachſe. Die Dominicaner ſchrieen, auch der Mainzer Erzbiſchof ſei ja ein Reichsfürſt. Ritter Hans war der Meinung, daß wenn die zwei hohen Herren ſtrittig über ihre Rechte, ſo ſei das ihre, nit ſeine Sache. Die Prieſter zogen verblüfft von dannen, ſannen jedoch auf buchſtäbliche Handhabung ihrer Rechte. Wenn Bürger und Bauern in hellen Haufen zum Gottesdienſt auf die Wartburg ſtiegen, fanden ſie die Kapelle geſchloſſen; die Dominicaner hatten und wahrten das Schlüſſelrecht, ſie erklärten den Ort für entweiht. Damit war der Gottesfriede von der Burg verſcheucht, und es lag wie ein Bann auf Land und Leuten. — Das hat Monde lang gedauert. Erſt nachdem ſich der wilde Tumult zu Erfurt ausgetobt, löſte ſich die dumpfe Schwüle, die auf der Wartburg die Gemüther drückte. Die Dominicaner begaben ſich gegen ein gut Stück Geld friedlich ihres Rechts, die Kapelle in Verſchluß zu halten; Luther hat dann wiederholt, endlich regelmäßig dort gepredigt zu jeder kirchlich gebotenen Friſt, und aus der Landſchaft zogen Bürger und Bauern ſchaarenweis herbei, aus ſeinem Munde die frohe Botſchaft zu vernehmen von der lange Zeit eingeſargten, nun wieder auferſtandenen Lehre Chriſti.

Luthers Haft aber ward in der Zeit der Bedrängniß — ſchien doch ſeine Perſon wie ſeine Sache bedroht

– von neuem eine ſtrenge. Er durfte nicht mehr das Zimmer verlaſſen, geſchweige von der Burg hinunterſteigen, ſo ſehr er ſich Manns genug fühlte, mit einem Paar Strolchen es aufzunehmen und ihnen, bewaffnet wie er ging, kalt Eiſen zu zeigen. Seine Zelle ward ihm wieder zu einem Gefängniß. Kaum daß er Abends auf die „Letzen“ hinausdurfte, um von dieſen bedeckten Gängen auf den Zinnen der Burg ſehnſüchtig nach Feld und Wald auszuſchauen. Das drückte ſchwer auf ſeine Seele, verdickte ihm ſein Blut. Oft ſprang er Nachts vom Lager auf, um ſeine Anfechtungen zu bekämpfen, den Alp ſeiner Beſorgniſſe von ſich zu ſchütteln, die Qual ſeiner Traumgeſichte zu verſcheuchen. Er konnte nur wie ein gefangener Löwe an ſeinen Gitterſtangen rütteln. —

Eine ſchwere Gewitternacht lag auf den Thüringer Bergen. Ueber die Wartburg ſchien ſich, nach langen ſchwülen Tagen, die ganze Gewalt der Elemente entladen zu wollen. Es war nicht blos als wäre der wilde Jäger heraufgezogen: eine volle Geiſterſchlacht hatte über Eiſenachs Wäldern ihren Tummelplatz. Blitz auf Blitz zuckte, Schlag auf Schlag tobte, und wenn der praſſelnde Regen auf Augenblicke die Gluth löſchen wollte, jagte der Sturm neues Gewölk zuſammen, das ſich drohend und grollend gegenüberſtand. Der nächtliche Himmel erſchien dann wie ein menſchlich Angeſicht,

das ſich vor Zorn nicht die Wohlthat gönnt, ſich auszuweinen.

Luther lag in tiefem Schlaf. Die Donnerſchläge ſchüttelten ihn endlich wach. Die Schwüle im Zimmer drohte ihn zu erſticken. Er raffte ſich auf, tappte an's Fenſter, öffnete den Flügel, mußte ihn jedoch bald wieder ſchließen; der Sturmwind peitſchte den Regen in's Gemach. Luther kroch auf's Lager zurück, ſank abermals in ſchweren Schlaf, aber wirre Traumbilder wälzten ſich vor ihm auf und nieder, bald in grellen Lichtern, ſowie die Blitze draußen züngelten, bald in tiefen Nachtſchatten, die ihnen folgten. Dämoniſche Ungethüme, wie ſie die Offenbarung Johannis heraufbeſchwört, ſtiegen in ſeiner Seele auf, peinigend, qualvoll, ja rächeriſch, als wollten ſie ihn dafür ſtrafen, daß er an die Apokalypſe, die er „allzu dunſtig" geſcholten, nicht glauben konnte. War es der Untergang der Welt, den ihm böſe Geiſter vorſpiegeln wollten? Oder war es der Untergang ſeiner Sache, die ihm noch höher galt? Es gab keine Weltregierung Gottes mehr, wenn, was er gewollt und geſollt, zuſammenbrach.

Er fühlte ſich in quäleriſchen Traumbildern nach Erfurt verſetzt, nach der Stadt, die ihm nächſt Wittenberg zumeiſt am Herzen lag. Er ſah ſich wieder in der „hohen Lilie", wo er auf ſeinem Zuge nach Worms geherbergt hatte, aber nicht oben in der Laube, wo er

ſein Loſament gehabt, ſondern unten zu ebener Erde im Wirthshausſaale, wo für ihn ein ſolennes Bankett hergerichtet war. Aber Larven bedienten bei Tiſch, Kobolde kredenzten die ſilbernen Pokale und aus den Schüſſeln ſtieg mephiſtiſcher Dampf in die Höhe. Krotus Rubianus, der Rector der Hochſchule, hatte den Vorſitz; der ſchelmiſche Genoſſe der witzigen „Dunkelmänner", die ſo viel Licht verbreitet, konnte ja nur bei feinen Leckerbiſſen die Leuchte ſeines Geiſtes entzünden, nur aus ſchäumendem Becher ſtiegen ihm ſprühende Funken auf, wie ſpäter als er von Erfurt verjagt war, an wohlbeſetzten Prälatentafeln. Jetzt gab er in der „hohen Lilie" den Lutheranern kein Gaſtmahl; wie er aber den Mund aufthat, fuhren ihm aus dem Halſe feurige Schlangen. Er verſprach ſich, er ſtotterte und ziſchte ſich ſelber aus; über Lutherbuben und Lotterbuben ergoß ſich der Schwall ſeiner witzigen Rede. Und ſie zündete, ſeine ziſchende böſe Zunge, ſie ſteckte die ſchwefelerfüllte Luft in Brand, der ganze Saal ſtand in Flammen, die bis zur Decke züngelten, und die weiße „hohe Lilie" erwuchs zu einer Feuerlilie, die gen Himmel loderte. Ein neuer Blitzſtrahl auf der Wartburg und der ſchlafende Luther ſah im Traum unter Donnerſchlägen den Erfurter Dom in Flammen. Die Glocken, von der Gluth in Bewegung geſetzt, begannen zu läuten, die Maria gloriosa überſchlug ſich und ſtürzte vom

Dachſtuhl durch's Gewölbe in die Kirche herunter, juſt auf die ſilbernen Särge der heiligen Adolar und Goban, der Genoſſen des Sanct Bonifaz, und die koſtbaren Särge zerſprangen in tauſend Stücke, der hohe Rath der Stadt Erfurt aber, zwanzig Mann hoch, ſtürzte herbei über die ſilbernen Splitter und rettete, ſteckte in die Taſche ſo viel er konnte.

Luther wälzte ſich im Schlummer, wandte ſich auf die Seite, aber auch das Traumbild wandte ſich und zeigte ihm eine Kehrſeite, bald ſchaurig, bald ſcherzhaft. Luther ſah ſich in die Auguſtiner Kirche verſetzt, wo er die Faſtpredigt gehalten vor ſo dicht gedrängten Schaaren, daß die hölzernen Emporen krachend den Einſturz drohten und er den Krach für des Teufels Hohngeſchrei hielt, dem er, „Halt, Satan!“ zurief, dergeſtalt daß der Böſe ſtille hielt und kuſchte. Jetzt aber in der Viſion des Traumes waren der kleinen Teufel gar viele, die ſchwarz und weiß, auch braun in Kutten, mit feurigen Fuchsſchwänzen in ſeiner lieben Kirche herumtobten, die Kanzel anzündeten, ſo daß Qualm und Flammen zu den Fenſtern hinausſchlugen, während Johann Lange, der liebe Prior, der Theure, händeringend umherlief, nach Waſſer rufend, um den Brand zu löſchen. Auch die Hochſchule ſtand in Flammen zu Erfurt, und ein anderer Goban, aber kein heiliger, Goban Heſſe, der Humaniſt, der in Ovidiſchen Maßen Luthers Fahrt nach Worms ſo trefflich

besungen, saß mitten in der Aula, bittere Thränen weinend in's Feuer hinein, das er doch mit ihnen nicht löschen konnte. Aus Mangel an besserem Stoff zum Löschen griff der solenne Poet nach zahllosen Weinkrügen und legte sich schließlich in Person vor's Faß, auch vergeblich, seinen flammenden Durst zu löschen. Der Arme hat diesen seinen brennenden Durst nur gelöscht als mit ihm auch seine Seele erlosch. — Ganz Erfurt aber brannte in Luthers Traumgesicht. Wilde Horden Volks stürmten mit Fackeln durch die Straßen, um die Wuth der Ketzerrichter in Mord und Todtschlag zu rächen, zu überbieten. Johann Lupus, der fanatische Gegner Luthers, in Gestalt eines Wolfs an der Spitze der Dominicaner, hetzte bewaffnete Klosterknechte zum Kampf, während ein andrer Wolf, Wulf Katzenbrenner, der Höllenbrecht, den die rothe Sturmfeder kennzeichnete, hinter ihm drein fuhr, um ihn an seinem Priestertalar zu erwischen. Maternus Pistorius aber, der Greis, der werthe, gediegene Gegner Luthers im Colloquium auf der Laube zur „hohen Lilie", lag weinend am Boden und konnte auch seinerseits mit Thränen den Feuerbrand zu Erfurt nicht löschen.

Mit dem Gewitter war auch Luthers Traumgesicht auf der Wartburg verschwunden. Er erwachte; er schrie laut auf, sein Herz klopfte noch fieberhaft, seine Stirn war von kaltem Schweiß bedeckt. Er raffte sich vom

Lager auf und trat an's Fenſter; ein ſanfter Regen rieſelte vom Himmel herab, den wilden Kampf der Elemente ſegensvoll begütigend. —

Luthers Traum iſt eine ſympathiſche Ahnung der Dinge in der Wirklichkeit geweſen, auf einem Schauplatz, dem er ſo lange Jahre angehörte, dergeſtalt, daß ſein Sinnen und Denken, ſein ganzes Herz dort heimiſch blieb. Möglich, daß er ſchon längſt vom getreuen Johann Lange Briefe erhielt, die ihm von der drohend heranſteigenden Gewitterſchwüle in Erfurts geiſtiger Atmoſphäre Meldung gemacht. Was er innerlich im Traum erſchaut, entſprach in der That einem wüſten Tumult zu Erfurt, der am 5. Juni des Jahres 1521 ſeinen Anfang nahm.

Der Erfurter „Pfaffenſturm" gab an Blut, Brand und wilder Verwüſtung dem bürgerlichen Aufruhr nichts nach, der zehn Jahre zuvor die Stadt erſchütterte. Im „tollen Jahre" waren es nur ſtändiſche Parteien geweſen, die einander bekämpften. Die Gilden und Gewerke, eiferſüchtig auf die erblichen Vorrechte der patriciſchen Geſchlechter, hatten ſich vom Rathe Tribunen ertrotzt, dieſe ihre „Vierherren" aber, ebenfalls willkürlicher Gewaltherrſchaft verdächtig, wurden von den Bürgern als Opfer gefordert und zum Richtplatz geführt. Weder Kaiſer und Reich, noch Erzbiſchof und Kirche hatten Macht genug gehabt, den Ausbruch dieſer

leidenſchaftlichen Wirren zu verhüten; waren doch beide hohe Gewalten unter all den kurfürſtlich ſächſiſchen, landgräflich thüringiſchen und dynaſtiſchen „Vorbehalten“ in jahrhundertlangem Hader gelähmt; das Thüringerland glich im Kleinen dem großen deutſchen Ganzen, wo alle Elemente argwöhniſch wider einander zu Felde zogen, auf der Lauer lagen und keine Hand mächtig genug ſchien, die Zügel zu ergreifen. Der alte Parteikampf der Stände zu Erfurt war, wo nicht vergeſſen, doch verſchmerzt, erhielt aber neue Triebkraft, neuen Zündſtoff mit dem Evangelium von der Freiheit der Kinder Gottes, und Luthers Name ward der neue Schlachtruf. Leidenſchaft und Kampfluſt flammten wieder auf, nur die Zielpunkte waren geändert, die Loſungsworte gewechſelt, der ſtändiſche Hader wandelte ſich in religiöſen Fanatismus und die alten Parteien ſchaarten ſich in zwei größeren Heerlagern und ſchrieben auf ihre Fahnen: „Hie Wittenberg, hie Rom! Die Patricier, der hohe Rath und die bevorzugten, „gefreundeten“ Geſchlechter konnten ſich gar wohl für eine Reform des Glaubens erklären, denn was Kirchen und Klöſtern an Gerechtſamen, Zehnten und Gülten entzogen ward, kam bürgerlicher Wohlfahrt zugut. Und die frohe Botſchaft von der Freiheit der Chriſtenmenſchen rief auch den gemeinen Mann zu den Waffen. Wie kann eine Creatur einer anderen leibeigen ſein, wenn

ſie Gott gehört und eigen iſt! Damit gerieth, was ſich Volk nennt, gegen Adel und Reichthum in den Harniſch. Die Kirche that gar viel, um Armen und Kranken vom Ueberfluß der ihr tributpflichtigen Welt zuzuwenden; aber ſie that nichts, um den Stand der Knechtſchaft aufzuheben, ſie ließ die Sklaverei beſtehen, um der elenden Menſchheit mit milder Hand helfen zu können. Nach der Lehre Roms ward man ſelig nach dem Maß guter Gaben und Werke, Kirchen und Klöſtern dargebracht. Das ewige Heil war alſo den Reichen ermöglicht. Nach der Wittenberger Lehre ward aller Werkeldienſt verworfen, den Armen das Evangelium gebracht, im Gleichniß vom Kameel und dem Nadelöhr verkündet, wie ſchwer es den Reichen ſei, in's Paradies zu kommen. Die neue Lehre ſchien alſo wie gemacht für's arme Volk. „Frei von Rom!“ riefen die Studenten. „Frei von Mainz!“ riefen die Bürger, die ſeit Jahrhunderten danach getrachtet reichsunmittelbar zu werden, die Stadt unter Kaiſer und Reich zu ſtellen. Das behinderten freilich Fürſten, Grafen und Ritter, die in einem freien, reichsunmittelbaren Erfurt eine Stadt des Bürgerthums fürchteten. Kurmainziſch hatte der Bürger Erfurts gefühlt, ſoweit der Erzbiſchof Miene gemacht, den Gerechtſamen der Dynaſten entgegenzutreten; die Stadt aber frei, d. h. kaiſerlich werden zu laſſen, dagegen hätte Kurmainz alle Schrecken der Hölle aufgeboten. Und

mit Schrecken der Hölle drohte Kurfürſt Albrecht bereits ſeit lange im Stillen. Das hing zuſammen mit der Eiferſucht zwiſchen Köln und Mainz. Die Dominicaner zu Köln waren in ihrer Verfolgung Reuchlins und der Humaniſten am Rhein unterlegen. Darob hatte Kurfürſt Albrecht frohlockt, war aber jetzt ſeit der Verbreitung der Wittenberger Lehre Willens, den Dominicanern der eignen Diöceſen zu geſtatten, das Sanctum Officium mit Ketzergerichten von neuem herzuſtellen. Denn um neue, unerhörte Ketzereien handelte es ſich, und der Haupt- und Erzketzer war der Wittenberger Mönch, der dem Kanzler des Reichs den Ablaßhandel ſchmälerte. Erfurt unter dem Kurhut von Mainz lag im thüringiſchen Sachſenlande dem Heerd der kirchlichen Empörung nahe genug. Dort gab's der Humaniſten und „Dunkelmänner" genug, und endlich war man auch ſublimen Meiſtern auf die Spur gekommen, und jenen heimlichen Freimaurern, die an einem Tempel Salomonis arbeiteten, um den Völkern auf den Trümmern der überlieferten Glaubensformen eine allgemeine Menſchenreligion zu gründen. Luther hat ſich oft genug tadelnd über die Humaniſten ausgeſprochen, mit den Dunkelmännern keinen Zuſammenhang gehabt; für das Dichten und Trachten jenes geheimen Bundes fehlte ihm aller Sinn. Die Dominicaner jedoch witterten einen Zuſammenhang wider Wiſſen und Willen der Betheiligten. Ueber Luthers

offenbaren Ketzereien hatten Rom und Kaiser gesprochen, Kirche und Reich erkannt. Das heilige Amt zog jetzt heimliche Ketzer vor ihr Gericht. Pater Salesius zu Erfurt saß auf der Anklagebank und über Meister Jakob schwebte der Verdacht einer schweren Verschuldung. —

Zum Verständniß der Erfurter Ereignisse müssen wir nach dem Zeitpunkt zurückgreifen, in welchem Luther die Stadt verließ. —

Gleich am Tage nach Luthers Abfahrt gen Worms war ein Humanist, Mitglied eines Stiftes, bei seinem Erscheinen zum Gottesdienst von seinen Collegen mit Gewalt aus dem Chor der Kirche entfernt. Mehrere Stiftsherren vom Dom und von Sanct Sever wurden wegen ihrer Betheiligung am solennen Comitat bei der Einholung des Wittenbergers von den Decanen zur Rechenschaft gezogen, der Rector der Hochschule, Krotus Rubianus, vom erzbischöflichen Amt nach Halle vorgeladen, sich und sein Verhalten zu rechtfertigen. Das machte unter Bürgern und Studenten böses Blut; sie hielten Convente, sannen auf Gegenwehr. Mit dem Gerücht, Luthers Sache sei in Worms verloren, stieg der Muth der Dominicaner zu Erfurt; die Ketzergerichte des heiligen Amtes wurden in Permanenz erklärt. Justus Jonas, der Mann Nordhausens, der dem Wittenberger das Geleit gegeben, ward, von Worms zurückgekehrt, als Kanonicus seines Amtes entsetzt. Der excommunicirte

Luther hatte bei den Auguſtinerinnen heimlich Beichte abgenommen und die fromme Clementine ward vorgefordert. Bei den Auguſtinern hatte Luther offen gepredigt und Johann Lange, der Prior, ward auf die Anklagebank geladen, ſeine Kirche aber für entweiht erachtet, geſchloſſen und verſiegelt, dann aber, um zum Gottesdienſt wieder tauglich zu werden, mit Pulver beſtreut, das flammend aufging, um die verpeſtete Luft zu reinigen. Die feurigen Fuchsſchwänze, die Luther auf der Wartburg im Traum ſah, waren die Ruthen, mit denen die Schergen des heiligen Amtes die Kanzel peitſchten, zur Strafe daß ſie einen Ketzer auf ſich predigen ließ. Die Auguſtiner flüchteten ſich aus ihrem Kloſter und ſuchten Schutz bei der Hochſchule. Aber der Rector kehrte aus Halle nicht zurück, ließ zu Erfurt Andere für ſich handeln, ſchürte in geborgener Sicherheit das Feuer der Papiſten und lachte ſich ſtill in's Fäuſtchen. Er gefiel ſich an der erzbiſchöflichen Tafel in der Moritzburg und föhnte ſich mit der Kirche aus, bis er ganz und gar in das Lager Derer überging, die er früher bekämpft. Krotus ward in der That die giftige Kröte, wie ihn Luther geſcholten, Rubianus der Ruppſack-anus, wie ihn die Studenten ſchimpften. Einer der Decane, der ſeinen Poſten zu Erfurt vertrat, — die Hiſtoria hat ſeinen Namen aufbewahrt: Doctor Weidemann, — ſtellte in der Aula den Antrag, ſämmtliche

Docenten, die ſich beim Comitat betheiligt, von der Hochſchule auszuſchließen. Das trieb die akademiſche Jugend in den Harniſch. Dreihundert Studenten rotteten ſich zuſammen, ſtürmten des Decans Wohnung, warfen ihm die Fenſter ein, erbrachen die Thüren, zertrümmerten die Geräthſchaften und ſteckten des Mannes Bibliothek in Brand; was nicht davon ein Raub der Flammen wurde, das verſchlangen die Fluthen der Gera. Zu den Studenten geſellte ſich eine große Schaar von Bürgern, und aus tauſend Kehlen ertönte der Ruf: Nieder mit den Pfaffenknechten, nieder mit den Papiſten! Auf dem Roßmarkt, in der Lauergaſſe ſtanden plötzlich ſechs bis acht Häuſer in Flammen. Johann Lupus, der fanatiſche Römling, lief obdachlos in den Straßen umher, Wuth und Rache ſchnaubend. Maternus Piſtorius, der milde würdige Greis, ſprang zum Fenſter hinaus und blieb lange Zeit für todt liegen. Da erſcholl aus Halle das Decret, die Hochſchule zu ſchließen. Auf das Gebot, die Waffen niederzulegen, antworteten die Studenten mit Hohn. Ihrer tauſend, ſoviel zählte damals Erfurt, ſollten jetzt die Stadt verlaſſen. Statt deſſen vervollſtändigten ſie ihre Rüſtung, griffen nicht blos zu Degen und Meſſer, auch zur Lanze, zum Feuergewehr; der Müßiggang, zu dem ſie verurtheilt wurden, ſollte ſich ihnen in Kurzweil verwandeln. Mit der Schließung der Hochſchule gerieth die ganze Bürgerſchaft in Auf-

ſtand, die Sache Luthers ward damit erſt recht zur Sache der Stadt. Der hungrige Handwerker verließ ſeine Werkſtatt, der faule Knecht entlief ſeinem Herrn, in Zuzügen vom Lande häufte ſich das Geſindel, zerlumpte Geſtalten trugen Waffen und Wehr. In den Dörfern gab's der Geſellen genug, die nur Markttags zur Stadt durften, die aber wußten, daß in den Klöſtern der Stadt alle Tage die beſte Koſt. Nieder mit den Reichen! hieß es zu Erfurt noch nicht, wohl aber: Her mit dem, was ſie haben, und die Pfaffen ha'n das Beſte! Die Speiſeſäle in den Klöſtern wimmelten von bewaffneten Bettlern; nicht nach dem überfließenden Schatz der Verdienſte der Heiligen verlangte die Menge, nur nach dem Ueberfluß der Klöſter in Küchen und Kellern; aus der Freiheit des Glaubens ward ein Feſt von Bachanten, als ſollte mitten im Sommer Faſtnacht gefeiert werden. Eine Rotte Schützen mit ihrem Waibel machte bei den Rundgängen den Vortrab, um bei den Klöſtern höflich anzuklopfen; Trommler und Heerpauker wirbelten dem Abt ein Hoch, wenn die Thüren ſich öffneten. Wehrten ſich die Kloſterknechte, ſo riſſen ſich die Prunkhänſe die Wehr vom Leibe und hieben drein; gelernte und gewiegte Carnevalsbrüder ſchienen den Mummenſchanz zu leiten. Den Capucinern, bei denen ſie nicht viel fanden, nahmen ſie die Kutten und Kreuze

fort, um damit ihren Festzug zu schmücken. Statt der Fahnen führten sie einen Bettelsack an der Stange und geflickte alte Kessel, die sie wie Korybanten mit Keulen schlugen. Es fehlte nur noch, daß sie wie die Käsebröder in Schwaben auf ihrer Fahne einen Heiligen führten mit trockenem Gerstenbrod und verschimmeltem Käse, als Zeichen, wie groß ihre Noth und mit wie Geringem sie fürlieb nehmen müßten. Es war ein Vorspiel zum Bauernkriege. An Pechfackeln fehlte es nicht, wenn man nicht willig war; wo Wein und Brod verweigert wurde, floß Blut, auf Gegenwehr erfolgte Gewalt, Plünderung und Brand. Die Chronik will wissen, daß im Erfurter Pfaffensturm vierundvierzig Häuser ein Raub der Flammen wurden. Auf die Wohnungen der papistisch gesinnten Professoren und Prälaten kamen die sogenannten „Muhmen- und Mantelgotteshäuser" an die Reihe; mit den flüchtigen Dirnen trieb der Pöbel ein loses Spiel. Und wie ein jeder Tumult zu Erfurt mit einer Judenschlacht entweder begann oder endete, so stiegen im Judenviertel auch schon Feuersäulen auf, während in den Convictsälen der Klöster wilde Banden lagerten und tafelten, so lange Küche und Keller ihre Vorräthe lieferten.

Der hohe Rath sah dem ruhig zu; die Stadtwachen, die er hielt, waren nur auf wenig Punkten den bewaffneten Horden gewachsen. Erst als die be-

drohten Aebte und Priore, die mißhandelten Dom- und Stiftsherren auf dem Rathhaus erſchienen, fußfällig um Hülfe bittend, machte man Miene, Schutz zu leiſten. Der hohe Rath forderte dafür zehntauſend Goldgülden, und die Klöſter lieferten ſofort die Summe. Der Rath verlangte, daß kirchlicher Grund und Boden fortan der Stadt ſteuerpflichtig ſei, und die Prälaten waren auch dazu bereit. Den Dominicanern ward auferlegt, das Tribunal ihres Ketzergerichts vorläufig zu ſchließen. Dann warb der Rath ein Söldnerheer. Von den benachbarten Burgen jedoch die Ritter mit ihren Knechten aufzubieten, ſchien bedenklich. Der Adel Thüringens hatte Gerechtſame in Erfurt; dieſe wußten Grafen und Freiherren jederzeit auszudehnen; auch war man nicht ſicher, wie weit die Ritter es mit der Kirche hielten, um in deren Sinne die Sache der Freiheit zu unterdrücken; frei vom Krummſtab zu werden, war ja ſeit Menſchengedenken Erfurts liebſter Wunſch. Der Rath errichtete eine akademiſche Legion. Damit wurden tauſend Studenten der Stadt erhalten, der Müßiggang der bewaffneten Jugend auch bei geſchloſſenen Hörſälen beſchäftigt, und um den dynaſtiſchen Geſchlechtern ein Genüge zu thun, ernannte man den jungen Grafen von Schwarzburg, der ruhig in ſeiner Mühle an der Gera ſaß, zum oberſten Hauptmann. Graf Günther der Junge übernahm, unter der Bedingung, daß die Legion in ſtädtiſchem Dienſte des

Kaisers Feldzeichen tragen dürfe, förmlich den Commandostab. Unter kaiserlichen Fahnen, Schärpen und Schleifen ordnete der junge Führer rasch seine Schaar und gebot mit Heranziehung bewaffneter Bürger über eine ansehnliche Mannschaft, die den Aufruhr dämpfte, die wüsten Horden vom Lande zu Paaren trieb, der Verwüstung Einhalt gebot. Die Trümmer der eingeäscherten Häuser rauchten noch, aber Ordnung und Ruhe war hergestellt. Luther hatte im Traum die Flammen aufsteigen gesehen, die in Erfurt loderten. Die hohe Lilie, ihm in der Vision zu einer Feuerlilie erwachsen, war unversehrt geblieben; desgleichen der Dom. Die große Maria glorioſa läutete wohl, sie läutete nicht blos zum Gebet, sondern auch nach Hülfe, aber sie saß noch fest im Dachstuhl, und die silbernen Särge der beiden Heiligen waren noch nicht in Stücke zerschlagen. Das geschah erst einige Jahre später, Anno 1525, als zehntausend Bauern auf die Stadt im Anzuge waren und der hohe weise Rath aus den Särgen jene „Sargpfennige" prägen ließ, um sich abzukaufen. Die hohen Heiligen waren so oft als Nothhelfer angerufen; warum sollten sie nicht auch gut genug sein, die Stadt vor Plünderung zu behüten?

Luther hatte mithin als geängsteter Schwarzseher zu viel im Traum gesehen. Auch die rothe Feder, die in seiner Vision gaukelte, fehlte in Erfurt, sie fehlte

Klöſtern und Judenhäuſern, die Wulf Katzenbrenner mit ſeiner Frankenſchaar ſo oft geſchützt hatte.

Zehntes Capitel.

Der Sohn des Prälaten.

So wild und dreiſt der ewige Student, der alte Höllenbrecht, in ſeinem Auftreten ſich gebährdete: er war ein braver Geſell, der allezeit mit ſeiner Frankenſchaar dem Unrecht wehrte, räuberiſche Horden zu Paaren trieb, Klöſter und Judenhäuſer, wurden ſie bedrängt, vor Einbruch und Verwüſtung ſchirmte. Man vermißte im Pfaffenſturm zu Erfurt ſeine Hand, die hülfreich eingriff ohn' Anſehen der Perſon und des Glaubens. Wulf Katzenbrenner hatte gleich nach Luthers Abzug von Worms ſeinen Plan, ihm eine Leibwache zu ſtellen, auszuführen getrachtet. Aus einer Prälatencaſſe bezog er ſeine Geldmittel und in der Wechſelſtube von Vivis Seligern und Compagnie zahlte man ihm willig, was er zur Ausrüſtung ſeiner kriegeriſchen Schaar benöthigte. Das Fähnlein Reiter ſah ganz ſtattlich aus mit ſeinem Hauptmann an der Spitze. Die rothe Schwungfeder auf dem Hute bekundete ſeine Führerſchaft, Schleifen, Achſelbänder und Schärpen von gleicher Farbe zierten die Genoſſen; die blutrothe Sturmfahne des Waibels

flatterte trutzig im Winde. „Junker Helferig!“ rief das Landvolk hinter ihm drein auf ſeinem Zuge. Auf Führung einer Freiſchaar verſtand ſich Wulf ſchon aus ſeiner Zeit in Schwaben, wo er gegen den wilden Ulrich, den Bauernſchinder, zu Feld gelegen. Bei der guten Mannszucht, die er hielt, waren ihm alle Landſtraßen, Dörfer und Städte offen; erſt auf dem Weichbilde von Worms ergab ſich Widerſtand. Die Thore der Stadt waren von kaiſerlichen Landsknechten beſetzt; von den Wällen blickten Scharfmetzen, Karthaunen und Nothſchlangen drohend herab, bewaffnet Volk hatte keinen Zulaß, am wenigſten unter anderem als kaiſerlichem Banner. Der Reichstag war in vollem Gange; es ging das Gerücht, Luthers Sache ſei verloren.

Wulf Katzenbrenner verlangte nach dem Ritter Hulbreich von Hutten. Der ſei nicht in Worms, hieß es, im Gegentheil, man lauere ihm auf, er ſei im Verſteck, niemand wiſſe wo. In der That, „der Würfel war gefallen,“ aber zu Ungunſten Huttens. Seine neueſten Schriften, Dialoge, Klagſchreiben, Warnbriefe hatten Kaiſer Karl verletzt; ſchon als ſpaniſcher König durfte er ſich nicht verbieten laſſen, ſeinen Beichtvater, den Graumönch, und das Gefolge „wälſcher Schlappſäcke“ mitſichzuführen; gedachte er doch bereits im Stillen, auch ſeine hiſpaniſchen „Kinder in Waffen,“ ſeine Infanterie, zur Wahrung kaiſerlicher Macht heranzuziehen.

Auf den Bannſpruch des Papſtes war Hutten früher vom Mainzer Hoflager entlaſſen; jetzt hauſte er auch nicht mehr auf der Ebernburg, ſein Schutzherr Franz von Sickingen war in kaiſerlichem Dienſt und trug die ſchwarzgelbe Schärpe. Der poëta laureatus, der gefeierte Dichter, den Kaiſer Max gekrönt, war vor deſſen Enkel auf der Flucht.

„Nieder mit der rothen Fahne!“ tönte vom Wall eines Rottmeiſters Stimme. „Ihr habt ein bundſchuhlich Weſen, ich laſſ' die Scharfmetze wider Euch los! Auf der Stadt liegt Gottesfriede!“

Zwiſchen den Geſchützen auf der Mauerzinne flackerte bereits eine brennende Lunte. Die Thorflügel öffneten ſich und ließen einen Maulthierzug ein; Mönche mit hiſpaniſch blitzenden Augen zogen ein mit Sack und Pack. Die Wache ſenkte Schwert und Speer; ſie fiel in's Knie, als ein Prälat das Kreuz erhob.

„Iſt das der Gottesfriede für die Sache Luthers?“ murmelte Wulf Katzenbrenner; ſeine Franken ſenkten nicht nur die rothe Fahne, auch die Häupter und ſchlichen bei Seite, krochen zu Kreuz. Mutterſeelenallein ritt er in die Pfalz hinein zur Ebernburg. Wo die Alſenz in die Nahe mündet, hoch erhoben auf ſteilen Felſen, ſtand die ſtarke Feſte zu Schutz und Trutz, die Herberge der Gerechtigkeit. Von dieſer Burg und vom Landſtuhl aus hatte Sickingen den Pfaffenſtädten Köln, Mainz und

Trier den Handſchuh hingeworfen, falls ſie von neuem Scheiterhaufen errichteten. Auf einem Nachen ſetzte Wulf über den Fluß, ſtieg hinauf und klopfte an, friedfertig, ohne Waffen, ohne Gefolge. Er verlangte nach Martin Bucer, dem Kaplan, ehemaligem Dominicanermönch, der die erſte deutſche Meſſe gehalten. Auch dieſer Martin hatte kein Aſyl mehr auf Sickingens Burg; er war bereits im Abzug nach dem Elſaß.

Die Nacht herbergte Wulf im Gebüſch. Eine tauſendjährige Eiche, vom Blitz geſpalten, vom Sturm zerzauſ't, ſchüttelte welkes Laub auf ihn herab; er ſchlief und träumte vom morſchen Baum des weiland heiligen römiſchen Reichs deutſcher Nation; Finis Germaniae! ſtand in ſeinem Traumbild geſchrieben mit dunklen Lettern.

Die Genoſſen fand er nicht mehr beiſammen; ſeine Franken hatten ſich mit Pferden und Geräth einem Trupp Sickingenſcher Reiter angeſchloſſen, um in kaiſerlichen Dienſt zu treten. Was blieb ihm übrig als Buße thun und beten gehen?

Und damit war es ihm Ernſt; es trieb ihn auf die Pfaffenſtraße nach Köln, allwo ſoviel Heilige begraben ſind und ſo wenige leben. Dort war das Grab ſeiner Mutter, im Laiengarten des Dominicanerkloſters. Er hatte ſie nicht gekannt; ſeine Geburt gab ihr den Tod; eine Zigeunerin, ſeine Amme, lieh ihm ihren Namen Katzenbrenner; vom Vater hatte er nur den

Taufnamen Wulf. Sein Vater, ein fränkiſcher Ritter, rettete eine Frau aus den Händen des Gatten, eines Wütherichs, und entfloh mit ihr. Das war hochherzig, aber das Verbrechen folgte ihm auf dem Fuße; in den Armen der Geretteten ſuchte und fand er den Lohn ſeiner Edelthat. Der Knabe war ein Kind der Sünde und die Sippe in Franken bemächtigte ſich ſeiner und ſteckte ihn zu Fuld in's Kloſter, dem er wie Ulrich von Hutten entſprang. Vater Wulf aber war zu Köln freiwillig in's Dominicanerkloſter getreten. Was man ſo freiwillig nennt! Nach dem peinlichen Criminalrecht war er des Todes ſchuldig, für ehrlos erklärt. Auf der Folterbank geſtand er unter den Daumſchrauben ſein Verbrechen und gelobte, Gott dafür in Buße zu dienen. Bei den Dominicanern ward er geheilt und ſtieg als Mönch hoch in Ehren. Die Schwarzburger Grafen beriefen ihn auf den Kiffhäuſer Berg und das Kapitel der Brüder zum Prior in Erfurt.

Wulf ſaß auf dem Grabhügel ſeiner Mutter und gedachte des ihm fremd gebliebenen Vaters, der als Ritter und als Prieſter, alſo doppelt, vor Menſchen und vor Gott das Gelübde gethan, den Baſtard nie zu kennen, zu ſehen und zu ſprechen. Nur einmal im Leben hatte er dem Sohn geſchrieben, als dieſer zu Fuld entſprungen, im Lande hülflos umirrte. — Wulf zog aus dem Wams eine Kapſel und entfaltete die

ſchon mürben Blätter der Schrift, deren Denkſprüche ihm oft ſibylliniſch klangen, deren dunkler Sinn ihn aber doch in allem Wirrſal des Lebens wie ein Talisman auf der Bahn des Rechten erhalten. Er las die Zeilen von der zitternden Hand des Vaters:

„Ich darf nicht die Hand auf Dein Haupt legen, aber ich will Dich mit meinem geiſtigen Auge behüten, Dich in mein Gebet ſchließen. Gebet iſt die zuſammengefaßte Kraft unſeres beſten Willens. Selbſt Wunder thun, ſagt man, kann das Gebet, Berge verſetzen. Warum nicht? Was ich in Gedanken erfaſſe, iſt mächtiger als was die Hand ergreift.“

„Du haſt Dich unbefugt dem Kloſter entzogen. Ich will's weder loben, noch tadeln. Was die Natur fordert, iſt auch ein Recht. Gott Vater und Mutter Natur ſind einig; nur die irren Menſchen toben dawider.“

„Auch im Kloſter ſtirbt der Menſch nimmer ab von der Welt. Er müßte denn ſtumpf werden. Sanct Franciscus ſagte: Nehmet meinen Leib, leget ihn wohin Ihr wollet, er wird niemals murren, noch den Gehorſam weigern! Wohl wahr. Es iſt aber nur der Gehorſam des abgetödteten Menſchen. Der Chriſt ſoll freilich der Welt abſterben, um das Himmelreich zu erben. Aber es wäre beſſer und Gott lieber, das Himmelreich begönne ſchon hienieden, und es beginnt mit der Liebe der Menſchen unter einander.“

„Iſt irdiſche Liebe, auch wenn ſie keuſch und rein, ſträflich? Dann hätte ja Gott nit geſprochen, es ſei nimmer gut, daß der Menſch allein ſei, als er ihm die Eva gab. O laßt die Prieſter wieder Menſchen werden!“

„Sei brav, mein Sohn; dann kannſt Du ſelbſt als Muſelman ſelig werden. Gott iſt nit nur ein Gott der Chriſten, ſondern der Herr der Welt. Wollten nit die erſten Chriſten die Heiden ausſchließen vom Heil? Bis Paulus kam und Allen rief."

„Die Menſchen ſtreiten ſich mit Worten über das Heil, bis ſie endlich zum Schwert greifen. Ich zittere vor den Strömen Blutes, die da fließen werden. Chriſtus hat in der That nit blos das Wort, auch das Schwert gebracht, der Menſch erhebt ſich, tritt er auf ſein Elend, und arme Creatur wird einmal aufſtehen müſſen, ihr Recht zu fordern. Ihr Recht iſt Chriſti Wort."

„Der Auguſtiner zu Wittenberg rüttelt an den Säulen der Kirche; morſch genug ſind ſie. Wird er ſich unter ihren Trümmern begraben? Zerſtören iſt Eins, Aufbauen das Andere. Jedenfalls iſt er nur ein Vorläufer Derer, die am Tempel Salomonis bauen, aber das Kuppeldach ſo weit richten, daß es Alle als Brüder im Herrn umfaßt."

„Im Kifhäuſer Berge ſitzt, ſchläft und träumt der alte Kaiſer. Er werde, heißt es, auferſtehen, wenn ſeine Zeit gekommen, das Reich herzuſtellen. Krone und Scepter hat er mit hinuntergenommen, auch die Spitze der heiligen Lanze und einen Splitter vom Kreuz Chriſti. Es iſt nur ein Märchen. Aber Märchen, die im Volk umgehen, ſchließen Wahrheiten in ſich, Räthſel, die freilich anders gelöſt werden als der Wahn der Menſchen denkt. Es wird und muß Einer kommen, der Germanien wieder aufrichtet, aber ein Barbaroſſa, der dem wälſchen Biſchof nimmer den Bügel hält. — Kommt Er, dann, mein Sohn, ſteh' zu ihm mit Haut und Haar. Der Mönch vom Weißen Berge iſt wohl nur ein Vorläufer, ein Johannes, der einen Erlöſer vorverkündet."

„Nur glückliche Menſchen ſind wahrhaft gut. Harmonie an Leib und Seele allein macht glücklich. Das größte Unglück beſteht in der Einbildung, die Natur ſei böſe. Sie wird erſt böſe, wenn man ſie zur Empörung zwingt. In der Verworrenheit ſeiner befangenen Angſt hat der arme Thor, der Menſch, dies Mißverſtändniß über die Welt gebracht.“

„Beklag' Dich nit, mein Sohn, daß Du ein Kind der — Natur biſt. Gott iſt der Vater Aller und die Natur unſere gütige Mutter. Mit Gaben aus ihrem Schatz, nit mit Gebeten hat Meiſter Jakob mir die verſtümmelte Hand geheilt. Ja, mit der Linken ſchreib' ich Dir das, mein Sohn, die Linke aber kommt ja vom Herzen, die Rechte iſt mir im Streit mit den Menſchen — verunglückt. Ich könnt' nur ihren Stumpf gen Himmel heben zu deſſen Zeugniß, als Martyrthum, doch ohne Groll. Gott verzeihet ihnen und ſpricht: Sie wiſſen nit was ſie thun.“

Mit dieſem Katechismus auf der Bruſt wanderte Wulf nach Thüringen zurück; ihn überkam ein Heimweh, eine quälende Sehnſucht nach dem Vater, der ſeinen Sohn verleugnen mußte, weil die Welt grauſam genug war, heilige Bande des Blutes zu verfluchen. Er verkaufte Roß und Schmuck, ſelbſt Sporen und Schwert legte er ab und wanderte heim; ein zerlumpter Bettler ſtand er vor dem Thor von Erfurt, die rothe Feder wogte, halb zerknickt, von ſeinem Sturmhut.

In der Stadt war die Ordnung hergeſtellt, der Pfaffenſturm beendet; Graf Günther mit der akademiſchen

Legion hielt Alles in Zucht. Aber die Luft war ſchwül; ein neues Gewitter drohte hereinzubrechen. Cardinal-Erzbiſchof hatte die Stadt hoch belobt, daß ſie ſich zu helfen gewußt, aber übel vermerkt, daß der Platz, wo weiland Sanct Bonifaz das Kreuz Chriſti aufgepflanzt, auch in geiſtlichen Dingen ſich dem Kurhut entziehen wolle. Was der hohe Rath Klöſtern und Stiftern für geleiſteten Schutz als Tribut abgenommen, dürfe nur ein Unterpfand ſein, keine dauernde Steuer; nur den Judenhut, nicht die Kapuze ſolle man neu ſchätzen; den Dominicanern aber das Ketzergericht ſchließen, ſei gotteslästerlich. Brevier und Galgen müßten Hand in Hand gehen, um dauernd den Gottesfrieden in der Stadt herzuſtellen, und zu dieſem heiligen Endzweck werde Eminenz, Kurfürſtliche Gnaden, mit auslangender Soldateſca allerhöchſtſelbſten Einzug halten. — Im erzbiſchöflichen Palaſte ging es ſchon geräuſchvoll zu; ein ſtarker Heerhaufe von Rittern und Landsknechten war bereits von der Moritzburg in Halle aufgebrochen.

Wulf eilte nach dem Kloſter der Dominicaner; er erfuhr, der abgeſetzte Prior ſei vom heiligen Amt lebenslänglich zur Pönitenz verurtheilt. Lebenslänglich! Das Maß ſeiner Jahre war ſchon längſt nach Gottes Rathſchluß überzählig!

Die Kirche ſtand offen, die Lichter brannten, die Orgelſtimmen flöteten, die Prieſter ſangen Loblieder

dem Herrn, prieſen die Wunden des Gekreuzigten und crucificirten die Creatur! O, o! als wenn ſie nicht in jedem der Geringſten, der Menſchenantlitz trägt, Chriſtum Jeſum von neuem an's Kreuz ſchlügen! — Nach Vollendung der Abendfeier wandelte eine breite Prälatengeſtalt, ſicher, feſt, ihres Werthes ſich bewußt, den Säulengang hinunter. Wulf trat den Prieſter an, faßte, küßte ſein Gewand, fiel vor ihm in's Knie und wies zitternd nach dem Beichtſtuhl ihm zur Seite. Es war Pater Regens, Honorius; er kannte den Rieſen, der ſo demüthig ihm zu Füßen lag. Auf ſeinen Wink brachten Chorknaben den nöthigen Apparat, Beichte zu hören und von Sünden zu löſen. Die Gewänder des ſtolzen Hohenprieſters rauſchten noch im engen Sitz, als Wulf mit beklemmtem Athem durch's Gitter flüſterte. „Warſt wohl lang' nit an heiliger Stätte!“ murrte der Pater vor ſich hin. „Bin von Geburt auf ein Kind der Sünde,“ ſchluchzte Wulf, „ein Baſtardſohn, mein Vater ein Prieſter.“

„Iſt Sünde ſeinerſeits,“ war die Entgegnung, „auch längſt geſühnt; der Prieſter beging ſie nit, ſondern der Ritter, der Laie.“

„Er iſt alt und krank,“ ſtöhnte Wulf. „Hochwürdiger Herr, nehmt mich in Strafe, ich will Tag und Nacht beten, ſingen, faſten, mich geißeln. Erbarmet Euch ſeiner um Chriſti willen!“

„Chriſtus iſt der Weltrichter," lautete die Antwort.

„Um der Mutter der Gnaden willen!"

„Die Gnaden mag die Mutter Gottes jenſeits üben, hier ſind wir Jeſu Chriſti Stellvertreter."

„Nehmt mich als Laienbruder an, ihn zu pflegen, er iſt ſiech und ſchwach."

„Schwach an Geiſt? O nein, hartnäckig iſt er, verſchwiegen."

„Wollet Ihr Beichtzwang üben?" ſagte Wulf verzweifelnd.

„Wer zwingt denn Dich, hier zu beichten?" rief der Prieſter ſpottend. „Wir geben den Willen frei."

Wulf brach ohnmächtig zuſammen; er griff nur noch krampfhaft an ſeine Bruſt, nach den Blättern in der Kapſel, die genug Geſtändniſſe von der Hand des Vaters enthielten, um auf Feuertod zu erkennen.

Wie er aus ſeiner Betäubung erwachte, hatte der Prieſter den Beichtſtuhl verlaſſen. Die Kirche war leer, kein Gott des Erbarmens innerhalb ihrer Mauern.

Wulf raffte ſich auf. Er eilte nach der Pfortenmühle; er mußte den Freund ſeines Vaters ſprechen. — Meiſter Jakob hatte dort keine Behauſung mehr, ſeit mehreren Tagen nicht mehr ſeine Wohnung im Thurm betreten. Vom Kapitel abgeſetzt? Das war ja gegen alles Recht, der Meiſter war Scultetus auf Lebenszeit! — Wulf ging nach der Stadt zurück, in's Baderhaus,

wo der Alte im Lazareth, an den Betten der Kranken nie fehlte. Die Anſtalt war in beſter Ordnung, ein Famulus führte die Aufſicht; der Meiſter, hieß es, habe ſein Amt niedergelegt, könne niemand mehr dienen. „Auch nicht, wenn ein Todtkranker ſeine Hülfe ſucht?“ rief Wulf verzweifelnd. „Ein Sohn ſucht den Vater und der alte Freund des Mannes kennt den Weg zu ihm!“

Da öffnete ſich leiſe die Tapetenthür in der Wand und der Meiſter ſtand auf der Schwelle des verſteckten Winkels. Eine kleine Blendlaterne beleuchtete ſeine Geſtalt. Das lange weiße Haar fiel auf Nacken und Schultern; die hohe Stirn glänzte hell und klar, aber die Augen blickten ſchüchtern als wären Lauſcher zu fürchten. Wulf ſtürzte ihm entgegen und brachte ſein Anliegen vor. „Sehen?“ fragte der Greis, — „hören vielleicht! Ich kenne den Weg zum Fenſter ſeiner Zelle.“ Wulf verſtand nicht was der Alte meinte; er ſtreckte nur flehend die Hände aus. Der Meiſter ſprach nicht weiter; mit dem Zeigefinger deutete er an, was der Mund verſchwieg. Er war bereit, den Sohn zum Vater zu führen. Wie er winkte, traten ſie hinaus über den Platz in die Gaſſen. Meiſter Jakobs Linke ruhte in Wulfs Armgelenk, mit der Rechten ſtützte er ſich auf einen, an der Krücke gebogenen Pilgerſtab, wie ihn die Altväter in Paläſtina, die Hirten ihres Volkes im Morgenlande führten.

Schweigend ſchritten ſie zum Kloſter der Dominicaner. Der Meiſter kannte die inneren Räume ſehr wohl, ſelbſt die Zellen der Clauſur. Von dieſer führte ein bedeckter Gang zum Hoſpital, wo er ehedem viele Jahre lang geheilt, gewirkt und gewaltet; eine Seitengallerie lief am Ufer der Gera nach einem dunklen Hintergebäude, das ſich allem Verkehr mit der Welt entzog. Der Hof war geſchloſſen; Einlaß zu erbitten, ſchien verdächtig. Außerhalb zur Seite an der Mauer führte ein Fußweg zum Strand. Es war ringsum ſtill, und die Dunkelheit deckte die leiſen Schritte der nächtlichen Wanderer bis zum Fluſſe hinunter. Die Mauer ſchützte bei hohem Waſſerſtande den letzten Flügel des Kloſters. Zur Zeit war die ſogenannte „breite" Gera flach und ſeicht. Die Frühlingsfluthen hatten am Rande der Mauer eine Lücke geriſſen, Steine losgebröckelt und herabgeſpühlt. Rückte man dieſe zurecht, ſo ließ ſich darauf fußen; glückte der Schwung hinüber, ſo ſtand man innerhalb des hintern Kloſterhofs. Für Wulf war es ein Leichtes, die Hinderniſſe zu beſiegen; doch auch der Greis hatte ſich ſchon wiederholt und ohne Hülfe die Mauerlücke wegſam gemacht.

Behutſam ſchritten die Männer durch den öden Raum des Gehöftes. Geräuſch war dennoch unvermeidlich, ein Hundgebell erſcholl und eine Dogge, zur Nachtwache

frei herumlaufend, ſtürzte auf ſie ein, lag aber alsbald wedelnd zu des Meiſters Füßen, ſeine Hand, die ihn ſtreichelte, leckend. „Domini canis," ſprach Meiſter Jakob und griff in ſein Fell; das Thier wußte, daß es ein Freund des Hauſes war, der freilich nur heimlich Nachts den Ort beſuchte. „Ein Hund iſt oft treuer als Menſchen!" ſagte der Meiſter lächelnd. Der Mond trat plötzlich aus dem Gewölk, und die Wandrer blickten zu den Fenſtern des düſtern Gebäudes hinauf, das mit ſeinen zwei Seitenflügeln, halb wie Baſtionen, halb wie Katakomben anzuſchauen, die ſchwarzen Rieſenarme drohend ausſtreckte, als wollte es den Ankömmlingen ein „Hütet Euch!" zurufen oder die Inſchrift am Thor des Kerkers der ewigen Verdammniß: „Hier hört die Hoffnung auf!" Es war das Pönitenzhaus der Dominicaner, der eine Flügel für Verurtheilte, der andere für Solche, die durch Reue, Buße und Geſtändniß nicht blos ihr ewig Seelenheil retten, auch ſchon hienieden noch ihr Loos mildern konnten. Im Munde des Volks hieß das ganze Gebäude das Strafkloſter. Unter dem Regiment des Pater Saleſius ward es zu Lazarethen verwandelt für arme Kranke; jetzt war er ſelber, der letzte Prior, krank an Leib und Seele, ein Inſaſſe dieſer Beſſerungsanſtalt für verirrte, ketzeriſch geſinnte Geiſter. Eiſerne Gitter ſchützten die Fenſter des untern Stocks, im obern waren hölzerne Kaſten eingeſetzt, die

dem Inwohner den Blick auf den Platz unmöglich machten, unten ſchmal, auf den Fenſterſimſen fußend, oben in Oeffnungen auslaufend, die bei'm Abſchluß gegen die gemeine Erdenwelt hier unten, einen Hinblick nach oben, in ein fernes, weites Jenſeits geſtatteten. Für Wetterbeobachter und Sternenkundige bot hier die Einzelhaft ſicher viel Stoff zu nützlichen Studien, auch Zeit dazu, ſolang dem armen Gehirn der Faden der Geduld nicht riß. Das Kapitel des heiligen Amtes verurtheilte arme Seelen hierher zur ſtillen Einkehr in ſich ſelbſt, durch Faſten verſchärft; in der That war die Pönitenz auch nur ein geſteigertes Kloſterleben. Pater Saleſius hatte volle Muße, die Stellung der Sterne ihm zu Häupten, die er Zeit eines langen Lebens ſchlecht berechnet hatte, beſſer zu beobachten. Auch auf das Wetter hatte er ſich nicht verſtanden; es hatte ſich gegen alle Vermuthung verändert, auf ſein Regiment, eine Herrſchaft über die Gemüther in Liebe, Nachſicht und Milde, war eine Zeit gefolgt, wo Segen ſich wieder in Fluch verwandelte. Seit dem Auftreten des Wittenberger Auguſtiners war im Heerlager der alten bedrohten Kirche Roms der Fanatismus neu erwacht, und in der Angſt um die bedrohte Herrſchaft forſchte das Sanctum officium auch nach heimlichen Ketzern, geheimen Juden, ſublimen Meiſtern und freien Maurern.

Die beiden Männer blieben vor einer der ſeltſamen

Fensterverkleidungen stehen und blickten hinauf. Meister Jakob hatte sich am Ufer einige Kieselsteine aufgelesen; er holte sie jetzt aus seiner Tasche hervor, trat einige Schritte zurück, lehnte sich nach hinten wie ein geschickter Werfer und schleuderte Stein auf Stein hinauf gegen das hölzerne Fenstergestell. Der erste Wurf ging fehl, der zweite machte einen leisen Anprall und auf das dritte Anpochen erklang von oben ein schwacher Ruf wie ein Herein! oder: Ich bin noch da! Der Insasse der Zelle wußte, daß der Besucher, dem die Thür verschlossen blieb, am Bretterverschlag des Fensters klopfte. Ein anderer Verkehr zwischen den alten Freunden war nicht mehr möglich. Auf die Anfrage des Steinwurfs: „Was machst Du?“ erscholl als Antwort von oben ein Gesang: „Ave Maria! Bist auch noch da?“ Anders als singend und in kirchlicher Weise glaubte der Gefangene sich nicht vernehmlich machen zu dürfen. Der gesungene Ton dringt auch weiter als der gesprochene, und Abend- und Nachtgebet war einem Sträfling der Pönitenz eher geboten als versagt. Daß der frommen Melodei sich ein weltlicher, menschlicher Text unterschob, ward selbst argwöhnischen Lauschern doch nicht so leicht bemerklich. Meister Jakob wollte auch in der Weise eines Kirchenlieds Anfrage erheben, aber der Ton versagte ihm und er stieß nur einen Schrei des Schmerzes von sich. Von oben aber tönte:

„Ave Maria!
Mondlicht scheint hell
In meine Zell'.
Sonst dunkel rings im Menschenleben.
Nur Dohlen, Geier, krächzen, schweben,
Wie dort um Barbarossa's Thurm
Nächtlich bei wüstem Sturm.
Gelobt sei Jesus Christ,
Der fern im Himmel ist.
Auf Erden könnt' Ihr ihn nit finden,
Wie sollten schauen ihn die Blinden?"

Wulf streckte seine Arme hinauf und rief singend:

„Vater, Vater, was sollen wir thun?"

Als Antwort klang es herunter:

„Was Rothbart soll thun?
Still sein im Herrn und ruh'n.
Stella Maria, Hoffnungsstern,
Komm, zieh herauf, noch bist Du fern!"

„Singt noch spät sein Abendlied," knurrte den Männern zur Seite eine rauhe Stimme.

Es war der Wächter, der vom Anschlagen des Hundes geweckt, im Gehöft die Runde machte. „Sein Ave Maria klingt etwas wunderlich! Wenn ich's dem Pater Guardian melde —"

„Thuet das nit!" bat Meister Jakob, griff in die Tasche und drückte dem Cerberus ein Goldstück in die Hand. „Höret doch!" setzte er hinzu, als der Gesang

von oben wieder ertönte. „Er ſingt ſo fromm, er verſöhnt ſich mit ſeinem Gott.“

„Mit ſeinem Gott?“ wiederholte der Wächter. „Muß wohl einen aparten Gott ha'n; ſonſt hätten ihn die Patres nit in Pönitenz geſteckt.“

„Haltet Ihr ihn gut? Hat er keine freie Stunde?“ fragte Jakob.

„Der Friedhof iſt für ihn frei,“ war die Antwort, „aber der ſteht ja Allen offen, iſt für Alle das Ende vom Liede.“

„Klagt er mitunter? Hat er keinen Wunſch?“

„Hat weder Klage noch Wunſch,“ ſagte der Wächter, „nur fürcht' ich —“

„Ihr fürchtet?“ beſtürmten ihn die Männer.

„Speiſ' und Trank weiſ't er von ſich, übertreibt beinahe die Faſten, ſchickt Alles unberührt zurück. Wenn's uns mit ihm nur nit geht, wie weiland mit der grauen Schweſter, der Begine vom Kiſſhäuſer Berge! Die war auch hier in Pönitenz. Anfangs tobte und tollte ſie, bis wir ſie in die Jacke ſteckten. Das machte ſie ruhig, aber faſt zu ſtill und ruhig. Sie gab ſich willig drein, nahm aber keine Nahrung mehr zu ſich, wollte ſchier ſich zu Tode hungern. Endlich gab man ſie frei und ließ ſie ziehen. Was ſollen wir uns hier mit andern Ordensleuten befaſſen! Beginen mögen zuſehen, wo ſie in ihren Stiftern krank und toll ſein

dürfen. Jetzt iſt die graue Schweſter bei den Auguſtinerinnen untergebracht; man ſagt, ſie ſei ſtill-toll. Aber Ihr dürfet hier nimmer den Nachtfrieden ſtören! Wenn Ihr über die Mauer ſteigt, wird man Euch Sprenkel ſtellen! Der Hund thut nit ſeine Schuldigkeit. Was ein ächter Hund iſt, der muß ſcharf ſein, Euch an die Gurgel ſpringen. Gott behüt' Euch!"

Die beiden Wanderer zogen ſich zurück und krochen betrübt durch die Mauerſpalte wieder hinaus. Wulf geleitete den Meiſter in's Baderhaus; er ſelbſt ſuchte und fand keine Ruhe. Er lief in den Straßen auf und ab; wie der Morgen graute, ſtand er vor der Schwarzburger Geramühle. Sein Entſchluß zur Rettung des Vaters war gefaßt. Graf Günther, der oberſte Führer und Hauptmann der akademiſchen Legion, mußte ihm helfen, ihm den Vater aus den Händen der Dominicaner befreien.

Im Mühlenhofe hielt ſchon ein Reitertrupp, auf den Führer harrend, der in der Stadt, an den Thoren und auf den Plätzen die Runde zu machen pflegte. Wulf drängte ſich mit Gewalt in das Wohngemach des Grafen, der ſo eben Schwert und Schärpe anlegte. Trotz der zerlumpten Tracht erkannte der junge Mann den alten Frankenſenior. Deſſen Begehren war leicht verſtändlich bei der Meldung: Pater Saleſius liegt auf der Folterbank des heiligen Amtes!

Der Reitertrupp brach auf und hielt alsbald im Klosterhof der Dominicaner. Graf Günther ließ sich beim Pater Regens melden. Der Befehlshaber der bewaffneten Macht, welche Kirchen und Klöster schützte, konnte so wenig abgewiesen werden als ein Schwarzburger Graf, in dessen Hause die Väter des Ordens seit Menschengedenken Seelsorge übten. Pater Honorius, umgeben von seinen schwarzweißen Sodalen, empfing im Kapitelsaale den Jüngling mit der Schaar seiner Ritter; Wulf fehlte nicht unter ihnen.

Die feierliche Begrüßung unterbrach Graf Günther sofort mit seinem Verlangen, an das Krankenlager des ehemaligen Priors geführt zu werden. Bei seinem ersten Besuche im Kloster hatte man ihm verweigert, dem Pater Salesius zu beichten, der längst ab officio und a divinis, von aller amtlichen und priesterlichen Thätigkeit, entfernt sei. Pater Honorius erinnerte sich sehr gut, welchen Bescheid er dem Jüngling gegeben. Es fiele ihm nicht bei, sich um Klosterdisciplin zu kümmern, sagte jetzt der junge Graf, aber kraft Anordnung des hohen Rathes der Stadt und nach dem geschlossenen Pact habe das heilige Amt nicht mehr die Befugniß, Ketzergerichte zu halten, auch nicht im Verborgenen, nicht unter dem Deckmantel der Nacht. — Die Schaar der Mönche glich einer Gruppe aus Stein gehauener Gestalten; sie waren stumm und starr vor der Frechheit

in der Sprache eines Weltlings. Wie der Pater Regens ſie wieder belebte durch Worte, die er den Einzelnen in's Ohr flüſterte, lief ein dunkles Gemurr des Unwillens durch ihre Reihen, das nur im Waffengeräuſch der Gegner erſtickte, die ihre Schwerter in den Scheiden klirren ließen. Honorius eilte geſchäftig hin und her, gab ab- und zulaufenden Dienern Befehle und zog im Winkel der Niſche des Saals die Glocke. Dann trat er dem Führer der bewaffneten Schaar von neuem entgegen, breitſpurig, ruhig, feſt, ſeiner Sache gewiß. Dem auflodernden Feuereifer der Jugend ſchien er ſich gewachſen zu fühlen.

Graf Günther verſuchte einzulenken, ſich zu entſchuldigen; nicht dreiſte Willkür, nicht unbefugtes Eindringen ſei es, was ihn treibe, nur Sache der Menſchlichkeit.

„Humanitas? Sache der Humaniſten?“ war des Prieſters lächelnde Frage, die daran gemahnte, daß der Jüngling ſchon einmal dieſem Vorwurf des Mannes zu begegnen hatte. „Wir ſind nicht ſo grauſam, wie weltliche Richter, die da ſprechen: Fiat justitia, pereat mundus!“

„Aber ſie geht unter, die Welt, wenn Euer Recht beſteht!“

In des Prälaten Miene ſtand geſchrieben: So gehe ſie unter, beugt ſie ſich nicht! Aber er ſprach nicht aus, was er dachte.

Graf Günther bat heftig: „Was kann man noch wollen von einem kranken, vielleicht ſchon ſterbenden Greiſe? Ihn zu Geſtändniſſen zwingen?“

„Die Kirche übt niemals Zwang!“ tönte ihm dumpf und hohl entgegen.

„Iſt denn des Martyrimus an ihm nicht ſchon genug geſchehen? Die verdorrte Hand!“

„Ward ihm auf der Folterbank im peinlichen bürgerlichen Gericht verſtümmelt.“

„Die heilige Kirche, ich will's glauben,“ rief Graf Günther ſchmerzlich bitter, „ich will's glauben, ſie hat Folterknechte nicht ſelbſt in ihrem Dienſt, ſie übergiebt dies Amt weltlichen Henkern. Daumſchrauben ſetzt ſie nicht ſelber an, aber ſie hat geiſtige Foltern für unglücklich verirrte Seelen. O Himmel! mein armer Aelterbruder! An ſeinem Gott irre, an ſeiner Schickſalsfügung verzweifelnd, umnachtet und von allen Schrecken vorgeſpiegelter Höllenqual gepeinigt, ein Opfer ſeines Wahns, ſo ſank er hin, hier im Kloſter, im Gewande der Männer des heiligen Dominicus.“

Der Jüngling drückte beide Hände vor ſein zitterndes Antlitz; die Gewalt ſchmerzlicher Erinnerungen überfiel ihn. Selbſt die Mönche wagten nicht über Läſterung zu murren; eine Todtenſtille im Saal hielt Alle gebannt.

Da öffneten ſich die Flügelthüren und vier Kloſter-

knechte trugen auf ſeinem Bettgeſtell den kranken Saleſius mitten unter die Verſammelten. Zu beiden Seiten traten die Männer, geiſtliche wie weltliche, ſcheu zurück, Raum gebend, die Häupter beugend, ſtill und ſtumm; nur Wulf ſchrie laut auf, drängte ſich aus der Schaar der Krieger heraus und ſank weinend nieder am Lager des Vaters.

Wie zum Sarkophag aufgebahrt ſtand das Bett des kranken Greiſes mitten im Saal; es fehlten nur die Lichter, ihm die letzten Ehren zu erweiſen. Sein Antlitz lag tief in den Kiſſen, nur die Stirn ragte hervor, umhüllt vom weißen Lockenhaar, dem treuen Zeugniß lang andauernder Kraft und Stärke bei aller Qual und Sorge. Seine Augen ruhten geſchloſſen, die Wangen waren fahl und bleich; nur um die Lippen ſpielte leiſe der Triumph überwundener Kämpfe, der Sieg eines ſchwer errungenen Friedens. Die rechte Hand ſteckte verborgen unter der Decke, die linke lag auf ſeiner Bruſt, ſei's, daß ſie ein Zeugniß ablegen oder ein Geſtändniß zurückhalten und verſchließen wollte.

Pater Honorius unterbrach die Stille. „Hier iſt der Mann, den man von uns fordert!“ ſagte er mit erzwungener Ruhe und doch feierlich bewegt. „Wir liefern ihn aus, als Zeugen, daß die Kirche Gottes keinen Zwang, keine heimliche Vehme übt. Mag er es ſelber bekunden!“

Saleſius ſchlug die Augen auf, richtete ſeinen Oberkörper in die Höhe, blickte rings um ſich im Saale und ſagte lächelnd: „Ei, ſeht doch! Mein jüngſtes Gericht ſchon verſammelt? Pro und contra, die lieben Brüder dorten, die mich wohl vertheidigen, und hüben wilde Männer des Krieges, die wohl gegen mich ſind, auf Tod und Verdammniß beſtehen? Oder iſt's umgekehrt? Haben Ankläger und Richter in Fluch und Segen gewechſelt?"

Honorius trat dicht an's Lager und flüſterte: „Bruder im Herrn, wollet Euch doch verſöhnen mit der Kirche und darauf hin die Gnadenmittel empfangen!"

Der Greis ſchüttelte leiſe das Haupt. „Nach der alten Satzung?" ſagte er ſanft, aber feſt. „Iſt denn die Kirche wirklich ein geſchloſſenes, todtes Haus, das keinen An- und Ausbau duldet, kein neues Leben zuläßt? Dann gäb' es ja auch kein Pfingſten mehr, wo in allerlei Zungen der Geiſt über die Welt kommt, fortſchaffend, fortzeugend uud gebährend! Der todte, beigeſetzte Schatz der Kirche muß gehoben werden, ſoll er wieder lebendig ſein für Erd' und Himmel. Oeffnet die Gruft! Die Kirche Gottes möchte auferſtehen!"

Die Prieſter waren theilnahmsvoll herangetreten; jetzt traten ſie wie vor einem Peſtkranken zurück.

„Ja ſehet, Ihr Brüder," ſagte der Kranke. „Ihr wollet, ich ſolle beichten, und wenn ich beginne, fahrt

Ihr erſchrocken vor mir zurück. Ich will auch nimmer beichten, außer Gott dem Herrn, vor deſſen Richterſtuhl ich alsbald trete, keinem Prieſter, denn er iſt ein fälliger Menſch, und doppelt hinfällig, wenn er ſich ohnfehlbar dünkt. Ich habe geſündigt und geirret, aber ich weiß: Irren iſt menſchlich. Irren iſt teufliſch! ſaget Ihr und ich glaube, daß Prieſter irren können."

„Das iſt wider die Kirche Gottes, Abfall von Rom!" murmelte es im Kreiſe der Geſalbten. „Wittenberg, Wittenberg!" ziſchten grelle Stimmen. — „Das gehet noch über Martin Luther hinaus!" tönte ein ſonorer Baß. „Der Auguſtiner läßt von den ſieben Sacramenten doch zwei noch beſtehen!"

Saleſius erhob ſeinen Oberleib mit der ganzen Breite ſeiner hohen gewölbten Bruſt, als wollt' er, der ehemalige Ritter, mit ſeinem Gegner eine Lanze brechen. Er ſtreckte ſeinen linken Arm gegen den tobenden Schwarm der aufgeſchreckten Brüder und rief mit leuchtenden Augen, mit ſtrafenden Blicken: „Wölfe, Ihr werdet das Lamm Chriſti zerreißen! Streitet Euch nur blutig über die Zahl der Sacramente: Ich ſag' Euch: das ganze Menſchenleben ſoll ſein ein Sacrament; eher kein Heil, kein Segen, kein Friede im Herrn!"

Hand, Haupt und Leib ſanken zurück, ein Seufzerhauch flüſterte durch's weite Gemach wie der Abſchiedsruf einer fliehenden Seele. Wulf raffte ſich vom Boden

auf, bog ſich über den Sterbenden und rief: „Vater, ich ſollte nicht vor Dich treten, nicht in Dein Antlitz blicken, nicht Deine Worte von Mund zu Mund vernehmen. Verzeihung, Vater!“

Er ſchluchzte, daß ihm die Worte erſtickten. Saleſius erhob noch einmal ſein Haupt. Seine Blicke irrten, ſeine Hände taſteten eben ſo irr' hin und her, bis ſie Wulfs Lockenhaar erfaßten, zauſ'ten und ſchüttelten. Vater und Sohn hingen mit ihren Blicken an einander, ließen ſich nicht los, klammerten ſich feſt, als fühlten ſie, ein Wiederſehen würd' ein Abſchied ſein für ewig.

„Hab' meinen Schwur gehalten,“ flüſterte der Greis, „als Menſch und als Prieſter, aber der Tod löſet alle Gelübde, und ich werde Dich, ob Du ſchon ein Kind der Sünde biſt, vor Gott nicht verleugnen. Sei brav, mein Sohn, ſei ein Menſch, dann erhebſt Du Dich über Form, Raum und Zeit. Weshalb ſoll, erſt wenn wir uns die Erde in Hölle verwandelten, der Himmel jenſeits beginnen? Vater unſer — der Du biſt im Himmel, — ſei alſo auch auf Erden? Auch hier, die Ewigkeit beginnt ſchon hier, — Amen!“

„Er ſtirbt!“ rief Wulf. Er war bereits todt. Er hatte ſich geſtreckt, ſeine Glieder erkalteten, ſein Athem ſtand ſtill. Der Medicus unter den Brüdern ſchlug ihm die Ader, die Feder vor ſeinen Lippen bewegte ſich nicht.

In die Todtenſtille des Kapitelſaales drang von der lebendigen Welt draußen ein lauter Lärm. Pferdegeſtampf ward hörbar, Boten ſprengten in den Kloſterhof, Trompeten erklangen. „Mich ruft der Dienſt!“ ſagte Graf Günther zum Pater Regens und verließ mit ſeinen Leuten den Saal. Sein Werk war hier gethan; dem Sohn hatt' er den Vater retten und befreien ſollen; Pater Saleſius war frei, frei von Bedrängniß, vom Kampf und Fluch innerhalb der Kirche Gottes.

Im Hofe erfuhr man das Ereigniß, das ſich in der Stadt vollzogen. Ein Kurmainzer Heerhaufe hatte zwei Thore der Stadt überrumpelt, mit Gewalt den Einzug gehalten; im erzbiſchöflichen Palaſt erwartete man den Kurfürſten ſelber oder ſeinen Legaten.

„Die Kirche Gottes wird wieder zu Kräften kommen!“ flüſterte Pater Honorius den lauſchenden Brüdern zu; frohlockend und hochgemuth eilten ſie hinaus.

Im Kapitelſaale war Wulf beim todten Vater allein zurückgeblieben. Er lag ſtumm und ſtill über der Leiche; der Lärm der Welt drang kaum an ſein Ohr. Wie er ſich aufrichtete, ſtand der Pater Regens wieder vor ihm, ſtarr und ſtreng, mit der Miene des Weltrichters. Wulf deutete auf das friedlich ſanfte Angeſicht des Todten. „Starb er nicht rein und gut?“ ſagte er, „in ſeinem Gott erlöſt, der Gnade ſicher? Zu einem Sanctus Saleſius könnt' ihn die Kirche erheben.“

„Die Kirche ſtößt ihn von ſich aus!“ ſprach der Prieſter.

„Seine Seele gehört Gott dem Herrn!“ ſagte Wulf.

„Sein Cadaver ſei Dein,“ war des Paters Wort.

„Gönnt ihm ein Plätzchen an der Kirchhofsmauer!“ bat der Sohn.

„Seine Gebeine vergiften chriſtlich Erdreich!“

„Einen Winkel auf dem Friedhof!“

„Ein Ketzer ſtört den Gottesfrieden.“

„Wo dann hin mit ſeinen ſterblichen Reſten?“

„Hinaus in die Wüſtung, wo Raubvögel auf ihre Beute lauern, zwiſchen Andreas- und Moritzthor, wo am Hochgericht die Gerippe der Uebelthäter klappern, die Gottesmörder ihre Todten verſcharren.“

„Auf den Friedhof der Juden?“ ſtammelte Wulf und brach weinend zuſammen.

Elftes Capitel.

Die Entführung aus dem Judenviertel.

Graf Günther war auf das Rathhaus beſchieden. Hellebardenträger mit den Farben von Kurmainz hielten dort Wache. Auch ſächſiſche Fähnlein flatterten auf dem Platze; in einer Sänfte, mit Maulthieren beſpannt,

war eine Gesandtschaft Kurfürst Friedrichs von Sachsen aus Torgau angelangt. Am Portal des Hauses saßen zwei Anschläge, die päpstliche Bulle und die kaiserliche Acht wider den Augustiner Martin Luther. Das war die erste Forderung des Cardinal-Erzbischofs, um sich mit der Stadt an der Gera in Güte einzulassen; Erfurt hätte sich auch als reichsunmittelbare Freistadt diesem Begehr nicht widersetzen können.

Im Saale war der hohe Rath versammelt. Man legte dem Befehlshaber der bewaffneten Macht den neuen, mit Kurmainz geschlossenen Pact vor. Kurfürstliche Gnaden fühlten sich gewogen, der Stadt mit eigner Hand Schutz und Schirm zu leisten, womit bereits durch Ueberrumpelung der Thore der Anfang gemacht war; die Hochschule solle wieder eröffnet werden, die akademische Legion sich auflösen, die Studiosen die Waffen niederlegen und zu den Büchern zurückkehren, den Dominicanern aber nicht fürder die Seelsorge, heißt: ihr altes Recht, Ketzer vorzuladen, geschmälert werden.

Graf Günther verpflichtete sich, dem Kurmainzer Heerführer den Commandostab eigenhändig zu überreichen. Er verabschiedete sich, beritt Wachen und Posten, überall mit dem Geheiß zum friedlichen Abzug; eine getreue Schaar der Legion gab ihm das Geleit. Im erzbischöflichen Schloß war sein Nachfolger im Amt nicht anzutreffen; derselbe sei schon in's Judenviertel

ausgerückt. Von da erſcholl denn auch Lärm genug. Kurfürſtliche Gnaden hatten in erſter Linie befohlen, die getreuen Zinsknechte vom Stamme Abrahams in beſondere Obhut zu nehmen, namentlich vor Flucht und Auswanderung zu behüten. Für den neuen Schutz wurden ſie neu geſchätzt und die neue Steuer, wie Frau Vivis ſagte, hieß eine neue Hochſchätzung. Nahm man ihnen den gelben Streifen vom Leibe, ſo durften ſie dafür mit gelben Goldgülden ſich bedanken.

Das breite maſſive Haus der reichen Wittib mit der ſteinernen Freitreppe, der offenen Vorhalle und dem ſchönen Söller war um der Schätze im Keller willen ein beſonderer Gegenſtand zärtlicher Aufmerkſamkeit. Doch ſchien auch das heilige Amt mit ſchwarzweißen Kutten dort über einen Schützling die Hand ausbreiten zu wollen. Kurmainziſch Kriegsvolk hielt auf dem Platze, Ein- und Ausgänge des Hauſes waren beſetzt. Hoch zu Roß in ſchwarzer Rüſtung, ragte Feldzeugmeiſter Oberſt Aspremont über Füßlinge und Reiter. Das aufgezogene Viſir der Sturmhaube entblößte ein ſonneverbranntes, wetterbraunes, wälſches Angeſicht mit blitzenden Augen. Es war einer jener Wallonen, die ſpäter im deutſchen Glaubenskriege ſo verhängnißvoll wirkten, gleich unheilvoll durch den Blödſinn des religiöſen Fanatismus wie durch Unkenntniß deutſcher Art, Sitte, Sprache, Ehre und Gewohnheit. Neben ihm ſtand, ein Steinhaufe gab

ihm das Poſtament, ein Abgeſandter Sanct Dominici, ſeine Rechte drohend gegen das Haus erhebend. Die offene Treppe war frei, die Vorhalle leer, die Thüren geſchloſſen; oben auf dem Söller wankten zwei Frauengeſtalten hin und her, die Eine mit ſchneeweißem Sacktuch, nicht um Willkommen zu winken, vielmehr zum Trocknen heller Schweißtropfen der Angſt, die über Stirn und Wangen zitterten.

Der Vertreter des Chriſtengottes in ſchwarzweißer Kutte forderte ſein Opfer. Der Dominicaner, zum Hauſe gewendet, rief mit lauter, weit über den Platz hin ſchallender Stimme: „Im Namen des dreieinigen Gottes, im Auftrag meines Ordens und unter dem Schutze des Cardinal-Erzbiſchofs Kurfürſten von Mainz, Kanzlers des Reichs, lad' ich hiermit zum dritten und letzten Male den Scultetus der Pfortenmühle, Meiſter Jakob Freidank, vor, Rede zu ſtehen auf dreifache Anklage, auf die Anklage heimlichen Judenthums, ketzeriſcher Freimaurerei und verbrecheriſchen Raubes, an der Kirche Gottes verübt, der er ſein ungetauftes Kind vorenthält!"

Der Angeklagte war in der Mühle, im Stadthauſe vergeblich geſucht; der Dominicaner wechſelte mit dem Wallonen vertrauliche Blicke zur Verſtändigung, jetzt hier mit bewaffneter Hand zur Hausdurchſuchung zu ſchreiten. Da öffnete ſich die Thür und aus dem Innern trat in die Vorhalle hinaus die hohe, dünne Geſtalt

des angeklagten Greiſes, in langem, grauem Talar, mit dem verwitterten, von ſchneeweißen Locken umwallten Angeſicht, eine Erſcheinung, wie die eines Propheten vom alten Bunde, bereit, Zeugniß abzulegen vor Gott und aller Welt. Meiſter Jakob war entſchloſſen, ſich ſeinen Anklägern zu ſtellen. Nur eine Frauengeſtalt hinderte ſeine Schritte, Klein-Sephchen in weißem, flatterndem Gewande, vom rabenſchwarzen, aufgelöſten Haar umfluthet. Mit beiden Armen, die der Greis von ſeinen Schultern ablehnte, ſank ſie zu ſeinen Füßen, weinend und ſchluchzend, mit der Kraft der Verzweiflung ihn hemmend. Er hätte ſie mit ſich ſchleifen müſſen, wär' er nicht ſtill geſtanden. Er bückte ſich zu ihr nieder, küßte ihr das Haupt und flüſterte: „Ruhig, mein Kind! Ich hab' Dich verleugnet bis zu dieſer Stunde; jetzt will ich Dich bekennen vor den Menſchen. In die Hand Gottes griff ich nicht, denn ich handelte nach dem Gelübde, nach dem letzten Willen Deiner ſterbenden Mutter, die Dich zur Chriſtin gelobte, ſobald Du reif und fähig, das Heil zu begreifen. Jeſus Chriſtus will keinen gezwungenen Dienſt, er will die Freiheit der Kinder Gottes. Damit will ich meinen Richtern Rede ſtehen."

Er legte noch einmal die Hand auf Sephchens Stirn. Sein Blick überflog ohne Furcht und Zagen die bewaffneten Schaaren und das verſammelte Volk

auf dem Platze; dann erhob er die Augen ruhig zum Himmel, als wollt' er ſagen: In der Hand Gottes bin ich doch!

Und er war es. Ein Trompetenſtoß ertönte, und mit dem Rufe: „Gebt Raum im Namen Kurfürſt Friedrichs, Herzogs von Sachſen!“ drängte ſich ein Fähnlein Truppen mit den ſächſiſchen Farben durch den Knäuel des großen Haufens. Die gekreuzten Schwerter im Wappen hatten Geltung im ganzen Reiche; die Kurmainzer machten eine Gaſſe und vor der Treppe des Hauſes hielt, mit Maulthieren beſpannt, eine Sänfte. Der geſchloſſene Tragſeſſel öffnete ſich und ein Mann in ſchwarzem, geiſtlichem Gewande, eine goldene Kette um den Hals mit ſeines Herrn und Fürſten Bildniß auf der Bruſt, ſtieg ruhig, ſeiner Miſſion ſicher und gewiß, die Stufen hinauf. Es war Georg Spalatin, Friedrichs Hofkaplan und Geheimſchreiber, ſeit neun Jahren deſſen vertrauter Rath, Gehülfe in allen Entſchließungen, Mitarbeiter am ſchweren Werk zur Löſung der Wirren im Reiche. Er ſtand, beide Hände zum Willkommen ausſtreckend, in der Vorhalle vor Meiſter Jakob, der ſchüchtern zu ihm aufblickte. Im Namen und im Auftrag ſeines hohen Herrn erklärte Spalatin laut und vernehmlich den hochgeehrten und gelehrten Meiſter zum Sodalen der Hochſchule zu Wittenberg, die ihn unaufſchiebbar mit einem Auftrage von hoher Wich-

tigkeit betraue. Jakob Freidank bückte ſich tief, während der Feldzeugmeiſter und der Mönch die Treppe hinaufſtiegen und ihm jetzt zur Seite ſtanden. Spalatin legte die Hand auf ſeines akademiſchen Confraters Schulter und erklärte ihn förmlich und feierlich als ſeines Landesfürſten Unterthan laut und kraft Urkunde mit anhangendem Inſiegel und Kurfürſt Friedrichs eigenhändiger Unterſchrift, gültig und zu Recht beſtehend mit und ſeit Datum der Ausſtellung des Decrets, gegeben bereits ſeit acht Tagen auf dem Schloſſe zu Torgau. Er überreichte das pergamentene Document und Feldzeugmeiſter wie Dominicaner mußten es als rechtskräftig erkennen, wollten ſie nicht gegen Hoheit und Machtbefugniß eines Reichsfürſten ſich auflehnen. Spalatin gab noch die Erläuterung, ſein hoher Herr werde dem hochfürſtlichen Bruder, dem Cardinal-Erzbiſchof Rechenſchaft abzulegen nicht ſäumen, eben ſo wenig ſich ſelbſten oder den geringſten ſeiner Unterthanen und Diener der heiligen Kirche entziehen, vorbehaltlich, daß Klage wie Urthel nach Ueblichkeit und Brauch auf kurſächſiſchem Boden erhoben und gefällt werde. Der Wallone und der Mönch ſahen verblüfft drein, ließen ihre Beute fahren und ſtiegen die Treppe hinunter.

„Mein Gefährt ſteht bereit," drängte Spalatin.

„Und mein Kind?" flüſterte der Meiſter; Sephchen klammerte ſich von neuem an ihn.

„Mein Auftrag reicht nit weiter,“ raunte Spalatin ihm zu; „verderbet Eure Sache nit!“

Vater und Tochter ſanken ſich in die Arme und riſſen ſich los. „Die Muhme Vivis hat Mittel, Dich zu ſchützen!“ ſagte Jakob und ſtieg, halb gedrängt, mit Spalatin in die Sänfte. Der Führer des Trupps commandirte: „Gebt Raum, Ihr Mannen, Raum für Sachſens Wappen und Schwerter. Schutz und Schirm fordern wir nit, nur freie Bahn! Kurſachſen ſchützt ſich ſelber!“

Die Kurmainzer ſalutirten und machten Spalier. Wie der Tragſeſſel mit den bewaffneten Begleitern ſich in Bewegung ſetzte, blickte der Meiſter noch einmal zurück nach ſeiner Tochter.

Sephchen war die Treppe hinuntergeeilt, wollte dem Zuge ſich nachſtürzen, ſank aber auf dem Platze ohnmächtig zuſammen, als die Sänfte in die Gaſſe bog. Der Wallone und der Mönch traten herbei, dem Kinde aufzuhelfen. Da ſprang Graf Günther vom Pferde, drängte ſich mit ſeinen Franken hindurch und ſtand an des Mädchens Seite. In des Jünglings Seele loderte der Gedanke, den Dominicanern die Beute zu entreißen. Er kniete nieder, hob das Kind mit kräftigem Arm zu ſich auf und lehnte die Erſchrockene an ſeine Schulter. Das Kreuz, das ſie auf dem Herzen trug, das Ver-

mächtniß ihrer Mutter, ſprang aus dem Buſentuch hervor, ein kleiner ſilberner Fixus auf dunklem Ebenholz.

„Es iſt das Judenmädchen, das wir ſuchen!“ ſagte der Dominicaner mit ſchnarrender Stimme. „Im Namen des heiligen Amtes!“ rief er laut und griff nach dem großen Crucifix, das ein Kirchendiener trug.

„Kreuz wider Kreuz!“ rief Graf Günther und hob Sephchens Amulet empor. „Auch hier im Namen Chriſti, des Heilands und Erlöſers, falls er Euch ein ſolcher iſt!“ Er wehrte von dem Mädchen jede Berührung ab und griff an ſein Schwert.

Der Mönch kniff die Augen zuſammen und ſagte kalt und ſtreng: „In's Judenhaus darf ſie doch nit zurück, ſie gehört der Kirche, obſchon noch ungetauft!“

„Ich ſtehe für ſie ein,“ rief der junge Graf, „bürge für ihre Taufe, ſorge für ihre Unterkunft im Hauſe einer frommen Schweſterſchaft. Ich, ein Schwarzburger, gebe mein Ritter- und Ehrenwort, ich, Bürger dieſer Stadt, Sodale der Hochſchule, Sohn eines Hauſes, vor deſſen Gerechtſame ſich Jedweder beugt und deſſen Gelübde: Ich und mein Haus, wir wollen dem Herrn dienen! ſeine alten Beichtiger, die Brüder des heiligen Dominicus, kennen und ehren ſollten!“

Der Feldzeugmeiſter Oberſt Aspremont trat ihm entgegen und fragte, mit welchem Recht er hier Befehlshaber ſei. Günther lehnte das Mädchen, welk wie eine

geknickte Blume, ſanft auf den Boden, löſte die Kette vom Gürtel und überreichte dem Wallonen als ſeinem Nachfolger den Commandoſtab.

„Nicht um Eure Machtvollkommenheit zu kreuzen,“ ſagte er ritterlich fein, „ich erkenne ſie an auch über mich, vielmehr als Zeichen kameradſchaftlicher Brüderlichkeit fordere ich die Gunſt von Euch, das arme Kind ſchützen zu dürfen.“

„Laſſen wir ihm die Dirne!“ murmelte der Wallone dem Dominicaner zu und ſtieg die Treppe hinauf und in's Innere des Hauſes, um die Frau Vivis zu begrüßen, zu deren beſonderem Schutz ſein Auftrag lautete.

Sephchen hatte ſich aufgerafft, ſich beſonnen, ihren Anzug geordnet, ihr Haar zurückgeworfen. Als ihr Günther in's Antlitz ſchaute, leuchteten ihm die mandelförmig geſchnittenen Augen trotz ihrem tiefen Dunkel wie zwei Sterne des Morgenlandes entgegen. Sie begriff raſch, warum es ſich handelte. Die ungetaufte Tochter eines Chriſt gewordenen Vaters ſollte gefahndet werden. Im jüdiſchen Hauſe war ſie nicht ſicher vor einem Amt, das ſie das heilige nennen. Der Ritter aber mit den hellblauen Augen und dem blonden Gelock ſtand als ihr Retter da, wie ein Erzengel, ein Michael mit flammendem Schwert und lichter Morgenröthe. Sie beugte das Haupt, kreuzte wie eine Sklavin die Arme

über die Bruſt und erklärte bereit zu ſein, ſich ſeinem Schutze zu überliefern.

Des Grafen Roß ward vorgeführt, ein Mantel zurechtgelegt, um einen Frauenſitz herzurichten, das erſtaunte, beſtürzte Mädchen hinaufgehoben, mit raſcher Anweiſung, am gekürzten Bügel, wenn's noth that, am Sattelknopf Halt zu gewinnen. Den Zügel am Gebiß des Gauls ergriff der ritterliche Jüngling ſelber und das edle Thier bedurfte kaum des Streichelns mit der Hand, um inne zu werden, daß jetzt ſeine Aufgabe war, eine leichte, zarte Bürde zu tragen.

So entführte der Schwarzburger Graf das arme Kind aus dem Judenviertel. Wer die Amazone ſah, wußte nicht gleich, ſollt' er in ihr mit dem fluthenden Haar, das von neuem über Bruſt und Schultern fiel, eine geweihte Büßerin, die ihr Antlitz dem Auge der Welt entziehen möchte, oder eine arme Sünderin erblicken, die um Gottes, um Jeſu und der Mutter Maria willen mit dem Sanbenito dem Scheiterhaufen entgegenzog. In den frohlockenden Augen der Studenten aus der Frankenſchaar ſtand als Triumph geſchrieben: Freiwillig geben deutſche Männer Ketzerrichtern kein Opfer preis!

Zwölftes Capitel.

In Abrahams Schooß.

Der Tag ging ſchon zur Neige, als der kleine Trupp mit der Reiterin vor dem Kloſter der Auguſtinerinnen an der obern Gera hielt. Frau Clementine war nach Graf Günthers Ermeſſen die auserwählte Pflegemutter für ſeinen Schützling.

Auf dem Vorplatze des Kloſters lag ein Aſchenhaufe mit halb verbrannten Hölzern. Es war der Reſt eines kleinen Autodafé, das hier bald nach Abzug Luthers gen Worms gehalten war. Der große Ketzer hatte bei den Auguſtinerinnen Beichte abgenommen; Grund genug, den entweihten Beichtſtuhl aus der Kirche zu ſchleppen und zum Scheiterhaufen zu verurtheilen, juſt an demſelben Tage, an welchem die Auguſtinerkirche mit Pulver gereinigt, die Kanzel dort mit Ruthen gepeitſcht wurde. Frau Clementine war vor das heilige Amt geladen, ſich zu rechtfertigen; beim Pfaffenſturm blieb ihr Kloſter vom Volk unbehelligt. Wußte man doch um die liebevolle Bemühung der hülfbereiten frommen Schweſter; ihr Krankenhaus war noch jetzt überfüllt.

Graf Günther hob Klein-Sephchen vom Roß und führte ſie, während die Begleiter zurückblieben, über die bedeckte Gerabrücke zur Kloſterpforte. Er zog die

Glocke und nannte der Schließerin ſeinen Namen mit der Meldung, er habe der Priorin eine Novize zuzuführen.

Sephchen blickte ihn groß an und fragte: „Kann ich Novize werden?“

„Doch wohl Koſtgängerin,“ ſagte der junge Mann verlegen, wohl wiſſend, daß man erſt getauft ſein müſſe, um in eine Kloſtergemeinſchaft zu treten. Sephchen gedachte, wie der Ohm, Vater Jakob, ihr erzählt, daß er im tollen Jahre die Nothtaufe erhalten und Chriſt geworden, nicht um vor Gott, ſondern vor den Menſchen beſtehen zu können. Daß es daſſelbe Kloſter war, dem ihre Mutter Joſepha als Novize entſprungen, um dieſe verhängnißvolle Fügung des Schickſals wußte ſie nicht.

Die Pförtnerin kam zurück und öffnete den Beſuchern vorläufig ihr eigenes Zimmer; die Priorin ſei mit den Kranken beſchäftigt. Daß ein Schwarzburger Graf nicht abzuweiſen, war ſelbſtverſtändlich; hatte doch die graue Begine vom Kiffhäuſer Berge, eine Gräfin des Hauſes, im Lazareth dauernd Aufnahme gefunden. Schweſter Ignota hatte ſich von ihrer Lähmung nicht wieder erholt; ihr Leiden war freilich noch weit mehr geiſtiger Art. Der Pater Seelſorger hielt ſie für irrgläubig, der Pater Medicus für irrſinnig; die Arme lebte noch immer der Hoffnung, hier die verlorne Tochter wiederzufinden.

Sephchen ſaß betrübt in der Zelle der Schließerin; ſie hing den Kopf und fragte den Ritter, ob ihr Ohm, Meiſter Jakob, auch in einem Kloſter untergebracht werde.

„Er iſt Sodale der Wittenberger Hochſchule,“ ſagte Graf Günther, „im Dienſte des ſächſiſchen Kurfürſten iſt er ſo ſicher wie in Abrahams Schooß!“

Er wurde roth; das Wort war ihm unverſehens entſchlüpft. Sephchen blickte forſchend zu ihm auf, argwöhniſch, ob er ſpotten wolle. Dann ſagte ſie keck und ſpitz: „In Abrahams Schooß können nur Juden ſein, Vater Jakob aber iſt ein Chriſt.“

Der junge Mann blickte ſcheu zur Seite, düſter und ſorgenvoll. „Und Du?“ warf er fragend und prüfend hin, „könnteſt Du Dich zur Taufe entſchließen?“

„Herr Jeſus!“ rief Sephchen, fuhr dann aber erſchreckt zuſammen, ſich auf ſo gedankenloſem Gewohnheitsruf ertappend. Was wir Chriſtenthum nennen, iſt oft genug blos Sitte und Gewohnheit, und Sephchen hatte genug davon ſich angeeignet, wie es ſchien. War ſie doch meiſt Freitag Abends, um den Schabbes im Hauſe der Muhme Vivis nicht mitzufeiern, abgeholt, hatte Samſtag und Sonntag in der Pfortenmühle verlebt und dort mit Chriſtenmenſchen verkehrt. Jetzt aber, wo der Ritter ſo dringlich wurde mit ſeiner Frage, ob ſie ſich wolle taufen laſſen, empfand ſie zugleich eine tiefe Er-

bitterung; er hatte ſie gebuzt, wie ein Lehnsherr ſeine Leibeigene. Das war ehrenrührig; ſie empfand es wie eine Schmach. Dabei überkam ſie doch auch das Gefühl der gänzlichen Verlaſſenheit; ſie war mutterſeelenallein in aller Welt, dem jungen Ritter zur Seite, auf ſeinen Schutz verwieſen. Sie ſenkte das Köpfchen in ihr Handgelenk und blickte traurig zu Boden, während Graf Günther im engen Gemach unruhig und beklommen hin und her ſchritt. Plötzlich blieb er vor ihr ſtehen und legte beide Hände auf ihr Haupt. Wär' er ein Prieſter geweſen, er hätte ſie gern geſegnet und getauft.

Sephchen blickte zu ihm auf; er ſah ſo ehrlich, ſo gutartig aus, war ſo bemüht und beſorgt um ſie. Das rührte ſie tief. Sie athmete freudiger auf und ſprach: „Der Ohm, Vater Jakob, hat mir einmal geſagt, die menſchliche Seele ſei eine geborne Chriſtin, und Demuth ſei ja der ächte Stempel des Chriſtenglaubens; aber es ſei nit gut, hat er geſagt, die Taufe unverſtanden über ſich ergehen zu laſſen, bevor man den heiligen Sinn dieſer Reinwaſchung der Seele begreife."

Der Jüngling horchte auf. Ueber ſeinen Augen ſpannten ſich die Brauen wie zwei Adlerflügel, als wollt' er ſein Schutzkind umfaſſen. Er verſtand nicht recht, was Klein-Sephchen geſagt, und ſie ſchwieg auch ängſtlich und ſenkte die Wimpern, die wie ſeidne Schleier über den dunklen Sammet ihrer Morgenlandsaugen

fielen. Im Kopf des jungen Mannes dämmerte ein Gedanke, für den er den richtigen Ausdruck nicht gleich fand. Wir glauben seinem Gedankengang das rechte Wort geben zu können. Graf Günther dachte: Die Dominicaner fahnden nach heimlichen Juden; ich hab' hier an meinem Schützling vielleicht eine heimliche Christin!

Endlich fragte er Sephchen, um nur etwas zu sagen, woher sie das Kreuz habe, das sie am Halse trug. Sie erzählte, das sei ein Vermächtniß der Mutter, die in den letzten Tagen ihres Lebens und Leidens sich recht unglücklich gefühlt, und da habe sie zum Kreuz gegriffen.

Macht vielleicht erst das Unglück fähig und reif zum Christenthum? — Diese Frage zitterte ungewiß durch des jungen Mannes Seele.

Die Pförtnerin öffnete die Thür und das Paar trat hinaus in den Kreuzgang, der zum Krankenhause führte. An der Ecke stand ein steinerner Christus in Gestalt des Kinderfreundes, wie er sprach: Lasset die Kleinen zu mir kommen! Ein junger Schwarm umdrängte ihn, nach dem Segen seiner Hand begierig. Es war eine schöne Steinmetzarbeit aus Thüringer-Marmor, das Werk eines Nürnberger Meisters. Eine kleine Ampel beleuchtete die Gruppe. Sephchen stand still und zögerte weiterzuschreiten. Vor dem gemarterten und gegeißelten Herrn Christus hatte sie allezeit eine Scheu gehabt, aber der Menschenfreund im heiligen Jesus zog sie an, dem konnte sie eine Macht der Erlösung zutrauen. Sie blickte

auf ihren Führer, erwartend, er werde als guter Christ sein Zeichen der Reverenz nicht versäumen. Er bückte sich nicht, schlug kein Kreuz; der junge Mann schien es verlernen zu wollen, ein bloßer Gewohnheitschrist zu sein. Sephchen schaute von neuem zu dem segnenden Heiland in die Höhe, und obschon Graf Günther sie mahnte, es sei Zeit, blieb sie noch eine Weile im Gedankenverkehr mit dem steinernen Bilde und sagte: „Wie gern möcht' man sich vor Dir verneigen, schaust Du so gütig auf uns nieder! Das ist der rechte Heiland wohl, der da heilt an Leib und Seele!"

Der junge Mann triumphirte im Stillen; er sagte sich: sie wird's ohne Zwang thun, gern und freiwillig, es wird keiner Nothtaufe bedürfen! —

Frau Clementine erwartete die Ankommenden im großen Krankensaal. Es war derselbe Raum, in welchem Luther ihr geschäftig Wirken in Obacht genommen, der alte Kapitelsaal, den eine hölzerne Balkendecke vom hohen Gewölbe schied und wohnlich machte. Der Gang in der Mitte theilte nach beiden Seiten die Lagerstätten. Mit verschiebbaren Wänden ließen sich einzelne Zellen abtrennen, sobald eine Einzelhaft geboten schien. Der Saal schloß mit einer kapellenförmigen Nische, in welcher die arme verwirrte Schwester Ignota dem Propheten vom Witten Berge ihr Leid geklagt.

Graf Günther war mit der Priorin bei Seite getreten, ihr sein Begehren kundzuthun. Sephchen stand

und ſchaute dem Treiben der Laienſchweſtern zu, die mit Schüſſeln und Schaalen, Flaſchen und Tüchern zum Verband geſchäftig hin und her eilten, die Befehle der Oberin zu vollſtrecken. Sie hätte gern mit Hand angelegt, den barmherzigen Frauen den Dienſt zu erleichtern. Wie der Graf ihr winkte, eilte ſie herbei und bückte ſich tief vor der würdigen Kloſterfrau. „Ach, könnt' ich hier Laienſchweſter ſein!“ ſagte ſie ganz laut und fröhlich, das Gewand der Priorin küſſend. „Wollt' mich nit ganz ungeſchickt bezeigen! Hab' im Haus der Muhme Wivis ſchäftern gelernt, arbeiten und ſorgen, auch Leinwand gezupft oft Tag und Nacht, wenn der Ohm, Meiſter Jakob, deren benöthigt war. Oft hat er mich auch mitgenommen in's Stadthaus, wo's der Kranken viele giebt, und da hab' ich beim Aderlaß geholfen, Wunden gewaſchen, Salben geſtrichen, Verband angelegt, — gleichviel an weß Glaubens Kindern.“

Clementine legte die Hand auf Sephchens Schulter, ihr freundlich zunickend; ſo geartet, gleichviel an weß Glaubens Kindern, war ja auch das Chriſtenthum, zu dem ſie ſich bekannte. Sie wechſelte einige Blicke mit dem Grafen, der in Verlegenheit war, ihr den nöthigen Aufſchluß über Sephchen zu geben. Plötzlich drang ein gellender Schrei aus dem Kapellengemach, deſſen drahtgeflochtne Thür aus Verſehen halb angelehnt offen ſtand. Frau Clementine fuhr zuſammen, eilte hinzu, das Gemach zu ſperren. Es war zu ſpät; die Thür ward mit

Gewalt geöffnet, eine greiſe Frauengeſtalt, in grauem Gewande, mit weißem, flatterndem Haar, die Hand auf eine Krücke geſtützt, die unter ihrer Laſt zuſammenbrach, ſprang mitten in den Gang des Saales, ſtürzte auf die Umſtehenden los, blieb dann hoch aufhorchend ſtehen, ſtreckte ſich in die Höhe und rief: „Ich hab' eine Stimme gehört, und ich kenn' den Ton, es iſt meine Tochter Joſepha!" Die Dienerinnen, die ſie behindern wollten, mit Rieſenkraft von ſich ſchleudernd, fiel ſie mit beiden Händen über Sephchen her, umfaßte ihre Schultern, ihren Kopf, ihren ganzen Leib, taſtete an ihren Gliedern hin und her und brach mit dem Kinde, das ſie krampfhaft umklammert hielt, jählings zu Boden. Ihr Schrei: „Ich hab' ſie gefunden, die mir Geraubte, Vermauerte, Eingeſargte, ich hab' ſie gefunden, meine Tochter Joſepha!" erſtickte im Geräuſch der zuſammenſtürzenden Geſtalten. Die Umſtehenden waren bemüht, das Kind von der Umarmung der Wahnſinnigen zu befreien. Sephchen raffte ſich auf, war aber unfähig, ſich loszuwinden, und blieb in knieender Haltung liegen, bemüht, den Kopf der unglücklichen Frau zu ſchützen. Zwei große, ſtiere Augen blickten ſie an, zitternde Lippen ſchäumten über, ohne das rechte Wort und für das Wort den rechten Ton zu finden. „Mein, mein! Meine Tochter Joſepha!" ward kaum vernehmbar. Mit dem Munde wühlte ſich die Greiſin in Sephchens Lockenkopf, ihn an ihr Herz drückend. Es gelang Sephchen nicht,

ſich frei zu machen; aber ſie wollte auch nicht, das Leid der armen Frau durchzog ihre Seele mit ſchneidender Gewalt und ein Strom heißer Thränen überfluthete das kalte, bebende Angeſicht der am Boden Liegenden.

„Schweſter Ignota!“ rief Clementine, und zum Grafen gewendet: „Die graue Begine, die Schwarzburger Gräfin!“

„Die Hexe vom Kiffhäuſer Berge!“ ſchrie die Kranke mit grellem Gelächter. — „Mein Kind!“ rief ſie dann von neuem laut ſchluchzend. „Aber biſt Du's denn auch? Und immer noch Kind?“ Sie ſtrich Sephchen das Haar aus der Stirn, ſtarrte ſie an und erkannte in deren Zügen das Blut von ihrem Blut, das Fleiſch von ihrem Fleiſch. „Joſepha! biſt Du's? ſteh' Rede!“

„Joſepha, ſo heiß' ich,“ ſagte weinend die Kleine, „bin aber Sephchen genannt zum Unterſchied von der Mutter. Hab' ſie nit gekannt, ſie ſtarb, mein Leben war ihr Tod!“

„So biſt Du ihr Kind!“ rief die Alte, bald jubelnd, bald krampfhaft im Schmerz. „Joſepha, Kind meines Kindes! Gelobt ſei der Gott meiner Väter, der Gott Abrahams!“

Die umſtehenden Kloſterfrauen fuhren, ſich bekreuzigend, erſchreckt zurück, während der junge Graf mit Hülfe des herbeigerufenen Medicus ſich der Unglücklichen zu bemächtigen ſuchte. Sie ſträubte ſich mit einer

Kraft, welcher Männerärme kaum gewachſen ſchienen, der Frau Clementine aber, die mit beiden Händen ihr Haupt hielt, rief ſie ſpottend zu: „Was ſoll ich nit ſprechen vom Gott meiner Väter? Hat er mich doch erhört, der Eine und Alleinige, zu dem ich gebeten, gerungen und gerufen, mich nit fortzuraffen bis ich das mir geraubte Leben noch einmal geſchaut, mit Jubel begrüßt, mit Schmerzen geküßt. Sephchen, Seelchen vom Stamm Iſraels, Athemzug Du vom Geiſt Jehovahs!“

Ein greller Schrei unterbrach die Zärtlichkeiten ihres von neuem überfließenden Herzens. Sich aufbäumend, wie ein zu Tode getroffenes Edelthier des Waldes, zuckte die graue Schweſter zuſammen; ein Herzſchlag lähmte ihre Glieder, ſie ließ ihre Beute los und man trug ſie in's Kapellenzimmer, auf ihr Lager zurück.

Ihr Athem ſtockte, aber ihr Puls war noch warm; die ärztliche Bemühung, das ſchwindende Leben zurückzurufen, blieb vergeblich. Ein ſanfter Schlaf gab ihr Erquickung, war aber der Vorbote der Ermattung und Auflöſung.

Nach einer Weile richtete ſie ſich auf, blickte irre um ſich, aber ſanft und mit matten, umflorten Augen. „Wo bin ich?“ flüſterte ſie. „Hier wieder? In der Kapelle! Wo iſt der Mönch in der ſchwarzen Kutte, der Mann mit den ſuchenden Augen und dem herzwarmen Ton der Rede? Wo iſt der Prophet vom Weißen Berge? Ach, mein Hirn iſt krank; der Mann könnt'

es wohl heilen, erleuchten; die Andern haben mich verdunkelt und toll gepredigt. Martin heißt der Heilige, der Ritter hoch zu Roß mit dem flammenden Lilienschwert. Sei mir ein Engel, Martin, zu Schutz und Schirm! Breite Deinen Mantel aus und laß mich zu Deinen Füßen hingekauert meinen Tempelschlaf halten."

Ein ſanfter Nebelſtreif zog um die geſtörten Sinne, der Friede ſchien mit ſeiner Palme zu winken. Plötzlich fuhr ſie noch einmal in die Höhe, den guten Engel von ſich ſcheuchend. „Aber ich will nit in's falſche Chriſtenthum zurück!" ſchrie ſie mit zorniger Geberde, „auch nit zurück auf den Kifffhäuſer Berg! Die ſchwarzen Vögel umſchwirren und umkreiſen noch den alten Thurm und der Mönch vom Berge Karmel, der Narr ſeiner Träume, der tolle Einſiedler vom heiligen Kreuz, der ſchmuggelt Lug und Trug in den lichten Himmel. Fort, fort! Auf dem Judenkirchhof ſcharret mich ein, da will ich ruhen unter Brüdern und Schweſtern, in Abraham's Schooß. Sonſt ſteig' ich wieder herauf und gehe wandeln, Euch zu fluchen!"

„Erbarmen!" rief Sephchen weinend, „habt Erbarmen mit Euch ſelber, gebt Frieden Euch und den Menſchen!"

Ignota ſtarrte ihr Enkelkind an, ſtreichelte Sephchens Stirn und lächelte wie verklärt. „Sei ſelber ſtille, gut Kind!" hauchte ſie ſanft und leiſe. „Ja, zieh' nur hinauf zum Berge, wo ich all mein Glück und all mein

Leid gefunden. Geh, grüß' mir die alte Zigeunerin! Sie verſteht mein Elend, kennt auch den Platz, der meinen Schatz birgt. Grabe nach, mein Kind! Drüber ſtehet geſchrieben: Hier ruhet die Seele der armen Begine!"

Mit einem langgezogenen Seufzerhauch ſchied und ſchwand ihre Seele, während ſie von ihrem Schatze ſprach auf dem Kifffhäuſer Berge. Sephchen lag weinend über den zurückgeſunkenen Körper. Die Umſtehenden ſahen betroffen drein in die ungewiſſe Dämmerung, die uns umzieht, wenn ein Menſchenherz ſtillſteht, eine Seele der Hülle des Leibes ledig wird. — Der junge Graf überließ Sephchen und die todte Ignota dem Schutz der edlen Oberin des Kloſters. —

Am frühen Morgen — es dämmerte kaum — erhielt Graf Günther in ſeiner Geramühle von der Frau Clementine eine Botſchaft. Das Amt der Dominicaner hatte noch in der Nacht über Meiſter Jakobs Tochter Nachfrage gehalten. Der geſtorbenen Schweſter vom Orden der Beginen auf dem Friedhof der Auguſtinerinnen eine Stätte zu bereiten, ſtreite gegen die Satzungen des Kloſters; der Kranken habe man den Platz einräumen dürfen, für die Todte wußte Clementine keinen Rath.

Für den jungen Ritter ſtand feſt, daß ſein Schützling zu retten, in Sicherheit zu bringen ſei; zuvor jedoch mußte das Kind der Großmutter den letzten Dienſt erweiſen. Hatte die Sterbende nicht den Wunſch geäußert,

auf dem jüdiſchen Gottesacker ihre Ruheſtatt zu finden? Die Beginen hatten kein feſtes Haus und Obdach; ſie ſchweiften im Lande umher wie terminirende Bettelmönche. Graf Günther ſandte an den Rabbi im Judenviertel einen Boten mit der Bitte, einer Frau des Schwarzburger Hauſes, die ehedem Jüdin geweſen, ein ſtilles Plätzchen zu gönnen, da ſie in ihrer letzten Stunde gewünſcht, unter den Kindern ihres alten Volkes zu ruhen. Für Sephchen ward im Stall des Grafen ein frommes Saumthier ausgewählt und mit einem Frauenſattel aufgezäumt, für ſie ſelbſt aus ſchwarzem Tuch ein Amazonenkleid hergerichtet; eines jungen Edelknaben Hut, von gleicher Farbe, ſollte ihr Haupt bedecken.

Sephchen hatte die Nacht hindurch Todtendienſt geübt und Wache gehalten. Auf einer Tragbahre war Ignota's Hülle in den Kreuzgang gebracht, juſt an dem Eckpfeiler unter dem Steinbild des Kinderfreundes Jeſus aufgeſtellt. Es war ein ſehr altes Kind, zu dem der Heiland jetzt die Segenshand ausſtreckte, eine Todte, die im letzten Augenblick nicht mehr nach ihm verlangt. Als die Lampe an der Wand zu erlöſchen drohte, ward zu Häupten der Geſtorbenen eine Kerze angezündet; eine Laienſchweſter kniete vor der Bahre und ſprach in langer Reihe die hergebrachten Gebete ſammt Litanei und Todtenklage. Sephchen hatte ihren Roſenkranz, auch ein Erbſtück der Mutter, beim Tumult im Hauſe der Muhme zurückgelaſſen; er lag zweifelsohne in der Dach-

kammer, vielleicht unter ihren Kiſſen im Bette. Somit ſprach ſie aus freier Hand, uneingelernt, nach Drang und Bedürfniß des Herzens ihr Gebet; an ihren Thränen konnte ſie tropfenweis die Bitten zählen, mit denen ſie die arme Seele der Großmutter der allerbarmenden Gnade Gottes empfahl. Fledermäuſe und allerlei Nachtgeflügel, vom Lichtſchein angelockt, flatterten in den offenen Bogenfenſtern um ſie her. Als es dämmerte, zogen die frommen Schweſtern im Chor zur Mattutina vorüber. Eine lahme Kloſterfrau brachte in einer Schaale ein paar Tropfen Weihwaſſer herbei, die Stirn der Todten zu benetzen; es ſei, meinte ſie, ein Reſtchen vom überflüſſigen Gnadenſchatz der Heiligen. Das that Sephchen ſo wohl, daß ſie die Alte an ihr Herz drückte. Beim Anbruch des Tages ging ſie in den Garten, pflückte Blumen und wand Kränze. Als der junge ſchöne Morgen in den Kreuzgang lugte, konnte ſein helles Auge die Todte kaum finden; ſo überdeckt und verhüllt war ſie von Roſen und Immergrün.

Graf Günther hielt mit einer Schaar ſeiner Leute auf dem Platz vor dem Kloſter. Frau Clementine war ſchon bei Wege, ſtieg hinunter und drückte dem jungen Ritter die Hand. Sie war behülflich, Sephchen das ſchwarze Kleid anzulegen. Sie küßte dem holden Kinde, das ſich zu allem fügſam erwies, Stirn und Wangen; über die todte Begine, die unter Blumen ſchlief, ſprach ſie ihren Segen. Alles ging ſonſt ſchweigſam von

Statten, Jeder wußte, daß Eile noththat. Die Knappen hoben die mit Tüchern bedeckte Tragbahre auf die Schultern, Klein-Sephchen ward auf's Roß gesetzt und der Zug bewegte sich langsam durch die Stadt. Die Morgensonne lächelte freundlich drein.

Vor dem Kloster der Dominicaner entstand Aufenthalt. Die Thorflügel rasselten auf und entließen eine Männerschaar, ebenfalls mit einem, nothdürftig aus Brettern zusammengepferchten Sarge. Die Altfranken hatten sich von der Studentenschaft eingefunden, um dem Vater ihres Seniors die letzte Ehre zu bezeigen; länger als die eine Nacht wollten die frommen Mönche ihren ehemaligen Prior nicht bei sich dulden. So hatten denn beide Leichenzüge dasselbe Ziel. Die Einen bestatteten eine Frau nach deren Wunsch, die Andern einen Mann, dessen Ketzerei wie eine Pest des Geistes ansteckend wirken konnte. Nicht draußen in der Wüstung, wo Raubvögel auf dem Anger des Hochgerichts nach ihrer Beute lauerten, wohl aber dicht daneben auf dem jüdischen Friedhof zwischen Andreas- und Moritzthor sollten zwei ausgestoßene Christenmenschen jenes stille Plätzchen finden, unter dessen Hügeldecke der Streit des Lebens sein Ende findet.

Die Wache der Kurmainzer am Thor ließ sich leicht verständigen, welch' Ziel die leidtragenden Männer mit dem doppelten Conduct vor Augen hatten. Aber der Rabbi, der über den Friedhof die Aufsicht führte,

war bei der Meldung aus Furcht erkrankt, hatte ſich verkrochen, ſein Haus verſchloſſen. Die Franken und des Grafen Knechte, mit Spaten, Hacken und Schaufeln verſehen, öffneten die ſchlecht verwahrte Pforte zum Gottesacker. Sephchen kannte den Grabhügel ihrer Mutter; dicht daneben, die Stelle war frei, ſollte nun die Mutter ihrer Mutter ruhen. Für den Pater Saleſius ward an der Mauer ein noch unbeſetzter Platz im Winkel erleſen.

Der Friedhof bot nichts weniger als ein Bild des Friedens. Er war ſehr wüſt, faſt wie die Wüſtung draußen, an die er grenzte, ſchaurig aber und verfehmt bei der peinlichen Nähe des Hochgerichts ſammt Schindanger und Schädelſtätte. Der Galgen auf dem Hügel ragte über die Mauer hinweg, ſein dürrer hölzerner Arm ſtreckte ſich drohend über die jüdiſchen Schläfer, und wenn der Henker die Gerippe vom Rade nahm, warf er die Knochen gern über die Friedhofsmauer, als wenn auch chriſtliche Verbrecher am beſten in Abrahams Schooß geborgen wären; Fluch und ewige Verdammung war ja doch beiden gewiß, Gottesmördern und Menſchenmördern. Die Gebeine Hingerichteter hatten ſich, vornehmlich ſeit dem tollen Jahr zu Erfurt, auf dem Judenkirchhof dergeſtalt angehäuft, daß die Gemeinde der Jüdiſchheit darüber zu Rathe ſaß und nach reiflicher Erwägung ſachlicher Art auch von dieſem Gräuel der Chriſtenmenſchen im Stillen Vortheil zu ziehen be-

ſchloß. Man ſammelte die über die Mauer geworfenen Reſte chriſtlicher Verbrecher und machte Knochenmehl daraus. Der Handel damit war im Lauf der Zeit ganz einträglich geworden, und dabei konnte man den Erfurter Juden nicht vorwerfen, Leichenräuber zu ſein, denn ſie wußten nur auszunutzen, was man ihnen freiwillig, aus Gnaden nicht, wohl aber aus Verachtung zuwarf. Während Wulf mit ſeinen Franken und den Schwarzburger Knappen Todtengräberdienſte that, um zwei Gruben auszuſchaufeln, war Zeit genug, den Rabbi zu berufen, um als Gemeindevorſtand ſeine Zuſage zu geben, den beiden Todten die Plätze zu ſichern. Seine Wohnung war in der Nähe des Thores. Sephchen kannte den Mann; hatte er ſie doch bei der Muhme Vivis im Leſen und Schreiben, in der Algebra, in der Erdbeſchreibung unterwieſen. Graf Günther gab ihr das Geleit, als ſie ſich auf den Weg machte. Des Rabbi Haus war feſt verrammelt, keine Menſchenſeele zu ſehen, zu hören. Sephchen aber kannte im Nebengehöft einen heimlichen Zugang. Sie rüttelte an einer Planke, ſchob den inneren Riegel zurück, öffnete die Thür und ſtieg durch ein Fenſterloch in's Haus; der Graf war kaum im Stande, ihr ſchnell genug zu folgen. Der Rabbi lag tief verſteckt in Kiſſen auf dem Ruhbett, wehklagend und jammernd, er wiſſe um nichts, ſei taub und blind, alles geſchehe hinter ſeinem Rücken; wenn ſie kämen, die Gräber wieder aufzureißen, er ſei unſchuldig an

allem. Klein Sephchen beſchwor ihn beim Gott Abrahams, die Furcht vor den Menſcheu fahren zu laſſen; ſie fordere für die Mutter ihrer Mutter eine Stätte, erwarte von Juden, was Chriſten verſagten, Duldung. Ihr Eifer war verſchwendet, der Hebräer kannte kein Erbarmen, beſtritt ſeine Zuſage zu dem, was doch nur ein Werk der Menſchlichkeit war. Sephchen ſchalt, es handle ſich um ein Plätzchen im Winkel und er mache Winkelzüge. Das Kind Juda's ward witzig ohne Wiſſen und Willen. Als ſie das Haus verließ, rief ſie entrüſtet: „Ich ſchäme mich meines Volks, meine Sippe iſt feig, ich will nimmer Jüdin ſein!“ Eine Thräne des Zornes ſtürzte über ihr Angeſicht; und doch hatte ſie noch genug Thränen der Wehmuth am Hügel der Großmutter zu vergießen.

Als die Franken den Leib des todten Pater Saleſius verſenkten, kniete Wulf nieder, dem Vater ein Lebewohl nachzurufen. Wie er das Haupt entblößte, fiel die rothe Sturmfeder vom Hut in die Gruft. Er ſtieg hinunter, ſie zu holen, obſchon Graf Günther ihn mahnte, das Blutzeichen im Grabe ruhen zu laſſen und mit zu beſtatten. Wulf ließ ſich nicht beirren, und als der Hügel, der des Todten Gebeine deckte, errichtet war, ſchwang er die Feder hoch auf durch die Luft und rief: „Den Todten Ruhe, aber den Lebenden wird noch in Noth und Drangſal die Sturmfahne flattern müſſen, eh' es gut Heil wird auf deutſchem Boden und Mutter Ger-

mania für alle ihre Kinder frei das Banner ſchwingt. Ich aber lege hier am Grabe des Vaters meinen Glauben an einen Chriſtengott ab, deſſen beſten Prieſter wir vor ſeinen Brüdern flüchten mußten. Finis Germaniae! ruf' ich, bis deutſche Männer Rom bezwingen. Ich kenn' auch nimmer ein heilig deutſches Reich, kenne keinen Kaiſer, denn er macht ſich zum Büttel des Biſchofs von Rom, und wenn Wittenberg von der Freiheit der Kinder Gottes predigt, ſo iſt's eitel Schall, folgt dem Worte nicht die That. Läßt der Prophet die Sache Gottes in Stich, ſteht ihr der Ritter nit bei, dann, Bundſchuh der Bauern, ſteh' auf und hilf' Dir ſelber!"

„Das wolle Gott nicht!" rief der junge Graf.

„Das walte Gott!" ſchloß Wulf ſein Gebet. Seines Vaters beſtes Vermächtniß war der Spruch, den er auf dem Herzen trug, der Spruch: „Die arm' Creatur muß ſich erheben, und der Menſch ſteigt, wenn er auf ſein Elend tritt!" —

Das war Wulfs letztes Wort für uns. Seine letzte That erfolgte nach wenig Jahren zu Frankenhauſen im Thüringer Lande, in der Schlacht, wo der Ritterſtiefel den Bauernſchuh unter Thomas Münzer niedertrat. Man hat im Schwarm der verzweifelten Kämpfer die rothe Feder flattern geſehen; mit ſeiner Sturmfahne ſank auch der ſie trug, Wulf Katzenbrenner, todt zu Boden.

Die Franken hatten ſich mit ihrem Senior verabſchiedet; ſie zogen in die Stadt zurück. Graf Günther

zögerte, denſelben Weg einzuſchlagen. „Ihr ſeid nimmer dort ſicher!“ ſagte er zu Sephchen, als er ſie wieder auf's Pferd hob. „Wollet Euch mir anvertrauen, ich bring' Euch unter ſichern Schirm!“

Sephchen blickte zweifelhaft drein.

„Es hat keine Friedhöfe mehr,“ ſagte der junge Mann, als müßt' er ſehr weiſe ſprechen, um Gehör zu finden. „Kein Gottesfriede mehr in Kirchen und Klöſtern. Auf dem Kiffhäuſer Berge, meinem Hauſe zugehörig, da iſt Burgfriede für Alle, ſo wir ſchützen als uns zugethan. Und mich dünkt, wo die Großmutter gehauſt, könnt' auch ihr Enkelkind Obdach finden! — Wenn ſie will, wenn ſie den Muth hat!“ fügte er hinzu.

Sephchen dachte an das Wort der ſterbenden Großmutter, die auf den Berg hinwies. „Ich will Euch folgen!“ ſagte ſie mit gebeugtem Haupt, mit gepreßten Lippen. Dann blickte ſie ihm tief in's helle, treuherzig, offene Antlitz, und wie die dunklen Brauen über ihren Augen ſich wölbten, war es ihm als legten ſich Schwalbenflügel um ſeine Stirn, um ſeine Seele.

Er traf Anſtalten, ſandte Boten zur Stadt, Gepäck zu holen. Der Ritter und ſein Schutzkind ritten hinein in die Thüringer Berge.

Ende des dritten Buches.

Berliner Buchdruckerei-Actien-Geſellſchaft
Setzerinnenſchule des Lette-Vereins.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Wittenberg und Rom.

Dritter Band.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** sind folgende Werke erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Ein Adjutant Bonapartes.

Roman

von

Mathilde Raven.

Historischer Roman. 3 Bde. gr. 8. geh. 10 Mark.

Parthenia.

Roman

von

Wilh. Jensen.

3 Bde. Gr. 8. Geh. 18 Mark.

Lebenswege.

Roman

von

Hans Warring.

2 Bde. Gr. 8. Geh. 10 Mark.

Unter'm Sparrenschild.

Roman

von

Ludovica Hesekiel.

3 Bde. 8. Geh. 10 M.

Wittenberg und Rom.

Klosternovellen aus Luther's Zeit

von

Gustav Kühne.

Dritter Band.

Das Recht der Ueberſetzung iſt vorbehalten

Berlin, 1877.
Verlag von Otto Janke.

Inhalt des vierten Buches.

			Seite
1.	Capitel:	Der Pſalmiſt	1
2.	„	Klein Sephchen und ihr Ritter	25
3.	„	Auf dem Kiſſhäuſer	39
4.	„	Der Doctor und der Meiſter	63
5.	„	Sephchen und die Zigeunerin	77
6.	„	Sephchen ſchreibt ihr Tagebuch	102
7.	„	Sephchen und der Einſiedel	118
8.	„	Die letzte Nacht in der Klauſe	140
9.	„	Abendmahl, Tod und Taufe	160
10.	„	Zur Ehrenrettung eines Königsmörders .	181
11.	„	Zur Ehrenrettung einer Hexe	201
12.	„	Neue Stürme, Luthers Flucht	244
13.	„	Luther und Melanchthon	259
14.	„	Luther und Katharina von Bora	285

Viertes Buch.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

Erſtes Capitel.

Der Pſalmiſt.

Die Sänfte, in welcher Spalatin, Kurfürſt Friedrichs Hofkaplan und Geheimſchreiber, unter Bedeckung der kurſächſiſchen Reiter den Meiſter Jakob aus Erfurt glücklich entführte, bewegte ſich auf der Straße nach Gotha zu. Nicht Wittenberg, die Wartburg ſollte das Ziel ſein; die Miſſion, mit welcher der neue Sodale der Hochſchule an der Elbe betraut war, hatte einen ganz beſondern geheimen Zweck.

Georg Burkhart, der Mann aus Spalt, dem hopfenberühmten Städtchen im fränkiſchen Bisthum Eichſtädt, wo ſein Vater Lohgerber geweſen, ſtand ſeit Menſchengedenken mit Meiſter Jakob in Verkehr. In der Sache Reuchlins wider die Ketzerrichter zu Köln hatten die Erfurter Weiſen und Schriftgelehrten ſich nicht entſchließen können, gegen die Verbrennung des Talmud

zu ſtimmen; Meiſter Jakob aber, ehedem in der Neckarſtadt Reuchlin's Famulus, hatte ſein Gutachten dahin abgegeben, daß ein ſolch Buch nicht zu vernichten ſei, ſchon weil man aus den Irrthümern der Menſchen am beſten deren Sinn und Weſen verſtehen lerne. Dies ſein Gutachten war ſiegreich durchgeſchlagen, hatte ſeinem Namen Ehre gemacht. War nun ſein Thun und Wirken auf die Stadt Erfurt beſchränkt geblieben, ſo ſollte er jetzt, nach Spalatins Plan und Kurfürſt Friedrich's Genehmigung, der Menſchheit einen Dienſt leiſten, der deutſchen Menſchheit und Dem, auf welchen Deutſchlands beſte Männer hinblickten, als auf ihren Hort. Meiſter Jakob ward berufen, dem Bruder Martin auf der Wartburg behülflich zu ſein bei der Verdeutſchung der Pſalmen. Schon vor Jahren hatte Luther begonnen, die Bußpſalmen ſeinem Volke in deſſen eigener Sprache zu geben, das lateiniſche „Lören und Tönen" ſollte aufhören und der gemeine Mann verſtehen, was er ſang und was ihm geſungen wurde. Kirchenlieder ſollten aus den Pſalmen entſtehen und Tonweiſen, mit welchen der Menſch ſprechen könne zu Gott. „Aus tiefer Noth ſchrei' ich zu Dir!" hatte der Gefangene auf ſeinem Thüringer Pathmos ſchon geſungen und vom Pſalm 68 an Spalatin eine Auslegung geſchickt. Der Pſalm ſelber, ſchrieb er, wär' ihm lieber, aber ihm fehle zum Helfer der rechte Mann, der des Hebräiſchen mächtig;

er ſelber habe wohl die Stimmung, aber nicht das Handwerkszeug dazu. „Gott, ſtehe auf“ — lautet es in jenem Pſalm, — „daß Deine Feinde zerſtreut werden und vor Dir fliehen, die Dich haſſen! Vertreibe ſie wie der Rauch zerſtiebet und das Wachs zerſchmilzt vor dem Feuer. Ihr Gerechten aber, lobſinget ſeinem Namen und machet ihm Bahn, der da ſanft einherfahren möchte, ein Vater der Waiſen und Wittwen, ein Gott der Einſamen, die troſtlos ohne Ihn!“ So konnte Luther aus ſeiner Seele ſingen und er wollt's jedem deutſchen Chriſtenmenſchen mundgerecht machen. —

Als ſie in einer Schänke am Wege Raſt hielten, vertraute Spalatin dem Meiſter Jakob, was man mit ihm vorhabe, daß er der Hebräer ſein ſolle, nach welchem Luther rief, die Gefangenſchaft auf der Wartburg freilich mit ihm theilen müſſe; die Wittenberger Hochſchule habe ihn zum Gehülfen auserwählt und der Kurfürſt ihn allergnädigſt dazu in Dienſt genommen; es ſei ja auch rathſam, ihn den Erfurter Dominicanern zu entziehen. Meiſter Jakob jubelte im Stillen, wie das Volk des alten Teſtaments in Ehren kommen würde, lieferte er dem Chriſtenthum mit dem Liederſchatz der Pſalmen ſeine beſten Geſänge.

Er ſagte: „O wie gerne will ich armer, geringer Knecht dem großen Doctor zu Dienſten ſein! Er hat

die Macht und die Kraft, den Schwung zu den hohen Liedern, und ich will ihm dazu der Famulus sein. Ich will ihm den Psalter stimmen und er soll darauf spielen, daß es eine Lust sein wird vor dem Herrn. Weise Sprüche soll er reden wie Salomo, singen wie König David, Klag' und Trostlieder sollen von der Burg herab erklingen in's ganze deutsche Volk. Denn der Herr, der ihn auserkoren zu Großem, hat ihn dort in seiner Hütte gedecket zu böser Zeit, ihn heimlich geborgen in seinem Gezelt und ihn auf einem Felsen befestigt, wie geschrieben steht. Ueber eine Weile muß er verschwunden sein; bald aber wird er sein Haupt wieder erhöhn über seine Feinde und inzwischen soll er lobsingen und lobsagen Dem, der Alles zum Besten lenkt!"

„Amen!" sagte Spalatin, „Ihr seid der Mann dazu, ihm zu helfen, denn er ist wehleidig und gedrückt, sein thatendurstiger Geist von bitterm Unmuth erfüllt und er unterliegt Anfällen von Schwermuth. Da schreibt er mir: Lieber auf glühenden Kohlen brennen zu Ehren des göttlichen Wortes, als halb lebend und doch nicht todt in der Einsamkeit verfaulen. — Gott's Wunder, die Vorgänge zu Erfurt sind doch nit der Art, ihn aus dem Versteck zu entlassen; ihn freigeben, hieß ihn preisgeben. Könnt' er in der Stille was fertig bringen — der Eoban Hesse geht auch daran, die Psalmen zu verdeutschen."

Meiſter Jakob eiferte: „Der Doctor Martin hat alles dazu in ſich, die Prophetenkraft eines Jeſaias, die Wehmuth eines Jeremias, den Schwung der Pſalmendichter; dazu auch die Innigkeit des Johannes und des Paulus Schwertſchlag der Rede.“

„Ja, dreinſchlagen möcht' er!“ ſagte Spalatin kleinlaut.

„Ein zweiter Paulus iſt er, als Rüſtzeug Gottes!“ fiel Meiſter Jakob ein.

„Ja, auch ein zweiter Moſes,“ ſagte Spalatin, „der vom Sinai kommt und dem Volk das goldne Kalb zertrümmert; — aber die Kälber von heut' laſſen ſich nit ſo mit Eins abſchlachten. Er übernimmt ſich ſchier im Eifer, ein Schußbarthel iſt er wie all die Thüringer Leut'. Auch der Willibald Pirkheimer in Nürnberg ſchrieb mir, der Martin gehe zu weit, ſei allzu jach und heftiglich. Und mein hoher Herr, Kurfürſt Friedrich, hat ihn vergeblich beſchworen, die große Streitſache innerhalb der Wiſſenſchaft zu belaſſen und unter den Männern von Fach zu behandeln. Er aber ſchreit's hinaus in alle Welt, ruft die Laien herein, die Ritter auf! Hinterher dann freilich wird er —“

„Macht's unſer Herrgott anders?“ unterbrach ihn Jakob. „Erſt Donnerſchlag und Platz, Hinterher fein ſacht und ſegensvoll ein befruchtender Regen.“

„Der fein ſachte Regen hinterher,“ meinte Spalatin,

„wird wohl der Philipp Melanchthon ſein müſſen, der nit das Kind mit dem Bade ausſchüttet, der einſichtiglich —“

„Der Luther iſt der Mauerbrecher!“ rief Meiſter Jakob. „Der thut anitzo noth, um mit ſtarker Fauſt der Lüg' und Heuchelei den Schleier abzureißen. Und iſt ſie bitter, ſeine Wahrheit, wie gut als Gegengift wider den Schlangenbiß! Schmecke wie Du willſt, ich weiß doch, daß Du gut biſt: ſo denk' ich von ihm, halten zu Gnaden! Er hat den großen heiligen Zorn, und der iſt was werth unter wahnbethörten Menſchen. Er iſt zu ehrlich, zu aufrichtig —“

„Aber auch zu grob!“ warf Spalatin zwiſchen.

Der Meiſter ſchwieg. Er dachte: auf grobe Klötze gehöre ein grober Keil.

„Lieber Meiſter,“ fuhr Spalatin fort. „Ihr theilet ſelber nit den Eifer, womit er ſich übereilet, überſtürzet; Ihr ſolltet ihm einmal die Leviten leſen!“

Der Meiſter lächelte ſanft und blöde. Die Zumuthung war ſtark, aber die Anſpielung auf ſein altes Judenthum war nicht böſe gemeint. Er entgegnete: „Ich milchleberner Mann, hab' nie im Leben zornig ſein gekonnt, hatt' nimmer den hohen Muth dazu. Ihn aber hab' ich kirſchbraunroth vor Zorn geſehen in ſeinem prophetiſchen Unwillen. Ohn' ihn, den großen Doctor, iſt's nichts in Sachen deutſcher Wohlfahrt.“

„Er fordert zu viel!“ seufzte Spalatin und rieb sich die Hände.

Jakob sagte kurz: „Lieber Herr, wer etwas erlangen will, muß viel fordern; sonst erreicht er nichts.“

In Spalatin steckte ein Mann des Staates. Der Diplomat in ihm gab zu und ließ geschehen, was nicht zu ändern. Sein weiser Kurfürst hatte ja auch nur dies Verdienst und diese Maxime. Beide bedauerten schmerzlich, daß es für den großen Doctor etwas gab, was er nicht einsah, weil es über seinen Horizont ging. Sie mußten freilich einräumen, daß er, was innerhalb seines Gesichtskreises lag, mit geschlossener Kraft in die Hand nahm. Spalatin hatte ihn auch allzeit hartnäckig gescholten. Als ob, wenn Einer der Atlas sein sollte, nicht stark und hart im Nacken sein mußte, eine Welt sich aufzuladen! Daß der Laie sein eigner Priester sein solle, das war freilich das Ungeheuere, was er jedem Christenmenschen auferlegte, nach des Apostels Spruch: „Wir sind All' ein priesterlich Volk!“ Sollten aber die Unmündigen des Seelsorgers und Führers entrathen, — so sprachen die Gegner und Sorgenvollen, — dann würd' es bald dahin kommen, daß die Buben den Schulmeister prügelten; womit denn freilich alle Zucht aufhörte. Jakob meinte, Kraft sei nur denkbar und gültig innerhalb gewisser Schranken; vielleicht gehöre es zur Nothdurft des Zeitalters, daß es so drangsalvoll hergehe,

ein zukünftig Jahrhundert werde die Friedenstaube mit dem Oelblatt bringen.

„Ganz zurück in's einfach, apostolische Zeitalter geht der Doctor nit," sagte Jakob. „Schon weil er beim heiligen Augustin stecken bleibt, den er für den größten hält unter den Vätern der lateinischen Christenheit. Er stolpert an dessen Lehre von der Unfreiheit des Willens. Wer aber die Willensfreiheit im Menschen leugnet, der schädigt das Sittengesetz. Sanct Augustin hat auch gesagt: Credo quia absurdum, hat die Annahme von Antipoden als ketzerisch verdammt. Und seine Lehre von der Gnadenwahl, führt sie nit zur Ausschließlichkeit Weniger? Während Jesus von Nazara doch allen Menschenkindern das Heil gebracht hat, bringen wollte! Selig aber werden und gerechtfertigt durch den Ueberschuß von Christi Verdienst heißt einen Quietismus predigen. Der Mensch muß dazuthun, will er sein Heil verdienen. Aristoteles, der weise Heide, stellt die Sittlichkeit hin als ein selbsterrungenes Gut."

Spalatin legte dem Meister, wie er so sprach, die Hand auf die Schulter und blickte ihm zuversichtlich in's dunkle, sanfte Auge. „Meister," sagte er, „Ihr seid weiter, als er in der Erkenntniß."

„In der Erkenntniß!" lächelte Jakob ablehnend, „aber schwach, von ihr zu zeugen, derweil wir in ihm, als dem ächten Helden seiner Sache, die Kraft der Seele

ha'n, den Muth des Geiſtes und eine Zuverſicht bis zum Sturmeiſer des Jähzorns."

„Ueberkommt ihn dann nit das böſe Element, ja der Böſe ſelber?" fuhr Spalatin dazwiſchen, „Luther glaubt an einen perſönlichen Teufel?"

„Kann er auch wohl," ſagte Jakob ganz einfach nüchtern.

Spalatin ſah ihn groß und befremdet an.

Der Meiſter ſagte: „Wer da glaubt an einen perſönlichen Gott, kann und muß auch den Teufel in Perſon ſtatuiren. Das Poſitive — und das iſt Gott — fordert auch ſein Gegentheil, das Negative, als perſönlich waltend, eine Macht, die da ſtört, was ein guter Geiſt will und ſchafft."

„Da wären wir ja nit weiter als die alten Parſen mit ihrem Ormuz und Ahriman, die immerdar im Kampf mit einander!"

„Sind auch nit weiter," beſtätigte Jakob ruhig. „Zuwarten, die Elemente walten laſſen, das iſt all unſer Thun dabei."

„So ſeid Ihr ein Fataliſt, wie alle Morgenländer!" rief Spalatin erſchrocken. „Und wie ſorglos, nit zu ahnen, welch Wagniß dabei! Ihr ſeid Chriſt geworden — und habt Eure Tochter unter'm Judenhut aufwachſen laſſen!"

Jakobs Augen blitzten nach beiden Seiten links

und rechts, ob nicht Sendboten des heiligen Amts sie belauschten. Dann sah er ohne Arg seinem Retter in's Auge und gab ihm ohne Hehl Aufschluß, erzählte ihm, wie er noch Jude gewesen, als ihm sein Kind geboren ward, und wie, als sein Weib starb, die Muhme Vivis des armen Wurms sich angenommen und Sephchen gepflegt. Vielleicht finde sich wohl noch ein Mann Gottes, der sein Kind gut taufe, will heißen: ohne Zwang, mit freiem Willen, nicht ohne Einsicht und Verständniß dessen, was darin Segen und Heil. Spalatin gelobte ihm, sich um Sephchens Schicksal unter dem Schutz des edlen Schwarzburger Grafen zu kümmern und ihm Meldung zu machen.

Beide Männer schwiegen dann. Sie fühlten, daß sie sich näher gerückt waren, obschon noch in ihren Gedanken eine Scheidewand sie fern hielt von einander.

In Gotha trennten sich die Gefährten. Spalatin mußte zurück an's Hoflager seines Fürsten; auch in Wittenberg, an dessen Hochschule er in etwa das Amt eines Kanzlers verwaltete, harrten seiner Geschäfte aller Art. Meister Jakob ward zur Weiterreise, zu der ihm Spalatin nicht das Geleit geben konnte, reichlich ausgestattet. Eines der beiden Maulthiere, welche den Tragsessel führten, ward mit Körben bepackt, die den Bedarf zur Fahrt, auch alles enthielten, wonach Luther in seiner Einsamkeit Verlangen trug, Handwerkzeug zum

Schreiben und Vorrath an Büchern. Der Pſalter, ſein Leib- und Lieblingsbuch, das er nie von ſich that, in der Taſche mit ſich herumtrug, war zerſchliſſen; ſein Exemplar der Bibel, in welchem die gelehrten Brüder im Colloquium zu Erfurt in der „hohen Lilie“ ihm die angeblichen Fälſchungen, die er gemacht, aufwieſen, war ihm in Verſtoß gerathen. Ein länglich Futteral barg ſeine Flöte, die ihm ſonſt ſo treue Gefährtin, die er in Wittenberg zurückgelaſſen; ein größerer Ballen eine Leier, ein Geſchenk des Kurfürſten, als Erſatz für die ihm in Worms von böſen Menſchen zertrümmerte, von böſen Kobolden aus Wälſchland, die da ſagten, zu Spottliedern auf die Kirche Gottes dürft' ein Ketzer nit auch noch Muſika machen! Ein Kiſtchen enthielt für den armen kranken Doctor Medicamente, namentlich Pillen, nach denen er verlangt, da ſeine Anfälle von Schwermuth, ſeine „Heimſuchungen des Teufels“, doch wohl nur aus dickem Blut, das ihm zu Kopfe ſtieg, in der halben Kerkerſchaft erwuchſen. Im Nothfalle war ja der Mann, der ihm zugeſellt werden ſollte, Arzt genug, ihm Hülfe zu leiſten. Briefe aus Wittenberg und aus allen Ecken und Enden der Welt waren mit dem Beſtallungsdecret, das den Meiſter Jakob als kurfürſtlichen Dienſtmann beſiegelte, in einer ledernen Kapſel verwahrt; alles für Luther Beſtimmte trug die Aufſchrift: An den Junker Görg, Inſaſſen der Wartburg unter Amtshaupt-

mann Ritter von Berlepsch. Ein junger reisiger Bursch, mit kurzer Barte bewaffnet, dem Meister zur Bedienung, dem Maulthiere zur Pflege, vollendete die Ausrüstung gen Eisenach und zur Wartburg hinauf.

Als die Männer schieden, gab Spalatin dem Meister noch guten Rath, mit dem kranken Doctor vorsichtig umzugehen. „Werd' schon mit ihm fertig werden!" versicherte Jakob, „hab' eine brennende Sehnsucht nach ihm und sollt's mein letztes Stündchen sein. Seine Schaale ist hart, aber sein Kern ist weich und gut. Bin schon einmal mit ihm zusammengestoßen, — ja gestoßen! Er hätt' mich schier zum Tempel 'nausgeworfen, mich übel angelassen. Aber ich will's ihm vergüten durch treue Dienste; man kann nit groß genug von ihm denken!" —

Der Abend war schon herangebrochen und es dunkelte bereits, als Meister Jakob Eisenach erreichte. Es schien keine Möglichkeit mehr, mit Maulthier und Gepäck zur Wartburg noch hinaufzuklimmen. Man mußte sich in der Stadt nach einer Herberge umsehen. Die einzige, welche Eisenach damals besaß, war in den Händen der Dominicaner. Diese Predigermönche hatten das Vorrecht, für Stadt und Land Bier zu brauen; auch die Insassen der Burg sammt Luther, wie wir wissen, tranken vom guten Gerstensaft des Klosters. Dies ihr Privilegium hatten die Mönche ausgedehnt. Es lag nahe, daß ein

Bräuhaus leicht zum Wirthshaus wurde; wer dort einkehrte, seinen Durst zu löschen, fand im Nothfall auch ein Nachtlager unter dem Dach der Ketzerrichter. Heut sucht man bei Hundstagshitze den mit Linden beschatteten Platz und die dort versteckte Bierhalle auf, im Mund des Volkes: „Dunst" genannt. Warum Dunst? — Es riecht so gut daselbst im Gemisch von Lindenduft und Gerstensaft. Dort stand zur Zeit das Barfüßerkloster, in welchem der Knabe Martin seinen ersten Wissensdurst löschte, wenn er, gleich einem armen Bettelmönch, mit Blechbüchse und Zwergsack, um Pfennige und Lebensmittel zu holen, als „Partekenhengst" mit der Currende singend, einherzog. Davon schwätzen gern heutzutage die Touristen, die dort sitzen und schälern und mit leichtem Wohlgemuth der schweren Noth alter Zeiten gedenken. Vom ehemaligen Dominicanerkloster zu Eisenach schafft man sich nur noch ein schwaches Bild, wie es gewesen sein mag. Es war zweifelsohne gar stattlich und umfangsreich. Heinrich Raspe, der deutsche Pfaffenkönig, hatte es erbaut, aus Reue und zur Buße für die Härte und Grausamkeit, mit der er seines Bruders Wittib, die heilige Elisabeth, verfolgt, gequält und von der Wartburg vertrieben. Seine Reue muß sehr stark gewesen sein, will man sie an der Dauerbarkeit der Klostermauern messen, die zwei Plätze umschlossen und nach und nach bald zur Münze, bald zu einem Gymnasium oder zu

Magazinen verwendet, mit ihren Ueberbleibſeln dem Zahn der Zeit noch lange trotzten.

Das Bräuhaus, in welchem dem Meiſter Jakob ſammt Knecht und Thier ein Nachtlager eingeräumt wurde, lag dicht an dem von Linden beſchatteten Platze. Dort ſtanden ein paar Tiſche mit Bänken. Die Eiſenacher Bürger kamen gern, nach des Tages Laſt und Hitze dort auszuruhen, und ließen ſich das braune Naß der Dominicaner ſchmecken. Ein Brauknecht machte den Kellner, ein Laienbruder führte Aufſicht und Rechnung. Wenn unter'm Krummſtab überhaupt gut wohnen, ſo war bei den Dominicanern zu Eiſenach gut trinken. Anderes Gebräu gab's auch nicht in der Runde; die geiſtlichen Herren hatten mithin keine Concurrenz zu fürchten, wußten auch ihr Privileg den Leuten annehmlich und mundrecht zu machen.

Die Schänkſtube, in der Meiſter Jakob die Nacht zubringen ſollte, lag zu ebener Erde. Dicht unter ſeinem Fenſter ſaßen zwei Bürger und ſchwatzten klug vom Lauf der Welt. Jakob lehnte ſich hinaus und horchte.

„Die Pfaffheit," knurrte der Eine, „macht's itzt wieder ſehr kraus. Etwelche verführen in der Meſſ' ein Gepräng', als wollten ſie gaukeln, und von der Kanzel ein Gefluche, und dabei iſt's den Leuten doch, als pfiff ſie 'ne Gans an."

„Es fehlt nur noch, daß ſie wieder Scheiterhaufen

ſchichten!“ flüſterte der Andere. „Strohfeuer hält freilich nit mehr lang' vor, aber, aber! Seitdem des Kaiſers Acht die Bulle beſtätigt hat —“

„Wir würden's nit dulden, wir Bürger,“ grollte der Erſte. „Auch leben wir nit wie die Erfurter unter'm Krummſtab, wir ſteh'n unter Kurſachſens Schwertern!“

„Ach was!“ meinte der Andere, „der Weihwedel reicht weiter als das Scepter. Und wenn ſie ihn doch noch derwiſchen, Den da oben?“

Der Brummige trank und ſtampfte den Krug auf den Tiſch.

„Der Schloßhauptmann,“ fuhr der Sorgliche fort, „läßt ihn ſchon nimmer in's Thal herunter, aus Furcht, ſie lauerten ihm auf. Und ſeitdem er droben gepredigt hat, kommt auch die Burgfrau nit mehr beichten bei den Dominicanern; Berg und Thal werden ſich bald in den Haaren liegen. Neulich hielten die Dienſtmannen des Kloſters zwei Reiſige von droben im Walde feſt; ſie meinten, ſie hätten ihn abgefangen, den — Junker Görg.“

„Warum er ſich Görg nennt!“ forſchte der Trotzige.

„Doch wohl von unſerer Georgenkirche,“ lautete der Beſcheid. „Hat ja, als er von Worms kam, drinnen gepredigt, trotz dem Proteſt, den ſie mit Zeugen und Notaren erhoben wider ſolchen Unfug, wie ſie's nennen.

Es wär' ſchad', wenn ſie ihn doch noch abfaßten. Briefſchaften ha'n ſie ſchon gekapert, Boten ausgebeutelt; ſie weglagern förmlich auf ihn. Was mag's denn mit dem alten grauen Pilgersmann ſein, der heut' mit Knecht und Saumthier einzog? Sah aus als käm' er vom Lande Jenſeits, oder von Paläſtina. Haben ſie ihn ſicher?"

„Dieſe Hexenrichter, dieſe Maleſizhenker!" brummte der Gevatter.

„Aber ihr Stoff iſt gut!" ſchloß der Andere und wiſchte ſich vom Maul den guten Gerſtenſaft.

Die beiden Eiſenacher Spießе hatten ihre Zeche beendet und brachen auf, hinterließen aber den Meiſter Jakob in Angſt und Sorgen. Ihn befiel die Furcht, Angeſichts der Wartburg ſein Ziel nicht zu erreichen, von den Dominicanern feſtgehalten zu werden. Er ſchlich in den Hof, in den Stall. Dort lag der junge Burſch neben dem Thiere, ſchlafend und ſchnarchend. Meiſter Jakob griff nach dem Inhalt der Körbe zur Seite, nahm die lederne Kapſel mit den Briefen und Schriften heraus, ſteckte ſie in die Taſche unter ſeinem Gewande und tappte in's Schänkzimmer zurück, wo ein Lager auf Stroh für ihn bereitet war. Draußen fuhren die Thorflügel in's Schloß, auch vor ſeiner Thür ward ein Riegel geſchoben; er hielt ſich für gefangen.

Wie Alles im Hauſe ſtill war, griff er nach Hut

und Stock, warf beides zum Fenster hinaus und schwang sich über die Brüstung in's Freie. Er zitterte heftig in Folge der Mühe, die es ihn gekostet, waren doch Sehnen und Muskeln trotz seiner Zähigkeit nicht mehr so unverwüstlich wie in früheren Tagen; aber die Sorge vor Hinterlist und Tücke war stärker und es dünkte ihm ein böslicher Schabernack, hier eingesperrt zu werden, nachdem er in Erfurt kaum zuvor den Schergen des hohen Amtes entgangen. An ein stetes Wanderleben von Jung auf gewöhnt; war er doch früher bei seinem Laborantenhandel, ein Reff auf dem Nacken mit Kräutern und Essenzen, von Dorf zu Dorf gewandert; traute er sich zu, noch in der Nacht die Wartburg erklimmen zu können. Er lauschte und schlich vorsichtig unter den Linden weiter. —

Wer heutzutage als rüstiger Fußmann vom Predigerplatze zu Eisenach die Wallfahrt antritt, weilt gern an einem, etwas zurückstehenden Eckhause, in welchem ein treuer Genosse Luthers, Nikolaus von Amsdorf, der Gefährte auf der Fahrt nach Worms, als Superintendent, will heißen als evangelischer Bischof, zwölf Jahre lang gewohnt und schließlich gestorben. Von diesem Eckhaus hebt sich der Weg an Gärten und Häusern und an der Friedhofsmauer hin immer steiler zum Schloßberg hinauf. Erst von dessen Höhe erblickt man die Burg von derjenigen Seite, die den einzigen Zugang gewährt. Von

da geht es bequem und eben eine Strecke weiter, und wo jetzt der vom Fahrweg gekreuzte Pfad wieder zu steigen beginnt, tritt man, zu Füßen der Burg, auf grünem Wiesenhang unter eine Gruppe von Bäumen, welche die Stelle beschatten, wo ehedem ein Siechhaus stand, das die heilige Elisabeth für arme Menschen erbaute, neben dem noch immer nach ihr benannten Brunnen, zu dem die fromme Fürstin täglich, sagt man, hinabstieg, Kranke zu baden und zu pflegen. Der Elisabethbrunnen ist heut von neuem überwölbt und mit alten Säulchen, sorgsam zusammengetragen, verziert. Der alte Felsenpfad ist wieder aufgeräumt und auf den Steinsitzen ruht der Wanderer gern aus auf halbem Wege. Wo der sogenannte Steinweg beginnt, die letzte steile Strecke der in Felsen gehauenen Burgstraße, da labt sich das Auge am Marienthal, am „Breitengescheide", jenem von der „hohen Sonne" sich herabziehenden Gebirgsarme. Aus der Ferne blickt der Inselberg herüber und der lange, kahle Hörselberg, auch „Hör' Seelenberg" genannt wegen der Sagen von der Frau Holle und der argen Frau Venus, die als Teufelinne mit dem Ritter Tannhäuser in der Hölle ihr Spiel getrieben. Auf der andern Seite, wo die Mädelsteine gestanden, treiben noch heutzutage Mönch und Nonnen ihren Spuk, zwei Felsgebilde, die sich zu einander neigen wie zwei Menschengesichter, die sich küssen möchten. Hat das der Böse zum Spott in

Stein ausgehauen? Oder die Kirche mit diesem Strafgericht ein Exempel statuirt? Vielleicht hat es ein guter Geist so gefügt, damit dereinst Steine predigten, falls Menschenzungen schwiegen. Wir wissen's nicht, wir wissen nur, daß Meister Jakob von dem plötzlich herabrauschenden Regen in jener Nacht unter den Buchen dort am Brunnen Schutz suchte und ängstlich in die Landschaft hinausstarrte, wenn der Blitz hie und da einen Punkt grell beleuchtete. Als er die Wanderung antrat, hatte er keine Acht gehabt, daß der Himmel schwer mit Wolken bedeckt war. Er mußte unter der Buche ein Obdach suchen, und erst als der Regen nachließ, stieg er weiter hinauf zur Burg.

Wo heutzutage der Steinweg endet, stand ehedem das erste äußere Thor der Wartburg. Meister Jakob klopfte mit seinem Stabe, Einlaß begehrend. Wind und Donner übertäubten, kein Wächter im Thurmhaus hörte ihn. Der Nesselgraben unter der Zugbrücke war breit und tief, er lief rechts um das Ritterhaus herum, unter den „Letzen", den bedeckten Gängen auf den Zinnen der Burg, unter Luthers Fenstern und dem Eseltreiberstübchen bis zur „Dörnitz". So weit kam der Meister, als er in den Graben gestiegen, um dort im Gebüsch nach Schutz zu suchen, da der Regen von neuem niederrauschte. Der Blitz beleuchtete ihm den Weg und ein Felsenvorsprung schirmte seine durchnäßten

Glieder. Als das Unwetter zu toben aufhörte, ſteckte er ſeinen Kopf aus der Höhle. Da gewahrte er oben in der Burg den Schimmer eines Lichtes. Es erſchien ihm wie ein Stern in dunkler Nacht und er blickte ſo ſehnſüchtig zu ihm hinauf, als wär' er einer der drei heiligen Könige, die dem Stern nachzogen, bis er über dem Dach einer Hütte zu Bethlehem ſtille ſtand.

Eine heilige Stille lag rings herum, nachdem der Sturm der Elemente ſich ausgetobt. Die Fenſterflügel öffneten ſich oben und eine mächtige Stimme erſcholl in die lauſchende Nacht hinaus. Es war ein ſchmerzbewegter und doch liebevoller Klang. Meiſter Jakob lauſchte, er kannte und verſtand den Sang. „Herr, mein Gott," lautete es herunter, „höre mein Gebet und laß mein Schreien zu Dir kommen. Verbirg Dein Antlitz nit vor mir in der Noth und neige Dein Ohr zu mir, bald, bald, denn meine Tage ſind vergangen wie ein Rauch, mein Herz iſt geſchlagen, ich bin verdorret wie Gras, eſſe Aſche wie Brod und miſche meinen Trank mit Thränen. Ich bin gleich wie eine Rohrdommel in der Wüſte, gleich wie ein Käuzlein in morſchem Gemäuer. Herr, Herr, verlaß mich nicht, denn was ich thue, thu' ich Dir. Ich bin vor Dir ein Wurm. Zertritt mich, wenn Du willt, aber gieb nit meine Sache auf, denn ſie iſt die Deine. Nimm mich nit weg in der Hälfte meiner Tage. Das kannſt

Du gern, denn Deiner Jahre Zahl heißt Ewigkeit. Aber verſtoß mich nit vor der Zeit, ſetz' mich wieder ein in das Amt, das Du mir gabſt, bis ich mein Werk vollende. Hilf mir, Herr, und laß mich nit zu Schanden werden vor meinen Feinden, daß ſie nit meiner ſpotten und ſagen: Sehet Ihr wohl, wo iſt nun ſein Gott? Laß ſie nit die Zähne wetzen und höhnen: Da, da, das wollten wir, wir haben ihn verſchlungen! Herr, mein Gott, warum verbirgſt Du Dich vor mir? Wie lange willſt Du zuſehen? Errette meine Seele aus dem Getümmel der Böſen und meine Einſame vor den jungen Löwen!"

Ein heftiges Schluchzen zerdrückte den Geſang. Meiſter Jakob zitterte heftig an allen Gliedern, aber die Sehnſucht nach dem Sänger des Pſalms machte ihn ſtark und kräftig. Er raffte ſich zuſammen, kletterte auf den Vorſprung des Felſens, hob ſich in die Höhe, preßte beide Hände gegen ſeine Bruſt und rief mit lauter, obwohl lebender Stimme hinauf: „Dich wird der Herr mit ſeinen Fittichen decken, ſeine Wahrheit iſt Schirm und Schild und er hat ſeinen Engeln befohlen über Dir, daß ſie Dich behüten auf allen Deinen Wegen, Dich auf Händen tragen, auch wenn Dein Fuß auf Ottern tritt, auf junge Löwen und alte Drachen. Der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, wachſen wie eine Ceder auf Libanon. Sei ſtille dem Herrn und

warte auf ihn. Erzürne Dich nit, wenn den Gottlosen der Muthwille glückt; nur wer des Herrn harret, wird das Land erobern. Darum fürcht' Dich nit, auch wenn das Meer wüthete und die Berge verschlänge. Einzig stark ist der Berg des Herrn und eine feste Burg ist unser Gott. Hallelujah!"

Eine dunkle Gestalt bog sich über die Fensterbrüstung hinaus und rief! „Wer singt mir das? Wer ist mir da unten im Graben?"

Meister Jakob war vom Felsen gesunken und lag nur halb noch seiner Sinne mächtig am Boden. „Wer da?" donnerte es noch einmal von oben. „Bruder Martin, Jakob, der Jakob!" wimmerte der Meister; der Laut erstarb ihm in der Brust.

Luther rief mit seiner Stentorstimme: „Herr, mein Gott! da liegt Einer unten, er verschmachtet und er sang doch ein heilig Lied!"

Er trat in's Zimmer zurück, er mußte Lärm machen, einen Verunglückten zu retten. Er stürmte hinaus über den Treppenflur zur Stube, wo die Edelknaben hausten. Er trommelte sie vom Lager auf und sie warfen sich rasch in die Kleider. „Es gilt ein Menschenleben retten!" herrschte sie Luther an, „unten im Graben jammert ein verirrter Wanderer, wir müssen ihn hereinholen. Auf! Zum Wächter, das Thor geöffnet!"

Die Edelknaben ſagten, der Wächter ließe Niemand ein zur Nachtzeit; es ſei ſtreng verboten. „Dann müſſen wir den Burghauptmann wecken!“ — Der Herr von Berlepſch, ſagten die Knaben, ſei nicht daheim, erſt morgen komme er vom Ritte zurück.

„Dann eilig zum Eſeltreiberſtübchen!“ rief Luther. „Friſch an den Krahn, die Winde gezogen, den Korb hinuntergelaſſen!“

Als die jungen Edelknechte ſich weigerten, fuhr Luther zornig auf, ob ſie blos zum Schabernack das Seil zu ziehen verſtänden, jetzt aber zu faulwamſig wären, einen Menſchen zu retten, der drunten im feuchten Moder der Nacht ſein Grab finden könne.

Die Edelknaben ſahen ſich betroffen an und flüſterten: „Wenn's nur kein böſer Geiſt iſt!“

„Ein guter Geiſt iſt es!“ rief Luther. „Er ſang das heilige Lied und wir wären ein Spott auf die Menſchheit, retteten wir nicht einen Sänger des Herrn!“

In den Edelknaben überwog die Furcht vor dem lebendigen Luther doch die Scheu vor den todten Geſpenſtern. Sie ſetzten den Krahn mit der Winde in Bewegung. Wie ſie noch zögerten, ſagte Luther: „Soll ich mich ſelbſten hineinſetzen? Beſſer doch, ein junger Burſch ſteigt hinein und wir drehen am Seile! Auf, auf! wozu giebt's junge Knochen in der Welt!“

Einer der Knaben fuhr im Korbe hinunter, ſtieg

aus, tappte am Boden herum, hörte einen schwachen Hülferuf und fand den zusammengeknüllten Körper im feuchten Grase. Er rüttelte den ohnmächtigen Fremdling, hob ihn auf und redete in ihn hinein, der Ritter Görg befehle, ihn hinauf in die Burg zu ziehen. Meister Jakob besann sich schwer, ließ sich aber endlich bedeuten, und stieg in den Korb, der ihn, auf gegebenes Händeklatschen als Zeichen, in die Höhe führte, dann abermals herabgelassen wurde, um den Edelknaben nachzuholen.

Der gerettete Psalmist troff von Nässe; man entledigte ihn der Kleider und brachte ihn auf ein Lager mit wärmenden Decken. Wer es sei, den man gebettet, ließ sich nicht erfragen, der Mann war keines Wortes mehr mächtig, er zitterte vor Frost und fieberte. Er verwies auf die lederne Kapsel, die er mit sich geführt und Luther sah aus den Briefen und dem kurfürstlichen Bestallungsdecret, mit wem er zu thun hatte. —

Anderen Tages klärte sich das Weitere auf. Daß die Dominicaner in Eisenach Beschlag auf ihn legen gewollt, erwies sich als irrthümlich. Ritter Berlepsch langte an und stieg sofort von der Burg wieder hinunter, um für seines hohen Herrn Dienstmann und Sendboten Recht und Eigenthum einzufordern. Knecht und Maulthier sammt Zubehör wurden vom Abt des Klosters willig ausgeliefert.

Zweites Capitel.

Klein Sephchen und ihr Ritter.

Das junge Reiterpaar hatte in Angſt und Haſt das Weichbild der Stadt Erfurt überſchritten. Schwarzburger Gebiet, das den Flüchtlingen Sicherheit bot, war freilich noch fern. Sephchen war todtmüde, ein Schwindel drohte ſie zu befallen. Die Schrecken der letzten Tage ſaßen hinter ihr auf, lagerten auf ihrer Stirn, auf ihrem Nacken. Die Bilder der Angſt hatten raſch gewechſelt, eines das andere verdrängt, und laſteten doch mit lähmender Gewalt auf allen ihren Sinnen. Mit dem Aufzug des bewaffneten Haufens vor dem Hauſe der Frau Vivis am Tage zuvor begann die Reihe der Schrecken, die ſie bedroht. Der Dominicaner an der Seite des Wallonen im ſchwarzen Harniſch trat in der Erinnerung von neuem vor ihre Seele. Daß der Mann, den ſie Ohm genannt, ſich ihr als Vater bekannte, hatte ſie nicht überraſchen können, aber er ward ihr im ſelben Augenblick geraubt, — gerettet, wie ſie ſagten. Auch ihrer bemächtigten ſich gute, ſchützende Geiſter, aber im Kloſter, wo ſie Zuflucht finden ſollte, überfiel ſie von neuem Schmerz und Herzeleid. Der jähe Tod der greiſen Frau, die ſie mit der Gewalt des Wahnſinns umklammerte und Enkelkind nannte, die Nachtwachen an

der Bahre, das haſtige Begräbniß, die Flucht an der Seite des jungen Ritters, den ſie ihren Retter nennen mußte, — für das alles hatte ihre junge Seele im Augenblick wohl Muth, Kraft und Beſonnenheit genug, aber die ganze Summe der Eindrücke war ſchließlich lähmend und betäubend zurückgeblieben. Sephchen drohte zuſammenzubrechen, ſie konnte ſich nicht mehr auf dem Gaul erhalten, ſo eifrig und ſorgſam auch der junge Graf ſich dicht an ihre Seite drängte, um ihr behülflich zu ſein.

Die Sonne brannte heiß; man mußte den Schatten des nahen Waldes aufſuchen, um Raſt zu halten. Ein Lindenbaum bot ſein wohlthuendes Schirmdach und die Knappen breiteten eine Decke aus, um die mitgebrachten Erfriſchungen aufzuſetzen. Sephchen naſchte eilig von Trank und Speiſe, kauerte dann plötzlich nieder und ſan ſchlafend zuſammen. Die Diener führten die Pferde in's Gebüſch, ließen ſie weiden und ſtreckten ſich ſelbſt in's Gras. Graf Günther ſtand neben der Schläferin und blickte ſtarr in die Wölbung des Baumes hinauf. Ein neckiſcher Windhauch bewegte die Blätter wirr hin und her; eben ſo wirr flatterten die Gedanken des Jünglings durch einander. Er ſann und überdachte ſein Schickſal an der Seite ſeines Schützlings. Sein Schützling war ein Judenmädchen. Manchen andern blonden und blauäugigen chriſtlichen Ritter wäre vielleicht ein leiſes Grauen angewandelt bei der Berührung eines Kindes

von jenem Stamm, den die Chriſtenheit verflucht und flieht. Gottesmörder! ſchrien die Prieſter. Unrein wie die Peſt! ſchrie der chriſtliche Pöbel. Dieſen Aberglauben theilte nicht der Jüngling aus dem Hauſe der Schwarzburger. Er hatte die Grauſamkeit und die Tücke der Mönche erkannt und ihren Händen eine junge Menſchenſeele entriſſen. Er war ihr Retter, ihr Hüter, ihr Schirmherr. Aber die junge Menſchenſeele war das Enkelkind jener Frau, die ſein Aelterbruder freite, bis die Prieſter kamen und ſagten: Sie hat Rückfälle in's alte Judenthum! Das hatte den Sinn des Bruders verwirrt und er war hingeflecht in der Kloſterkutte voll Reue und Buße. Und das junge Weſen, das der Graf gerettet und das er ſchützen wollte, war eine Freibank, ein Sproß deſſen, der in der Geſchichte ſeines Hauſes als Mörder daſtand, als Giftmiſcher des hohen Ahnen König Günther! Das war der Fluch der Schwarzburger und Vater Erlaucht ſtarb darüber hin mit dem Gelübde: Ich und mein Haus, wir müſſen dem Herrn dienen, um dieſen Fluch zu ſühnen. — Fluch! War es denn ein Fluch, nicht nur ein Zufall? Jedenfalls ein Schickſal. Doch was iſt Schickſal? Hatte der Pater Regens im Kloſter der Dominicaner nicht geſagt: Schickſal iſt, was uns Gott ſchickt! Und Zufall, was uns von den Göttern zufällt! — Der junge Mann hatte genug Lateiner und Griechen geleſen, um

von Göttern zu ſprechen, ob er ſchon Chriſt genug war, um an den Einen, großen, weltumfaſſenden Gott zu glauben. Seine Aufgabe ſtand ihm klar vor Augen; ſein Schützling mußte getauft werden; eine andere Rettung gab es nicht für Sephchen. Das ſagte er ſich im Stillen; an die eigene Rettung dachte er dabei nicht, an die Rettung ſeiner Seele, ob er ſich ſchon leiſe beſtrickt und gebunden fühlte. — Es darf kein Finſterling ſein, der ſie zur Taufe vorbereitet! So dachte er weiter, kein Mönch, der ihr Höllenzwang auferlegt, um den Stamm, dem ſie angehörte, zu verdammen! Wenn ich Prieſter wäre, ich würde ſie zur Chriſtin machen ohne Pein, ohne Angſt und Qual! Er erröthete plötzlich. Warum? Das Prieſterthum lag ihm nicht ſo fern; ſollten er und die Seinigen doch der Kirche dienen. Aber dann war ja ſchon jede zärtliche Fürſorge für Sephchens Wohl, jeder Ritterdienſt, den er ihr widmete, verpönt. — Und wenn ſie ſich ſträubte? So dachte er weiter. In ihrer Kinderſeele ſteckt bei aller Unſchuld ein ſpöttiſcher Trotz, ein kleines Heidenthum, eine Verſtocktheit, vielleicht als Erbtheil ihres Volkes! Das überlief ihn heiß und er fürchtete ſich beinahe vor der Schelmerei ihrer jungen Mädchenlaune, der kein Ernſt der Männer gewachſen war; ſie konnte das Ceremoniell der heiligen Handlung verſpotten, oder ſie ließ ſich eine Nothtaufe gefallen und blieb dann, wie ihre Großmutter, die Schweſter Ignota,

heimlich eine Jüdin! — Dann wiegte ſich der Jüngling wieder in dem Gedanken, Sephchen ſei vielleicht ſchon reif, ſei bereits zu einer Chriſtin gleichſam defignirt; das Kreuz, das ſie auf dem Buſen trug, war ja deſſen Zeuge; ſie ſollte nur den Sinn der Taufe erſt verſtehen lernen, um neben dem Gott Abrahams auch an den Sohn Gottes und den heiligen Geiſt zu glauben.

Die Gedanken des Jünglings verwirrten ſich, als er an der Seite der Schlafenden niederkniete und nach dem Kreuze lugte, das ſie auf dem Herzen trug. Es hatte ſich verſchoben, wie es ſchien; er ſah nur das Band an ihrem Halſe. Die tiefen dunklen Morgenlandsaugen des holden Kindes waren geſchloſſen, von den ſchwarzen Wimpern beſchattet, die ſie deckten. Auf ihrer Stirn lagen Wolken, vielleicht der Angſt und der Sorgen, die über ihren Himmel geſtiegen; um ihre Lippen ſchwebte ein Lächeln, als ob Engel mit ihrer Seele ſpielten. Die dunklen Tinten des Südens färbten ihr Antlitz; ſie lag da wie eine aufblühende Roſe im weichen Mooſe, das der Lindenbaum überſchattete. Plötzlich lachte ſie laut auf im Schlafe, erweckte ſich aber damit ſelber, richtete ſich auf, ſah befremdet, verwildert um ſich, ſchlug dann beide Hände über ihr Angeſicht und brach in einen hellen Thränenſtrom aus.

Graf Günther fragte erſchreckt, was ihr ſei.

Sephchen ſagte: „Ich glaub', ich hab' im Traum

gelacht, und doch iſt ſo viel Weh in der Welt, Großmutter haben wir erſt heute begraben. Da ſollte doch Niemand lachen, auch nicht im Schlaf, kein Chriſt, kein Jude, ich glaub', wir ſind von Natur rechte Heiden."

Sephchen wurde witzig ganz wider ihren Willen. Graf Günther redete ihr freundlich zu, um ſie zum weiteren Aufbruch geneigt zu machen; er wolle ſie auf den Kiffhäuſer führen und ſie ſolle dort in den Zimmern herbergen, wo Frau Ignota lange Jahre gehauſt; die Kiffhäuſer Burg ſei für Jeden, der zu den Schwarzburgern gehöre, ein Aſyl.

„Gehör' ich denn zu den Schwarzburgern?" fragte Sephchen und ſah den Grafen keck an. In ihren großen dunklen Augen, vor denen ſeine blauen die Segel ſtreichen mußten, lag verſteckt und verhalten ſo viel lebendiges Frühlingsglück, hinter den dichten, ſchwarzen Wimpern ſoviel Nachtſchatten der Liebe. Er ſprach vom Burgfrieden, der auf dem Kiffhäuſer herrſchte.

„Ihren Frieden hat Großmutter Ignota dort nit gefunden," ſagte Sephchen traurig, „ſie fand ihn nur, trotzdem ſie eine Chriſtin war, in Abrahams Schooß."

Der junge Graf ſchwieg, ſeine Gedanken verloren ſich wieder in einem dunklen Labyrinth, Furcht und Sorge ſchlugen ihre Flügel um ſein Haupt.

„Sind wir noch in Gefahr?" fragte Sephchen harmlos.

Der junge Mann griff an ſein Herz; es war ihm als hätte ſie ſpotten wollen. „Unter meinem Schutz, Joſepha!“ ſagte er vorwurfsvoll und doch verlegen.

„Und Vater Jakob iſt geborgen, meint Ihr?“ fragte ſie weiter. „Um Muhme Biwis iſt mir nicht bange, ſie hat für den großen Wallonen genug Geld in ihren Kellergewölben. — Habt Ihr auch Schätze im Kiſſhäuſer Berge? Die Leute ſagen, es ſcheeche da und ein alter Kaiſer gehe dort ſpöken.“

Der Jüngling theilte ihr mit, was er wußte von der alten Sage und vom Glauben des Volks.

Die Roſſe waren aufgezäumt und vorgeführt; der Ritt mußte von neuem beginnen. Es that hoch noth, die kleine Dame zu ſchulen; zur Kunſt der Pferdeführung gehört zuvor das Geſchick, ſich im Sattel zu erhalten. Dem jungen Ritter war die Gelegenheit geboten, auch erwünſcht, den Lehrmeiſter zu machen. Er führte Sephchen an ihr Thier, gebot ihr den rechten Fuß in ſeine linke Hand zu ſetzen, während er mit ſeiner Rechten ſie hob und mit einem Schwunge in den Sattel brachte. Er ſchwang ſich ſelber auf und hielt ſich dicht an ihre Seite, ſie unterweiſend wie die Zügel zu faſſen, der Tritt des Pferdes durch eine Gegenbewegung, durch mäßige Hebung und Senkung zu mildern und zu ordnen ſei. Die junge Schülerin war nicht ungelehrig, ſie begriff leicht, aber ſie war eigenſinnig, wollte in ihrer

Weiſe nach eigenem Gelüſt handtieren. „Selber 'lleine!“ rief ſie wiederholt, als käm's darauf an, ſtatt zu gehorchen, die Kunſt ſich ſelber und allein zu erfinden, bis Günther ſie ſcharf anließ und zurechtwies. Sie ſah ihn ſchelmiſch an und der Blick ihrer dunklen Augenſterne ſaß feſt in ſeiner Seele. Er hatte Nachſicht mit ihrem Ungeſchick; gegen ihre Laune wollte er ſtreng ſein und doch bezwang ſie in ihrer Anmuth ſein feſtes Commandowort. „Holder Widerpart!“ ſagte er ſich im Stillen, ohne zu wiſſen, daß darin der Reiz der Gegenſeitigkeit liegt, ſteht einmal ein großes, unbezwingliches Gefühl im Innern einer Menſchenſeele feſt. Sie fing an, waghalſig zu werden, traute ſich mehr zu, als ſie leiſten konnte. Das Thier, ungeduldig gemacht, hob ſich: „Ich falle!“ ſchrie ſie laut. — „Das dürft Ihr nicht, Joſepha!“ war die ſtrafende Antwort, „ſtürzen, ja, aber nicht fallen!“ Der loſe Streit und Hader begann von neuem; ſie waren wie Kinder, die am Strande mit Muſcheln ſpielen, ohne zu merken, daß das Meer ſich drohend gegen ſie aufbäumt, die nächſte Welle ſie verſchlingen kann. Der Pfad ward ſteiler, der Wald mit ſeinem Geſtrüpp verworrener. Die Hinderniſſe reizten die junge Reiterin. Anfangs galt es, ſie zu ſpornen, jetzt, ſie zu zügeln. Ein Zweig riß ihr den Hut vom Kopfe, ein ſpröder Aſt ſtreckte ſich quer vor ſie hin, ſtreifte ihre Stirn, ihre Schulter. Bei der heftigen

Bewegung riß ſie das Thier am Zügel in die Höhe; es ſtieg und machte einen Satz, eh' Graf Günther ihr die nöthige Hülfe geben konnte. Sephchen griff in die Mähne und ließ auch dieſe los, als ſie rückwärts hinunterzugleiten drohte, während der junge Ritter ſeine Linke um ihren Leib ſchlang, um ſie vor dem Sturz zu behüten. Mit einem kräftigen Ruck hielt er ſie feſt, riß ſie zurück und zog ſie an ſich herauf. Ihr Schrei hatte ihr eignes Thier erſchreckt, und ſeiner Bürde ledig, ſprengte es fort, während Günther Mühe hatte, ſein Pferd in Ordnung zu bringen und Sephchens Haltung auf ſeinem Sattelknopf zu ſichern. Sie hing quer vor ihm, ſie mußte, auf ſein Geheiß, beide Arme um ſeinen Nacken ſchlingen. Sie that es in der Angſt vor jähem Sturz und Günthers Roß ſchritt mit ſeiner Doppellaſt ruhig weiter; die Diener eilten voran, den entſprungenen Gaul einzuholen.

Sephchen hing zitternd an des jungen Ritters Bruſt, Herz an Herz klopfte fühlbar, ihr nächtlich dunkles Haar flatterte aufgelöſt um ihre ganze Geſtalt. Wie er ſich zu ihr beugte, ſtieg ein ſüßer Athemzug, ein würziger Duft zu ihm auf, ſeine Sinne berauſchend, betäubend. War es ihm als ob der Fichtenbaum im Sonnenglanz duftete, oder eine Palme aus dem Morgenlande ihren Athem ihm zufächelte: er neigte ſich tiefer,

lehnte seine Wange an ihre Stirn, drückte seine Lippen auf ihren Mund. Mit einem grellen Schrei riß sie sich in die Höhe, ließ die Arme von seinen Schultern los und glitt vom Pferde auf den Boden hinunter. Der junge Mann sprang aus dem Sattel und kniete vor ihr nieder; er wagte kaum noch, sie zu berühren. Sie raffte sich auf, setzte sich auf einen Stein am Wege und brach vor Zorn und Schmerz in einen Strom bitterer Thränen aus. Günther war erschreckt und beschämt. Sie barg ihr Antlitz tief in beide Hände und schluchzte laut: „Ich bin beschimpft, ich bin entehrt!“ Sie merkte kaum, daß der junge Graf demüthig von neuem sein Knie vor ihr beugte. Wie sie seiner ansichtig ward, wies sie ihn stolz mit der Hand von sich.

„Ich bin nicht die freizügige Dirne,“ rief sie, „nicht die fahrende Sängerin oder sonst vom Gesind der Spielmannsleute, bin nicht die Landläuferin, die sich entführen, jagen und haschen läßt, nicht die Zigeunerin; sonst hätt' ich Tränke, Euch zu vergiften.“

Sie sprang auf und sah ihn zornfunkelnd an, eine kleine Judith, die eines Holofernes Kopf schon vor aller Missethat fordern zu wollen schien. Das Geständniß seiner Liebe schwebte auf seiner Zunge, aber es stockte, es erlahmte vor ihrem Stolz. Vor Scham blutroth, suchte er auf dem Wege der Freundschaft nach einem Ausdruck der Reue, der Entschuldigung, der Be-

gütigung. „Beim Kreuz Eurer Mutter Josepha!“ sagte er demüthig, um Verzeihung flehend.

Der silberne Fixus auf dem schwarzen Holze war aus ihrem Brusttuch gesprungen.

„Das Kreuz hat mich nicht vor Euch beschützt!“ sagte sie strafend. „Es ist ein falscher Talisman und Ihr, ein christlicher Ritter, habt die Gewalt über mich, Eure Gefangene, mißbraucht.“

Der Jüngling fühlte sich schuldig und schwieg betroffen.

Die Knechte kamen zurück mit dem eingefangenen Pferd. Sephchen weigerte sich, es wieder zu besteigen.

Plötzlich troff Blut von ihrer verletzten Stirn. Sie mußte es geschehen lassen, daß der junge Graf sie mit Quellwasser wusch und verband; aber sie sträubte sich, den Platz am Wege zu verlassen; sie blieb am Boden sitzen, preßte ihre Lippen zusammen und schwieg trotzig.

Man mußte sich nach einem nahen Obdach umsehen. Glücklicherweise stand man schon am Fuße des Kisshäuser Berges, der Thurm mit dem Schloß und den Zinnen der Mauer ragte in die Luft hinaus. —

Am Saum des Bergwaldes, dicht am Wege, findet der heutige Wandersmann eine ganze Reihe von sogenannten Hünengräbern, wohl fünfzehn an der Zahl. Sind es Wallgräben, sind es wirklich Gräber von Riesen

der Vorzeit: man weiß es nicht. — An einem Erdhügel lehnte ein hölzernes Gebäude mit ſtarken Balken, die das innere Gelaß ſchirmten. Es hatte die Form eines Blockhauſes, konnte Jägern zum Aufenthalt dienen, wenn das Wetter ſie überfiel, auch einem Einſiedler, worauf das Glöckchen über dem Eingang deutete. Der Bewohner trat heraus und zeigte ſich, ſowie er hörte, ein Schwarzburger Graf halte Nachfrage, ehrerbietig zu allen Dienſten bereit. „Ich bin der Hauer im Kiffhäuſer Berge," ſagte der Mann.

Es war eine vierſchrötige, unterſetzte Geſtalt; das Bergmannsleder hing geſchürzt um ſeine Hüften. Auch das Antlitz hatte viel von wilder Gebirgsart, das Haar hing ſtruppig wie Gebüſch um's Angeſicht, das Augenpaar ſchielte; man wußte nicht ob gute Geiſter oder Kobolde hinter ſeinen Höhlen lauerten.

Der Anblick des Mannes nöthigte den jungen Ritter, ſich ſeiner inneren Erregung zu entſchlagen und Außendingen zuzuwenden. „Wie ſteht's mit dem Bergbau im Wollwedathal?" warf er hin, um nur eine Anknüpfung zu finden.

Der Hauer gab ihm Aufſchluß über den Stand der Arbeit im Berge. — Heutzutage haben große Weitungen verſchiedener Steinbrüche die mittägige Seite des Berges entblößt; ſchroff aufſteigende, oft überhangende Felsmaſſen liegen dort zwiſchen abgerollten Trümmern

in wilder Unordnung zerſtreut umher; am Fuße des kleinen Kauzberges rieſelt ſilberhell der kühle Taterborn. Die Steinbrüche lieferten damals rothen Sandſtein, der zu Mühlſteinen verarbeitet wurde. Graf Günther bezog ſelber davon für ſeine Erfurter Geramühle.

Auf ſeine weiteren Fragen ſagte der Hauer kopfſchüttelnd: „Die alte Kuffeſe verfällt; wie ſoll da Bergbau beſtehen! Der Schacht auf Kupferſchiefer iſt verlaſſen, da drüben ſollt' man einen Stollen in den Berg treiben; man würd' auf eine Kalkſchlotte ſtoßen wie ſie ſonſt nit zu finden im Reiche! Ich muthe und muthe, aber es fehlt am Beſten."

„Am Gelde?" fragte Graf Günther.

„Es fehlt am Glauben; alſo hat auch niemand Mittel dazu. Der Kaplan fährt wohl ſelber gern in den Schacht, aber er ſucht nimmer nach Erz, er ſucht — nit juſt nach Schätzen und Gold, er ſucht nach alten Denkſteinen, nach Reliquien, Kleinodien, nach der alten Kaiſerkrone Caroli Magni, die der Barbaroſſa mit hinuntergenommen hat in die Eingeweide der Erde. Der Einſiedel gehört zu den Kronenwächtern."

Der Graf ſtutzte; er mußte an Wulf Katzenbrenner denken, der mit ſeinen Franken und Comilitonen der Meinung war, Kaiſer Karls des Fünften Krönung zu Aachen ſei nicht gültig, weil die alte Krone in Verſtoß gerathen; zur alten Krone aber gehörte ein Splitter

vom Kreuz Chriſti und die Spitze der heiligen Lanze, mit der des Gekreuzigten Leib durchſtochen ward.

„Ich will den Kaplan ſprechen,“ ſagte Graf Günther, „auch die Gemächer in der Kemenate auf der Burg beſichtigen, ob ſie für eine Dame zur Unterkunft tauglich. Vor der Hand gebt ihr in Eurem Blockhaus ein Obdach; ſie iſt verwundet und ermüdet.“

„In den Frauengemächern droben,“ ſagte der Hauer, „ſitzt die Zigeunerin wie ein Uhu, der alte Schätze bewacht; die Schweſter Ignota iſt von Erfurt nit zurückgekehrt, ſie liegt krank im Kloſter dort.“

„Sie iſt todt,“ ſagte der Graf.

„Iſt ſie todt?“ wiederholte der Hauer. „Nun dann wolle Gott ihr gnädig ſein im Fegfeuer!“ Er bekreuzte ſich und wiederholte das Zeichen des Heils, während ſeine querblickenden Augen ungläubig zwinkerten. „Sie ſpottete über alles, die Frau Ignota,“ ſetzte er wehleidig hinzu, — „vielleicht fehlte es ihr auch am Beſten.“

Er deutete mit dem Finger auf die Stirn, als hab' es ihr dort gefehlt; was er das Beſte nannte, war alſo diesmal weder Geld, noch Glaube, ſondern Verſtand. Der junge Graf hatte ſich abgewendet, die Worte kaum gehört; wie ſollte er ſich mit einem gemeinen Mann darauf einlaſſen! Auf ſein Geheiß flochten die Knechte von Zweigen eine Tragbahre, um Sephchen in die Wohnung des Hauers zu tragen. Graf Günther ſagte

ſtill für ſich: „Sie hat ſich für entehrt erklärt ob meiner Berührung; ich will ihr trotzdem als Ritter alle Ehre erzeigen, die einer Dame im Schutz des Schwarzburger Hauſes gebührt!“

Sephchen lugte nicht auf unter der Binde, die ihre Stirn umzog; ſie ließ ſtumm alles mit ſich geſchehen.

Ihr Beſchützer hielt ſich ihr fern und ſtieg mit dem Hauer zum Kifffhäuſer Berg hinauf.

Drittes Capitel.

Auf dem Kifffhäuſer.

Ein würziger Tannenduft ſchwebt um Berg und Burg. Das nackt hervorſpringende Geſtein iſt umkleidet vom Moos der Sage, und im Wildwuchs des dunklen Geſtrüpps niſten Spuk- und Neckegeiſter. Die Axt hat ſeit Jahrhunderten viel gerodet, aber den Urwald doch nicht ganz bezwungen, und über die Waldblößen, die der Nützlichkeitsſinn profaner Zeiten in's Dickicht ſchlug, zieht die unverwüſtliche Kraft der Natur noch immer von neuem ihre jungen Triebe.

Der Weg war ſteil, den der Hauer den Grafen Günther führte; nur Saumthiere fanden ſich zurecht, die Wagenſpur war verwachſen. Zu beiden Seiten fuhren Käuzchen, die in morſchen Eichen niſteten, aus

ihrem Verſteck, und wenn ein Adler von ſeinem Horſt im Buchenwipfel aufſtieg, flatterte ein Schwarm furchtſamer Vögel krächzend durch einander, als wollten ſie gemeinſam flüchten und ſich berathen, in welcher Schlucht ſie ihre Sicherheit fänden. Der junge Graf dachte an die Raben und Krähen, die den Thurm des alten Barbaroſſa umſchwärmen, bis ein Adler kommen wird, ſie zu verſcheuchen. Der Kaiſerthurm ragt über Wald und Feld hoch hinaus, das ganze Land umher beherrſchend. Er war oft genug der Schrecken vorüberziehender Kaufleute geweſen, die ihre Waaren nach der Leipziger Meſſe führten; in beſſeren Zeiten hieß er ihnen ein Vorgebirge der guten Hoffnung, als kaiſerliche Burggrafen dort hauſten, die mit Mann und Roß den Adler im Wappen führten als Zeichen kaiſerlichen Amtes. Heutzutage iſt der Thurm den Leuten im Thal nur noch ein Wetterprophet; der Landmann, der Förſter, der Jäger ſpricht:

Steht Kaiſer Friedrich ohne Hut,
Bleibt das Wetter ſtat und gut;
Iſt er mit dem Hut zu ſehn.
Bleibt das Wetter nicht beſtehn.

Graf Günther war im Frankenland, im Hauſe eines Vetters, erzogen. Er hatte einmal als Knabe die Burg ſeiner Väter beſtiegen, an der Hand ſeines Seelſorgers, an einem Pfingſttage, im Anſchluß an einen Pilgerzug, der nach der Kapelle zum heiligen Kreuz

wallfahrtete. Seit mehr als hundert Jahren ſchon waren Berg und Burg im Beſitz ſeines Hauſes, als Geſammtgut beider Schwarzburger Linien. Als Veſte hatte die Burg ihre Bedeutung, das Schloß ſeine Wohnlichkeit verloren, aber die Kapelle war von den Schwarzburgern erweitert worden, prächtig geſchmückt, mit Reliquien und Heiligthümern bereichert. Ein Vicar des Mainzer Erzbiſchofs hatte die beiden Altäre geweiht, der Mutter Gottes und den Apoſteln Petrus und Paulus gewidmet und mit vollkommenem Ablaß auf vierzig Tage begnadet. Es fehlte nicht an Zeichen und Wundern, an Vielen bewährt und von Vielen bezeugt, die an den Tagen der Kreuzerfindung und der Kreuzerhöhung dort gebetet. Für eine Summe Geldes erhielt noch mancher Fromme auf dem Kirchhof dort ſein Grab. Seitdem die Dominicaner nicht mehr die Kapelle beſchickten, war jedoch der Glaube des Volkes irre geworden. Der letzte Kaplan jenes Ordens, Pater Saleſius, hatte die Reliquien noch gar wohl benutzt zur Heilung an Leib und Seele, aber man fing an, den wohlthuenden, ſtärkenden Kräutern und Wurzeln des Kiffhäuſer Berges die Kraft und Wirkung mehr zuzuſchreiben, als den Knochen der Heiligen. In guter, alter Zeit war das Hand in Hand gegangen; man hatte das geduldet, ja belobt, den Kaplan ſogar zum Prior des Erfurter Kloſters erhoben. Seit dem Ausbruch der Wittenberger Ketzereien ward es jedoch

übel vermerkt und beargwöhnt. Aus einem Sanctuar von Heiligthümern der Kirche eine Heilanstalt für leibliche Gebreste zu gestalten, galt für Entweihung und die Schwester Ignota ward in Anklagestand versetzt, Kräutersäfte an's Volk zu vertheilen, die ohne allen Stempel des Kreuzes, ohne alle Weihe eines Priesters Heilung schaffen sollten. Das galt plötzlich für ruchlos und die Wallfahrten hörten auf.

Graf Günther befragte den Hauer, ob unter dem jetzigen Kaplan, einem Karmelitermönch, die Anbetung der Reliquien in der Kapelle wieder besser in Schwung käme.

„Er wird's schon machen," meinte der Hauer, „er hat viel vom Morgenlande mitgebracht, allerheiligste Ueberreste von Märtyrern und Blutzeugen der Kirche. Selbst eine schwarze Madonna hat er ausgestellt in seiner Felshöhle, wo er schläft. Er wird's schon machen, es fehlt nur —"

„Am Besten!" unterbrach ihn Graf Günther, „am Glauben?"

„Am Glauben," wiederholte der Hauer gutmüthig, „der Glaube thut's, die Sache selber hilft nimmer. Pater Jodocus hat erst kürzlich wieder einen heiligen Knochen getauft."

„Getauft?" fragte Graf Günther. „Tauft man denn auch Reliquien?"

„An ſich ſelber iſt der Knochen nichts werth,“ ſagte der Hauer, „erſt wenn man weiß, was er vorſtellt, hat er Kraft.“

Der junge Graf ſah dem Hauer ſcharf in die ſchielenden Augen. Eulenſpiegel, biſt Du da? dachte er ſtill bei ſich. Er konnte jedoch in den queren Blicken des Mannes keine Schalkheit, keine Hintergedanken, nur Einfalt entdecken; aber der Zweifel ſtieg in ihm auf, ob der Karmeliter am Platze der rechte Prieſter ſein würde, um Sephchen zu taufen. Er ſchwieg betroffen und ſchien beängſtigt.

Er ſtand mit ſeinem Führer vor dem Eingang zur Burg, dem Erfurter Thor, noch heute ſo genannt, weil man von dort bei hellem Wetter die Thürme des Erfurter Domes erblickt. „Seſam, thu' Dich auf!“ Vor dieſem Zauberſpruch öffnete ſich im Morgenlande die geheimnißvolle Höhle mit ihren verborgenen Wundern. Aber die Räuber, die dort eindrangen und ſich mit Schätzen beluden, vergaßen im Taumel ihres Glücks den Spruch, das Loſungswort, das ſie aus der Tiefe wieder entließ; ſie blieben ſtecken in der Schlucht und ihr Fund für die Welt ohne Segen.

Die Zugbrücke war aufgezogen; aber es dauerte auf den wiederholten Ruf des Hauers lange genug, eh' ſich in den Luken des Burgthores zwei altersgraue Geſichter zeigten, die wie Käuze dort hauſten und den Ein-

gang bewachten, zwei abgediente Landsknechte, die hier gemächlich am Reſt des Lebens zehrten. Der Eine war taub, konnte aber noch gut ſehen; der Andere hörte ſcharf, war aber lahm. Das Ritterthum der Burg war längſt nicht mehr in Blüthe; auch berannte ſie ja kein Feind mehr und ihre Bemannung war ſo beſtaubt und verroſtet wie das Inventar, das ſie bewachten. Heutzutage ſitzt im alten Thorgewölbe ein auch ſchon betagtes Fräulein, das in der Gaſtſtube ein Gläschen Nordhäuſer ſpendet und hinter Glas und Rahmen mit Oelbeleuchtung ein Bild vom Kaiſer Barbaroſſa zeigt, wie er mit Krone, Mantel und Scepter ſchlafend in der Höhle ſitzt und der Bart ihm nicht blos zweimal um den Tiſch, ſondern gar durch die Platte hindurch gewachſen iſt, während ein Knabe mit der Meldung kommt: „Die Raben ſchwärmen, ſchwirren und krächzen annoch!“

Vom Thorgewölbe tritt man in einen bedeckten Hofraum, in welchem ſich wohl in früherer Zeit die Ställe befanden, dann in die Waffenhalle des ehedem ſo genannten Mus- oder Zeughauſes. Hier ſtanden und hingen Wappenröcke, Koller, Lederwämſer, Helme, Schienen, Harniſche, ſämmtlich beſtaubt und verroſtet. Der junge Graf machte keine Miene, ſich nach ſeines unglücklichen Aelterbruders Kettenhemd umzuſehen, noch nach der Johanniterrüſtung des armen, im Morgenlande

verſchollenen Juſtus. Er ließ die Todten gerne ruhen; ihn bedrängte die Sorge um die Lebendigen. Der Hauer hatte nicht übel Luſt, ihm die Alterthümer zu zeigen. „Auch der Kaplan weilt hier oftmals lange Zeit," ſagte er, „der gelehrte Bruder iſt ein wahrer Thümler. Hier ha'n zu Olims Zeiten viel Ritter gekeift, geſtritten, — drum heißt die alte Kuffeſe wohl auch Kiffhäuſer. Jetzt keifen ſie mit den Zungen, zumal die Weibſen; die Zigeunerin hat ihr Kiffchen für ſich."

Der junge Graf ſagte: „Das Volk nennt die Burg Kipphäuſer, das Haus auf der Kippe, auf der Kippe des Berges. Weshalb ſprecht Ihr denn immer Kuffeſe?"

„Nu, ich war lang' in den Tiroler Bergen," ſagte der Hauer, „da ha'n ſie den Kuffſtein. An der Saale bei Halle da iſt ja auch ſo ein Giebichen-, ein Kiffchenſtein. Gefängniß hier wie da, ſo wie ſo."

Oder auch ein Narrenkotter! dachte Graf Günther. — Der Hauer wirrte alles durcheinander; vielleicht war er aus der Schule ſeines Kaplans, bei dem er in der Kapelle auch als Sacriſtan und Meßner im Dienſte ſtand. —

Heutzutage iſt die alte Waffenhalle in einen Tanzſaal verwandelt mit Kammern und Lauben zur Seite, für liebe Schuljugend zu Spiel und Herberge eingerichtet, wenn der Schulmeiſter ſie zu Pfingſten hinaufführt und

vom ſchlafenden Kaiſer Rothbart eine Standrede hält. Jetzt kann er nun auch dem ſehr wachſamen Kaiſer Weißbart eine Pauke ſchlagen; deutſche Schulmeiſter halten gut zum neuen Reiche in Schwarzweißroth, obſchon von dem, was Gott Mars verſchlingt, für die arme Eule der Minerva in der Volksſchule blutwenig abfällt.

Vom Mus- und Zeughauſe führt der Weg zur linken Hand an den Brunnen. „Iſt halb verſchüttet ſeit kurzem," ſagte der Hauer, „es hat im Berge wieder rumort. Der Alte hat wohl im Schlaf ſein Haupt aufgericht't und gegähnt; daher der Erdſturz, der uns das Waſſer im Brunnen verſtopft."

Der junge Mann lächelte ſeinem Cicerone in's ſchielende, ſeltſam verwachſene Angeſicht und dachte: Muß das Volk denn Alles perſönlich faſſen, auch wenn die Elemente ſich äußern? Petrus ſchiebt Kegel! ſagen die Leut' im Gebirg, wenn es unter ihnen in der Tiefe kollert. Alles verlegen ſie in Himmel und Hölle; als hätt' die Erde nicht Raum genug für beides.

„Wo nehmt Ihr denn das Waſſer her, wenn Euch der Brunnen verſiegte?"

„Die Landsknechte holen's mit Eſeln herauf aus dem Thal, dort von Tilleda, wo die alte Kaiſerpfalz ſtand."

Der junge Graf erinnerte ſich von ſeinem Unter-

richt aus der deutſchen Hiſtorie, daß Tilleda, nicht eigentlich der Kifhäuſer, den ſächſiſchen und hohenſtaufiſchen Kaiſern Reſidenz geweſen; dort hatte weiland Friedrich der Rothbart den Löwen Heinrich vor ſein Gericht geladen und der Rebell mußte da kniefällig Buße thun.

„Die Kaiſerpfalz dorten in Tilleda," ſagte der Hauer, „liegt lang ſchon in Trümmern; um ſo mehr hat's da an Schätzen und Reliquien, und Pater Jodocus wühlt in den morſchen Gewölben oft, er hockt da oft Tage lang; ein alt verſchimmelt Pergament iſt ihm faſt ſo heilig wie ein Heiligenknochen."

Der Kaplan war alſo, wie der Hauer ihn nannte, ein Thümler. Kann ein Alterthumsforſcher für lebendige Menſchen ein Seelſorger ſein? So fragte ſich Günther der Junge.

Der Kaplan ſtand bei ſeinem Sacriſtan, der ihm den Glockenſtrang zog, auch auf dem Kirchhof den Bettmeiſter und Todtengräber machte, gar hoch in Ehren. „Iſt bei'm Landvolk ſehr beliebt," ſagte der Hauer. „In Hütten und in Schlöſſern, in Kelbra und auf der Rothenburg, überall beten ſie ihn an, nennen ihn faſt ſchon einen Heiligen."

„Thut er Wunder?" fragte der Graf und ſah dem Hauer argwöhniſch in die ſchräglaufenden Augen.

Der Mann lenkte ab und meinte: „Ob er Wunder

thut? Er möcht' ſchon, aber er thut's halt nimmermehr."

Der junge Ritter ſchritt geſenkten Hauptes neben dem Sacriſtan her, deſſen Prieſter ihm ſein Sephchen zur Chriſtin machen ſollte. —

Nicht weit vom Brunnen blickt man heutzutage in eine, von ſenkrechten Felſen eingeſchloſſene Tiefe. Zwölf bis fünfzehn Fuß unter der Oberfläche liegen, auf Sandſtein und Granit zerſtreut, in Hornſtein verwandelte Baumſtämme. Der öſtliche Theil dieſer Höhlung iſt vielleicht durch einen Steinbruch entſtanden, der weſtliche, wo die klaffenden Spalten durch Gemäuer, mit ſteinernen Bögen überwölbt, gehalten werden, mag das Burgverließ geweſen ſein; ſo verlautet's im Mund des Volks. Für arme Opfer der allezeit blinden Göttin der Gerechtigkeit war auch dort zweifelsohne die Folterkammer. Eine Folterkammer gehörte ja ebenfalls zu den Requiſiten des mittelalterigen Chriſtenthums, des Chriſtenthums von Rom in deutſchen Landen. Mittelſt Daumſchrauben heilige Wahrheit zu erpreſſen, galt ja wohl nach des heiligen Vaters Glaubensſatzungen für gar zweckgemäß, geboten und erlaubt, für ſehr nützlich und ſehr chriſtlich. War Pater Jodocus vielleicht ein Prieſter, der armen Menſchenkindern mit Gewalt das Heil verkündete? —

Die beiden Männer ſtanden auf der Höhe der Oberburg, am Fuß des Kaiſer-Friedrichsthurmes, der alten Hochwarte, deren Bau noch weit über die Hohenſtaufen hinausragt in die Dämmerungen der Vorzeit. Hat der Thurm doch ganz die Geſtalt eines römiſchen Caſtrum, und wie der gothiſche Münſter aus der römiſchen Baſilika erwuchs, ſo ruht gar manche deutſche Ritterburg auf den Grundmauern eines alten Caſtells. Germanicus und Druſus mögen mit ihren Legionen bis hierher gedrungen ſein; römiſche Münzen ſind oft genug in der Gegend gefunden. Der Kiffhäuſer Thurm, noch heut' achtzig Fuß hoch, mit eiſernen Klammern über Riſſe und Spalten hinweg vor der Zerſtörung geſchützt, iſt nach Bauart der antiken Wartthürme viereckig, nicht quadratiſch, ſo daß die breiteren Seiten ſich dem Thale zuwenden, wo der Angriff des Feindes die meiſte Gefahr drohte. Selbſt die herausſtehenden Kropf und Buckelquadern fehlen nicht, um Wurfſtöße aufzufangen und die Fugen des Bau's vor dem Wetter zu ſchirmen. Ein Thor zu ebner Erde fehlt dem Thurm, der ſchmale, gewölbte Eingang iſt zwanzig Fuß über dem Boden; man ſtieg auf Leitern hinauf, die man hinter ſich in die Höhe zog. Die gewaltſam erbrochene Oeffnung auf der weſtlichen Seite läßt vereitelte Verſuche von Schatzgräbern vermuthen; ſie zeigt in der Mauer eine Stärke von dreizehn Fuß. Das Schloß lehnte ſich an den

Thurm und hatte zu ihm im oberen Stock ſeinen Eingang. Ringmauern mit zum Theil in Felſen gehauenen Gräben umſchloſſen die obere Burg. — Am Fuß des uralten ſteinernen Wetterpropheten blickt man weit in die Landſchaft hinaus, die rings der Thurm beherrſcht; der Blick reicht bis zum Harze, bis zum Ettersberge bei Weimar und zum hervorſpringenden Inſelsberg im Thüringer Walde.

„Dorten liegen die Mannsfeld'ſchen Erzberge," ſagte der Hauer, „ich bin von da, bin alſo nit weit her!"

„Da ſeid Ihr ja ein Landsmann des neuen deutſchen Apoſtels," meinte der Graf.

„Des neuen Apoſtels?" wiederholte der Hauer.

„Des Doctor Luther!"

Der Hauer kniff die Augen zuſammen, ſchüttelte ſich abwehrend, fuhr wie ein Kobold auf und ſang dann lachend:

„Es ſchwebt ein Auguſtiner Mönch einher;
Bewahr' mich Gott vor ſeiner Lehr'!"

Der Jüngling ſtutzte; er hatte den Spruch, der im Volke umlief, noch nicht gehört.

„Denkt Ihr von Eurem Eislebener Landsmann ſo ſchlecht? Er iſt eines Bergmannes Sohn. Und was wißt Ihr denn von ſeiner Lehre?"

„Wenn er der rechte Hüttenreiter wär', der auf dem Schurzfell in den Schacht fährt, — haha!"

„Er arbeitet im Weinberg des Herrn," eiferte der junge Graf, „er gräbt und schürft, schachtet und wurft nach dem verborgenen, versteckten Schatz, nach dem verloren gegangenen Wort Gottes!"

„Daß ihm nur nit die wilden Wasser kommen und es ihm, hat er was 'funden, wieder verschütten!"

Das fiel dem jungen Mann auf die Seele. Er mußte an den Satz von der Unfreiheit des Willens denken, an die Lehre von der Erbsünde, die Luther mit Sanct Auguſtin theilte, an das Schickſal, an den Fatalismus ſeines Hauſes, den er Scheu gehabt, ſich vom großen Doctor erklären zu laſſen.

Der Hauer fuhr fort: „Wenn der Wittenberger Auguſtiner als eines Bergmanns Sohn ſein Handwerk verſtünd', ſo würd' er uns nit die Heiligen nehmen!"

„Er nimmt ſie Euch, weil ſie Jeſum Chriſtum verdrängten!"

„Jeſum Chriſtum?" fragte der Hauer.

„Den Sohn Gottes, der uns das Heil gebracht, das Evangelium, die frohe Botſchaft, die neue Gotteslehre verkündigt."

Der Hauer ſagte: „Was er uns gelehrt und gepredigt, das verſtehen wir gemeinen Leute nit; das überlaſſen wir den hochwürdigen gelehrten Herren. Mag

auch wohl ſtrittig genug ſein. Wir Bergleute, die wir in den Schacht fahren, bedürfen der Gnade von oben, auf daß uns die böſen Geiſter in der Tiefe nit überſtürzen. Ein Bergmann übergiebt ſich im Gebet der Mutter Gottes."

„Warum nicht Jeſu Chriſto?"

„Jeſus Chriſtus iſt der Weltrichter, vor dem iſt kein Erbarmen. Wir bedürfen der Gnade und die Gnade iſt nit Männergeſchäft, iſt Sache der Frauen, Unſerer lieben Frau."

„Aber Gott iſt nicht blos der Gott des Zornes!" rief der junge Graf, „Gott iſt Alles, hat Macht über Alles, kann alſo auch die Gnade üben!"

„Gott Vater?" meinte der Hauer. „Ei, der hat mehr zu thun, der hat ein großes weitläufiges Geſchäft im Himmelreich, im ganzen allweiten Weltall hat er zu ſchaffen allerwegen, bald hier auf dieſem, bald dort auf jenem Stern. Der hatte ja auch kaum Zeit und Muße, ſich zu Bethlehem um das arme Würmlein in der Krippe zu kümmern. Wenn der heilige Joſeph nit geweſen wär', das Chriſtkind wär' ſchier verhungert und verſchmacht't. Sollt' ich mich nit an das Herz der Mutter Maria werfen dürfen, ſo würd' ich mich der Gunſt des heiligen Nährvaters Joſeph ergeben, der hat das Gotteskind gepugget, gewiegt, geatzt und gefüttert. Der Luther aber, der nimmt uns ja alle Heiligen!"

„O mein Gott!“ ſeufzte der junge Graf. Sein Gedankengang war nicht ganz feſt und fertig; ſonſt hätt' er ausrufen können: Ach, wie tief ſteckt die Vielgötterei im Volk! Iſt Rom mächtiger als Wittenberg?

Er verſank mit ſeinen Gedanken trübſelig in Ohnmacht. Er ſchritt an der Seite des Hauers weiter am Saum des Berges, ſtand ſtill und blickte rathlos in die Ferne. Eine ruhige Größe, eine feierliche Erhabenheit lag unantaſtbar rings um die hohe Kuppe, faſt ein ſchreiend Gegentheil, wo nicht ein Spott auf den Wirrwar im menſchlichen Gehirn, wo doch das Höchſte herrſchen und thronen ſollte: der Gedanke Gottes.

Die Kemenate lag abgeſondert vom Palas, der Wohnung der Männer. Graf Günther mußte dort die Räumlichkeiten zur Behauſung ſeines Schützlings beſichtigen, auch die Wünſchin, die Zigeunerin, ſprechen, welche in den Frauengemächern die Bedienung zu leiſten hatte. Daß ſie eine Zigeunerin, ſagte man ihr blos nach, ihr Name war Frau Wunſch, daher man ſie die Wünſchin nannte. Sie war aus Schwaben gebürtig, hatte bei den Käſebrödlern im Bauernkriege unter dem armen Konrad zur Zeit des wilden Herzogs Ulrich gedient, vielleicht eine Fahne getragen mit Brod und Käſe als den beiden heiligſten, unentbehrlichſten Eſſenzen im Bedürfniß des armen Volkes. Sie war auf beiden

Augen blind, an einem ihrer Füße lahm; sie gehörte mithin zu dem Lazareth auf dem Kiffhäuser Berge; ob auch zum Narrenkotter, mußte der Graf erst in Erfahrung bringen. Der Hauer, mitunter boshaft, war nicht gut Freund mit ihr, wie es schien; er meinte in der That, sie gehöre mehr auf den Blocxberg. Des Vertrauens der Schwester Ignota konnte sie sich rühmen; hatte diese sie doch die Hüterin ihres Schatzes genannt, der in einer Truhe verborgen, unter der Aufschrift: Hier liegt die Seele der armen Begine!

Der Hauer führte den Grafen vom Palas zur Kemenate durch einen unterirdischen Gang, den die Begine gern durchwanderte bis in ihre letzten Lebenstage; sie hatte ihn gut und wegsam im Stande erhalten. Es war der geheime Gang gewesen, auf welchem sie den Schatz ihres Lebens, das Herz ihres Prinzen, des Grafen Günther von Schwarzburg, entdeckt hatte.

Die Gemächer, in welchen Ignota gehaust, waren wohnlich; ein gewölbter Saal mit Kamin und Ofen führte in das „Kiffchen" der Wünschin, wie der Hauer deren Zimmer genannt. Sie schrie hell auf, als der Graf ihr die Meldung machte, ihre bisherige Herrin sei gestorben, zu Erfurt bestattet. Sie fuhr aus ihrem Lehnsessel kerzengerad in die Höhe, brach aber eben so rasch zusammen im Schmerz ihrer Gebrechlichkeit. „Also nit hier," rief sie, „nit hier, wo sie Glück und Un-

glück, Segen und Fluch, Jubel und Elend erlebt hat, gelitten und geduldet wie kein Chriſt am Kreuze! Hier hat ſie ihn nit finden ſollen, den Frieden, nach dem ſie ſich geſehnt!“

Der Graf wollte ihr nicht ſagen, daß ſie den Frieden in Abrahams Schooß, auf dem Kirchhof der Juden, gefunden. Auch verſchwieg er ihr bei der Ankündigung, eine neue Herrin werde hier einziehen, daß es die Enkelin der todten Frau ſei. Ueber den Schatz, den die Wünſchin bewachte, konnte füglich Sephchen Nachfrage halten. — Der Hauer führte den Grafen zum Kaplan.

Die Kapelle zum heiligen Kreuz gehörte auf der öſtlichen Spitze des Berges, über Tilleda hin, zur unteren Burg. Eine ſtarke Mauer umſchloß ſie ſammt dem geräumigen Friedhof; den Eingang, der ſich noch heut' in der Mauer findet, deckte ein feſter runder Thurm, deſſen Grundmauern der Gewalt der Zeiten Trotz geboten.

„Der Kaplan gräbt noch an ſeinem Grabe,“ ſagte der Hauer, als ſie auf dem Kirchhof ſtanden.

„An ſeinem eigenen?“ fragte Graf Günther.

„Es gehört zu den Regeln ſeines ſtrengen Ordens. Täglich gräbt er es von neuem, nachdem ich es Abends verſchüttet.“

In der That ſtieg aus einer offenen Gruft eine

Geſtalt herauf, die ſich von dem Glanz der untergehenden Sonne deutlich abhob. Ueber ſeiner braunen Kutte trug der Karmeliter Mönch ſeinen weißen Ordensmantel. Eine Kapuze von ſchwarzer Glanzleinwand, oben ſteif, in eine Spitze auslaufend, deckte das ganze Geſicht, dergeſtalt, daß nur aus zwei Löchern die Augen hervorlugten; Ohren und Lippen waren ihm für die Außenwelt geſchloſſen.

„Stören wir ihn nit!“ ſagte der Hauer. „Auch würd' er Euch nit hören, nit antworten, wollten wir ihn anreden. Er ſchweigt bei Tag', ſpricht nur bei Nacht. Es gehört das zu ſeinen Gelübden. Der geſchwätzige Tag, ſagt er, iſt weltlich, die Nacht iſt heilig; da erſt öffnen ſich ſeine Lippen.“

Der junge Graf ſtaunte; er zürnte, er murrte über ſolche Umkehr der Dinge wider die Natur. Das ſchien ihm ein Chriſtenthum für die Todten, nicht für die lebendigen Menſchen.

Pater Jodocus hatte ſein Tagewerk beendet. Er ſtach ſein Grabſcheit in die aufgeworfene Erde, trat vom Hügel herunter und ſchritt langſam feierlich der Kapelle zu; die untergehende Sonne warf ſeinen Schatten vor ihm her. Die zwei Männer folgten ihm; der Hauer trat in die Behauſung des Mönchs und hieß den Grafen warten.

Die Einſiedelei lehnte dicht an die Kapelle. Sie beſtand aus mehreren Gemächern und Günther ward in

eines derſelben geführt, das dem Studirzimmer eines Gelehrten glich. Hier empfing der Geiſtliche Diejenigen, die ihn nicht im Beichtſtuhl der Kapelle heimſuchten; auch Eremiten können ſich der Welt nicht ganz entziehen, die heilsbedürftigen Menſchenkinder gehen ihnen nach, ſuchen ſie auf, verfolgen und bedrängen ſie mit ihrem geheimen Herzeleid.

Das Gemach war dämmerig beleuchtet. In der Niſche ſtand ein Geräth, das zugleich Leſepult wie Betſchemel zu ſein ſchien; darüber auf einem Sims gab ein Todtenſchädel, hinter welchem eine Lampe brannte, durch beide Augenhöhlen ſein bläulich mattes Licht. Auf dem Pulte lag ein Buch, kein kirchliches, ein weltliches vielmehr, ein Volksbüchlein vom Kaiſer Friedrich. Graf Günther trat hinzu, ſchlug auf und las in ſchwarzen und rothen Lettern, das mit der Jahreszahl 1519 bedruckte Titelblatt: „Von dem Kayſer Friederich, dem erſt ſeines namens mit einem langen rotten bart, den die Walſen nenten Barbaroſſa.“

Er blätterte, er verlor ſich an den Inhalt des Büchleins. Der Einſiedler hatte alſo doch Theil an dem, was die Menſchenwelt tagüber beſchäftigte, reizte, quälte! Wie er ſich aufrichtete, ſtand der Karmeliter vor ihm. Günther fuhr zurück, wie vor einer Geiſtererſcheinung, einem vom Grabe Zurückgekehrten; ſo geräuſchlos war der Eintritt des ſeltſam heiligen Mannes.

Er ſtarrte ihn an; die Kapuze verhüllte ſein Geſicht, nur die Augen funkelten aus den Höhlen.

„Verzeihung, Hochwürden!“ ſtotterte der junge Mann. „Die Schrift hier lag offen, ich las und ich ſtaune. — Soll es denn nun alſo doch der Barbaroſſa ſein, der im Berge ſitzt und ſchläft, bis ſeine Zeit gekommen?“

„Wenn das Volk es glaubt! — Der Glaube thuts!“ ſagte der Mönch. Seine Stimme klang aus der Verhüllung hohl und dumpf wie aus einem Grabe; aber Günther faßte Muth; es war doch wohl ein Gelehrter, ein Thümler, ein Weiſer, auch für weltliches, menſchliches Alterthum, nicht ein Schattenmenſch, der blos nach heiligen Knochen gräbt und wühlt. Er ſagte: „Die alte Sage hat bislang dem zweiten Hohenſtaufiſchen Friedrich gegolten, dem auch vielfach von der Kirche gebannten Kaiſer, deſſen Tod der Sohn Manfred verheimlichte, um das Volk wach zu erhalten im Vertrauen zur Sache ſeines Vaters. Iſt's denn nun der erſte Friedrich, der Barbaroſſa?“

Der Eremit ſtand im Winkel des Zimmers und ſprach wie ein Orakel aus der nächtlichen Dämmerung: „Des Glaubens Gegenſtände wechſeln. Es genügt, bleibt nur der Glaube, und es kommt darauf an, ihn dem Volk zu deuten.“

Günther lauſchte athemlos.

„Iſt es doch früher noch ein Karolinger geweſen, von dem die Sage ging, er ſei vor dem Unbill der Welt in eine Höhle geſtiegen, bis ſeine Zeit gekommen. Das Volk will ſeine Heiligen, ſeine Helden. Wir müßten ſie ihm erfinden, hätten wir ſie nicht. Was an ihnen thatſächlich, gilt nicht ſo viel, als was daran die Deutung. Nichts iſt, Alles bedeutet. Oft iſt ſogar die Unſicherheit, die Nichtigkeit der Thatſache wichtiger als das factiſch Nachweisbare. Der Geiſt und der Glaube ſind ſchöpferiſch aus ſich ſelbſt, nach innerem Bedürfen.“

„Hochwürdiger Herr,“ ſagte der junge Mann, „Ihr waret im Morgenlande —“

„Der heilige Antonius, der Erzvater aller Einſiedler, iſt mein Patron. Ich ſuchte ſein Grab in der Thebaiſchen Wüſte und fand es nicht. Und darin liegt ja eben der Sinn eines heiligen Geheimniſſes; nicht daß wir finden, nein, daß wir ſuchen, iſt für die Menſchheit Zweck und Ziel. Ich ſuchte das Grab meines Heiligen und fand es nicht. Warum? Er ſelber, Sanct Antonius hat nicht gewollt, daß jemand den Ort wiſſe, wo er würde beſtattet ſein. Der heidniſche Mumiendienſt im Lande Aegypten war ihm ein Gräuel; deshalb verbot er zu verkünden, wo einſt ſein Grab.“

Der Jüngling athmete hoch auf. „Das war groß, groß gedacht vom heiligen Antonius!“ rief er laut in

ſeiner Aufwallung. „Die Aegypter trieben Götzendienſt mit balſamirten Leichen. Gelobt ſei Jeſus der Chriſt! Der heilige Antonius wollte keinen Todtendienſt, keine Wunder, kein Fabeln!“

Der Mönch ſtutzte. Er ſchien den Ausbruch des jungen Ritters überhört zu haben; er ſchwieg eine ganze Weile, dann ging er doch darauf ein. „Mein Orden verpflichtet mich zum Todtendienſt,“ ſagte er ſtreng, dumpf und hohl. „Wunder ſind allezeit möglich, ſteigen ſie auf aus heiligem Glauben. Und an der Fabel, am Gleichniß, am Symbol gilt der Sinn und die heilige Bedeutung. Junger Mann, Du biſt in der Irre.“

Der Jüngling aber hatte Muth gefaßt und gab ſeiner Hoffnung, ſeiner Zuverſicht offenen Ausdruck. „Hochwürdiger!“ ſagte er und griff nach des Prieſters Hand. „Setzet Ihr Alles in den Glauben, ſo haltet Ihr's ja faſt wie der Wittenberger Auguſtiner, Martin Luther, der da auch lehrt: Der Glaube thut's!“

„Doch nicht um die Welt zu verwirren, blutigen Streit zu entzünden! Wohl hat auch Chriſtus der Welt ein Schwert gebracht, doch nur das Schwert der Rede; der Wittenberger bringt aber Feuer und Schwert, zertrümmert die Kirche Gottes, verwüſtet die Welt und die Schrecken des Gerichts werden über die Völker hereinbrechen! Daß Kirche und Welt einer Neugeſtalt be-

dürfen, das ſteht vielleicht im Buche des Schickſals, — wann aber die Zeit kommen wird —"

„Hochwürdiger!" unterbrach ihn der Jüngling, „Euer Orden iſt ſehr ſtreng?"

„Ich bin vom Orden Unſrer lieben Frauen vom Berge Karmel."

„Und Unſere Liebe Frau, die Jungfrau Maria iſt mild und gut!"

„Mein Orden nennt ſich nach ihr, obſchon er älter iſt als das Chriſtenthum."

„Aelter als die Lehre Chriſti?"

„Selbſt Pythagoras und die Druiden Galliens gehörten zu meinem Orden ſammt allen Männern und Frauen des alten und des neuen Teſtamentes; der Prophet Elias iſt ſein Stifter."

„Der Prophet des alten Bundes!" rief Günther jubelnd, trat an den Karmeliter heran und legte beide Arme um deſſen Nacken. „Gelobt ſei Jeſus Chriſt! Hochwürdiger Herr, dann ſeid Ihr mein Mann, dann haſſet Ihr nicht, verfluchet nicht den Samen Abrahams, dann werdet Ihr ein Kind vom Volke Iſrael taufen, herrichten zum guten Menſchenglauben. Ihr verdammt nicht die Juden?"

Er lag an der Bruſt des Karmeliters und ſchluchzte laut vor Freude.

Der Mönch legte ſeine Hand auf des Jünglings Stirn

und ſprach: „Wer fluchet, kann nicht ſegnen, gelobt ſei der Gott der Liebe! Mein Orden gebietet mir Weltentfremdung, nicht Weltverfluchung. Du ſollſt Dich ſelbſt verleugnen! iſt ſein Hauptgebot, und ſeine Satzungen reichen weit über alle Menſchenkinder, Alles was vom Ebenbild Gottes eine Spur an ſich trägt, gehört zu Gottes Reich; geheiliget werde ſein Name!“

Mit der Stille im Gemach lag eine Weihe über den beiden Männern, die ſich feſt umſchlungen hielten, nicht wiſſend, wie ſie ſich angehörten, aber einig, wie es ſchien, einig im Glauben an die Weltregierung eines guten Geiſtes.

Günther theilte dem Karmeliter ſein Vorhaben mit, eine Tochter vom Volk Iſraels ihm zur Taufe, zur Lehre vom Chriſtenthum anzuvertrauen.

Die Männer ſchieden, als die Nacht anbrach. Graf Günther ſtieg vom Kifſhäuſer Berg hinunter. Im Blockhauſe war Alles ſtill, Sephchen ſchlief auf der Tragbahre, die ihr die Knechte geflochten. Der Jüngling hielt Wache, und mit dem Anbruch des jungen Tages wollte er vor Sephchen treten und ſprechen: „Meine Lippen haben Euch entehrt, beſchimpft, wie Ihr ſagtet. Ihr wolltet kein Geſtändniß der Reue, keine Bitte um Verzeihung. Wohlan! Ich hab' kein Anrecht an Euch, ich vollziehe an Euch nur die Pflicht Eures ritterlichen Schutzherrn.“

Viertes Capitel.

Der Doctor und der Meiſter.

Meiſter Jakob war auf der Wartburg Luthers Wandnachbar geworden.

An das Lutherzimmer ſtößt eine Reihe von Gemächern, heutzutage die Reformationszimmer genannt, weil man ſie mit Gemälden aus des großen Reformators Leben ſchmückte. In dem letzten dieſer Gemächer hatte man den Meiſter untergebracht; er wohnte mithin Wand an Wand mit dem Doctor. Eine Thür verbindet die beiden Stuben nicht. Wollte Luther den in der ſtürmiſchen Nacht geretteten und ſeitdem kranken Meiſter Jakob heimſuchen, ſo mußte er ſein Stübchen verlaſſen und einen langen, mit Wappen und Waffen behangenen, bretternen Gang hinunterſchreiten, um in die Reihe der gedachten Gemächer zu gelangen. Mit Anbruch der Dunkelheit war es ihm jedoch verboten, ſein Zimmer zu verlaſſen, und dann waren die beiden Männer, die ſich nicht blos im Geiſte, ſondern auch örtlich ſo nahe ſtanden, nur durch die Mauer getrennt, dieſelbe Wand, welche der berüchtigte Tintenfleck ziert.

Des Alten Kräfte waren erſchöpft, er blieb leidend, er mußte das Bett hüten. Was ihn niederhielt, war nicht blos das Gefühl der eignen Schwäche; auch die

Unſicherheit über Sephchens Geſchick zu Erfurt bedrückte ihn. Luther hatte an Spalatin, an Johann Lange Briefe zu beantworten, die ihm Meiſter Jakob überbracht; mithin konnte er beide Freunde auffordern, über deſſen Tochter, ihre Rettung aus den Händen des Ketzeramtes, ihre Flucht mit Hülfe des ehrenwerthen Schwarzburger Grafen Bericht zu erſtatten. Der Alte erfuhr, daß Sephchen im Kifhäuſer Burgfrieden Schutz und Unterkunft gefunden, in der Pflege einer alten Dienerin, in der Seelſorge des Kaplans ſei, der als Mitglied eines Ordens, deſſen Stifter der Prophet Elias, ihre junge Seele wohl nicht unter der Bedingung, das Volk Iſrael zu verfluchen, zur Chriſtin machen werde. In Meiſter Jakobs Sanftmuth und Ergebung lag allerdings etwas von jenem morgenländiſchen Fatalismus, der ſich ſagt, was geſchieht, geſchieht als Nothwendigkeit, alſo nicht ohne eines weiſen Gottes Fügung. Luther kam zu wiederholten Malen täglich zu ihm, er ſaß ſtundenlang an ſeinem Lager. Eigentlich war Meiſter Jakob der Medicus, der gekommen war ihm Arzeneien, namentlich von Spalatin die Pillen zu bringen, die ihm ſein heißes, dickes Blut ſänftigen und kühlen ſollten. Jetzt ward er es, der den kranken Mann, ſeinen Pſalmiſten, pflegte, ihm zu Handen war, ihm Erquickungen brachte. Ritter Hans von Berlepſch war juſt in der nächſten Zeit viel abweſend und die edle Burgfrau Katharina

hatte „den Schauplatz ihrer ſtillen Bekehrung," wie ſie die Wartburg nannte, auf lange hin verlaſſen; ſie weilte bei ihrer Familie in Franken. Um ſo mehr war nun Luther bemüht, für ſeinen Patienten zu ſorgen, ihn zu atzen, zu füttern. Da war freilich bei einem Menſchenkinde, das von eitel Milch und Pflanzen lebte, nicht viel zu thun. Mit einem Schluck tüchtigen Rebenſaftes war ihm nicht aufzuhelfen; Wein und Fleiſch verſchmähte dieſer alte Sohn des Orients; kaum daß Luther ſein Frühmahl, Warmbier, mit Ingwer gewürzt, mit ihm theilen konnte. Pflanzenfreſſer, meinte Luther, mögen zäh und lange genug leben, aber robuſt und reſolut ſind ſie nimmer!

Ihr erſtes Begegnen am hellen Tage nach der Rettungsnacht war ſeltſam genug geweſen. „Halloh, mein Erfurter Bartſcheer!" ſtieß Luther mit lautem Gelächter hervor, als er den Mann erkannte und erfuhr, mit wem er es zu thun. „Halb raſirt, hab' ich ihn in der hohen Lilie zu Erfurt ſchier zum Tempel hinausgeworfen mit dem Scheltwort: Wiedertäufer! Anabaptiſte!" Jetzt freilich ſchämte er ſich ſeines Jähzorns; und das Thema der Wiedertaufe, der Taufe Erwachſener, war allen Ernſtes für beide Männer wiederholt ein Gegenſtand des Nachdenkens. Zu raſiren gab es auf der Wartburg an Beiden nichts. Luther ſcherzte gern über ſein vollbärtig Angeſicht, das ihm als Junker

Görg gezieme; er meinte, er säh' schier aus wie Herzog Georg von Sachsen der Bärtige und Bärbeißige; aber Meister Jakob werde auch gut thun, hier in der „Wildniß des Herrn" auf seinen mägerlichen, fleischlosen und blutleeren Wangen die Stoppeln wachsen lassen. Des Doctors Humor war allezeit erfrischend, auch für Die, welche mit ihm verkehrten; aber der Meister blieb wehleidig und körperlich schwach. Am Tage schlief er oft, und war dann wach die ganze Nacht hindurch. Da durften sie nicht zu einander, und die Mauer, die sie trennte, war dick; aber sie klopften an die Wand, um von einander zu erfahren, und erfanden sich nach und nach eine Lautsprache mit den Fäusten, da ihr Zuruf unverstanden blieb. Sie fingerten rhythmisch in Frage und Antwort. Kurzlang, in jambischem Maße, hieß der Faustschlag an der Wand: „Wie geht's?" Trochäisch ertönte dann die Antwort: „Leidlich!" Ein starker Doppelschlag gab die Kunde: „Gut, gut!" Luther sang oft des Nachts, jedenfalls sein Morgen- und sein Abendlied, am liebsten am offenen Fenster, unter dem sternlichten Himmel. Dann lauschte Meister Jakob und antwortete mit schwacher Stimme seinerseits, raffte sich auch wohl auf vom Lager, schlich an's Fenster, öffnete und correspondirte, so weit es ging, mit des Doctors gottvoll kernigem Baß, der bald grollend anschwoll, bald so herzlich gern sich weich und warm erging. Es

waren dann wieder Pſalmen, die ſie ſich zuſangen wie in der erſten Nacht, und ſie ſangen ſich des Nachts zu, was ſie, Jeder für ſich, tagesüber deutſch dem Urtexte des heiligen Liederſchatzes abgewonnen. Die großen Gebete der Propheten des alten Volkes ſeinem eigenen Volke zu geben, war ja Luthers gute Abſicht, und Meiſter Jakobs Miſſion war ja eben, ihm das Material dazu herzurichten, ihm Handlangerdienſte zu leiſten. So nannte der beſcheidene Meiſter ſein hülfreiches Thun; Luther aber war alsbald tief erfüllt von Hochachtung für ſeinen hochgelahrten greiſen Hebräer, der ſich anſpruchlos und ſtill lächelnd dazu hergab, ſein ſprachlicher Famulus zu ſein. Was Luther in jener erſten Nacht geſungen, war ein Klagelied Moſe, des Mannes Gottes, und Meiſter Jakobs Gegenſtrophe aus den Troſtliedern König Davids, vorzuſingen zum Saitenſpiel. Am Saitenſpiel fehlte es nun nicht mehr in der Lutherſtube, auch nicht an der Flöte, Dank der Fürſorge des gnädigen Kurfürſten Friedrich und ſeines werthen Kanzlers.

Eines Morgens in der Frühe fand Luther den Alten halbaufrecht auf dem Lager — ein vorgerückter Seſſel leiſtete den Dienſt eines Schreibpultes — eifrig mit Feder und Stift beſchäftigt. Luther war ein Frühauf; mit dem erſten Morgenſtrahl begann ſein Werkeln und Schaffern, ſeinem Lieblingsſpruch gemäß: „Raſt'

ich, ſo roſt' ich." Der Meiſter aber hatte die Nacht über geſchrieben. Der Doctor brachte ihm den Schluck Warmbier mit Inbiß, und deſſen zum Dank machte ihm ſein Partner auf einem Bogen Papier ein Gegengeſchenk mit der Aufſchrift:

„Ein Pſalm Bruder Martins, zu ſingen auf der Wartburg."

Luther erſchrak in freudigem Erſtaunen.

„O mein Gott!" rief er, „das könnt' ja Moſes geſungen ha'n, als er ſein Volk durch die Wüſte führte!"

„Ihr ſeid ein Moſes!" betheuerte der Meiſter, „Ihr ſeid ſtark im Gebet wie der Alte, der in der Schlacht aufwärts zum Himmel die Hände hob, bis ſein Volk den Sieg errang."

„O könnt' ich's!" rief Luther ſchmerzlich bewegt. „Ich möcht' es ſchon, möcht' ſo beten und zum Himmel aufſchreien, und weiß, mein arm deutſch Volk trägt Bürgſchaft in ſich, die Freiheit ſeines Herzens durchzuſetzen und müßt' es drüber ſchier zuſammenbrechen. Aber ich ein Moſes! Guter Meiſter, es könnt' ſchon um deswillen ſein, daß ich hier droben auf dem Berge ſitzen bliebe und dürft' blos hineinſchauen in's gelobte Land. Und doch möcht' ich gern hinunter, möchte —"

Er ſchwieg und der Alte ſetzte hinzu: „Möchtet dem armen Volk die goldenen Kälber zerſchlagen, zu dem es betet!"

„Ach ich Wurm vor dem Herrn!“ ſeufzte Luther. „Ich unleidig, unwürdig Werkzeug, das Gott vielleicht verwirft und zerbricht im halben Thun!“

Er legte die Hand auf Meiſter Jakobs Bruſt und bückte ſich tief zu ihm hernieder. Der Alte drückte die Lippen auf des Doctors Stirn, ſtreichelte ſein Haupt und ſprach:

„Und hättet Ihr der lieben Chriſtenheit auch nur über Kreuzzüge und Scheiterhaufen hinweggeholfen, ſie erlöſet von Götzendienſt und Wunderſucht: Ihr hättet genug gewirkt auf ewig!“

„Wie König David laſſet Ihr mich beten, und ich bin ja nit werth, dem heiligen Sänger den Riemen ſeiner Schuhe zu löſen!“

„War auch ein Sünder vor dem Herrn!“ tröſtete liebreich der Alte. „Uriasbrief und Bathſeba ſind deß Zeugen. Groß nur iſt die Creatur, wenn ſie auf Augenblicke ſich zu Gott erhebt. Und was ſoll's mit König David! Ob die einundſiebzig Pſalmen, die man ihm zuſchreibt, wahrhaftig von ihm ſind oder von Solchen, die in ſeiner Weiſe ſangen, bleibt ſich ja wohl ganz gleich. Vieles davon mag eher ein Sang aus der Makkabäerzeit ſein, denn da ging es den Leuten an die Gurgel, und in der Noth, da kennt man kein Gebot, ſchreit aber auf zu Zebaoth!“

„Reimst ja, Alter!“ schmunzelte Luther und streichelte ihm die Wange.

„Müsset nur nit blos Klagelieder singen!“ eiferte der Meister. „Nein, auch lobsingen müsset Ihr dem Herrn, der Euch tüchtig machet zum Erbtheil der Heiligen im Licht.“

„Wir arm Stümpervolk tappen noch gar sehr im Dunkel!“ sagte Luther kleinlaut und verzagt.

Der Alte saß hoch auf im Bette und sang mit heiserer Kehle:

„Es geht ein tiefes Sehnen durch der Völker bangen Sinn.
Wir seufzen unter Thränen: Hüter, ist die Nacht bald hin?“

Luther kniete nieder am Lager und drückte seine Stirn an die Brust Meister Jakobs. „Und das hast Du auch den Büchern Deines Volks entnommen, alter Knabe? Wie lieb und gut!“ —

Beide Männer hatten sich gefunden, waren sich Freunde geworden in tiefster Seele. Und diese Stunden, wo sie einig wurden im Lobe dessen, was Israel geleistet in seinen Psalmen, in seinen hohen Liedern und Gebeten zu Gott, diese Stunden blieben nicht ohne Frucht und Segen. Die Urkunden des alten Testamentes gehören doch wahrlich auch zum Buch der Bücher. O über die Gräuel Roms und der Wälschen! In den Kuppeln ihrer Kirchen malen sie die Propheten des alten Bundes und vor den Thüren peitschen sie die

Kinder Juda's oder laſſen ſie ſackhüpfen zur Beluſtigung des Pöbels im chriſtlichen Faſching! In Farben und in Marmor verklären ſie an den Kirchenwänden Israel und mißhandeln es in ſeinem Fleiſch und Blut. Gräulicher als unter Päpſten war es nicht hergegangen zu Nero's Zeiten, wo die Chriſten, mit Pech überzogen, hell brennen mußten zur größeren Ehre der Götter!

So lauteten Meiſter Jakobs Seufzer und Luther, der an ſeinem Buſen lag, theilte dieſe Klagen Jeremiä über ein verwälſchtes und verfälſchtes Chriſtenthum, das von der Lehre Chriſti alles verleugnet, was ächt menſchlich, rein und wahr. Sie arbeiteten fleißig Tag für Tag, auch Nacht für Nacht an der Verdeutſchung der Pſalme.

Die Poeſie der Juden hat kein bindendes Metrum, ſo wenig wie ihr Glaube ein verpflichtendes Dogma. Das rühmte der Meiſter dem Freunde als einen Vorzug. Ungebunden hat der Jude ſeine Sehnſucht nach der ewigen Urſach aller Dinge ausgeſprochen, ſein Trachten nach dem Frieden in Gott, und ſein Innewerden deſſen, was bleibend iſt mitten im Wandel der Hinfälligkeiten der Welt. Jüdiſche Poeſie ohne Metrum, und jüdiſcher Kirchenglaube ohne Dogma! Auch Jeſus von Nazareth, ſagte Jakob, ſei kein Dogmatiker geweſen, der den Schülern ſeine Lehre als ein abgeſchloſſen feſtes Gut, geſchweige denn als todten Schatz überliefert, und die

Apoſtel vergruben die Lehre nicht, wie der Knecht ſein Talent, um es unverſehrt zu erhalten, ſtatt es anzulegen, damit es wirke, wachſe und wuchere. Chriſti Lehre, ſagte Jakob, gleicht dem Sauerteige, der die Stoffe der Welt durchzieht und durchdringt.

Dagegen hatte Luther nur Eines einzuwenden, ſeine Klage über die Verſtocktheit der Juden, im Nazarener nicht den letzten, Gott liebſten Propheten ihres eigenen Volkes zu ſehen. „Der Gott Israels“, ſagte Luther, „iſt nit eingegangen in's Fleiſch der Welt und in die Menſchenſeele. Darum ſteht er den Juden ſehr hoch, aber auch ſehr fern. Mein Gott iſt bei mir, denn er iſt Menſch worden und hielt und hält Einkehr in armer, lieber Creatur!“

„Doch nit ſo, daß wir ſagen dürften: hier iſt er vollauf, alleinig und ausſchließlich oder gar faßbar im ſinnlichen Dinge!“

Dieſen Einwurf Meiſter Jakobs mußte Luther gelten laſſen, denn er war ja kein Römling; ſtand doch Wittenberg um dieſerhalb wider Rom in Harniſch. Dennoch ſagte er: „Ein Unheil bleibt's immer, Jude zu ſein!“

„Ein Unheil? Bei'm Stand der Menſchen, wie ſie ſind: ja.“

„Und ein Unrecht!“ fuhr Luther fort.

„Sagen wir lieber ein Mißverſtand,“ war Jakobs

Erwiderung. „Und dies Mißverſtändniß hat das falſche Chriſtenthum verſchuldet. Die Gräuel Derer, die ſich Chriſten nennen, ha'n das Judenthum in ſich gefeſtet und verbittert, alſo daß es dafür als Rache heimlich oder offen fortbeſtehen wird, ſo lang Chriſtenthum eine Lüge iſt gegen Chriſti Evangelium und Jeſu Lehre von der Bruderliebe der Menſchen unter einander."

Luther ſeufzte tief und blickte ſchräg zur Seite.

„Ihr könnt Amen dazu ſagen, großer Doctor!" ſagte der Meiſter, der ihn ſanft, aber durchdringend in's Auge faßte.

Luther hätte wohl dazu Amen ſagen können, aber er that es nicht; in ſeinem Innern ſteckte etwas von jenem Trotz der Zähigkeit, die er juſt an den Juden ſchalt und rügte. Er lenkte ſeitab und ſagte nach einer Weile:

„Meiſter Jakob, Ihr ſeid ein Kabbaliſt, ſeid weder Fiſch noch Fleiſch, ein Mittelding zwiſchen Jud' und Chriſt. Ihr habt Euch geſträubt, den Talmud zu verbrennen, weil ſolch Abſud ſpitzfindiger Klügeleien als Document menſchlichen Witzes aufbewahrt zu werden verdiene; aber die Kabbala —"

„War mir eine Brücke vom alten zum neuen Teſtamente," vollendete der Meiſter die Rede des Freundes, der Miene machte ſein Gegner zu ſein.

„Eine Brücke!" wiederholte Luther. „Und auf der

Brücke wollet Ihr ſtehen bleiben? Dann trennt noch immer eine Kluft das Hüben und das Drüben.“

„Eine Kluft, welche die Liebe überflügelt,“ ſagte Jakob freundlich, feſt und ſanft, „die Liebe unter den Brüdern, in der Johannes die Summa des Heils ſieht.“

Luther fühlte ſich wieder bezwungen und gebändigt. Dennoch ſtöhnte er laut auf, als hätt' er noch etwas auf dem Herzen, das felſenfeſt ſaß und ſich ſchwer löſte. Er rieb ſich die Stirn und ſah ärgerlich drein, wie unwirſch, daß er nicht was in Händen hatte, das er zerreiben, widerlegen konnte. Nach einer Weile fuhr er plötzlich drein und ſagte:

„Meiſter Jakob, Ihr glaubt an Gott den Vater, aber nit an Gott den Sohn!“

Jakob zog ſchmerzlich die Lippen zuſammen. Auf ſeiner verwitterten, grauen Stirn lagerte ſich eine Wolke, aber der Ton ſeiner Rede blieb klar und ruhig. Er ſprach:

„Wer das Göttliche im Menſchen entdeckte, wer uns die frohe Kunde brachte von der Kindſchaft der Menſchen zu Gott, wie ſollte Der nit vorzugsweiſe der Sohn Gottes heißen dürfen? Im alten Teſtamente heißen auch die Engel Söhne Gottes.“

„Glaubet Ihr denn an Engel?“ fragte Luthers Argwohn.

„An leibhaftige Engel? Nein. Engel ſind die liebſten Gedanken Gottes.“

„Na, da wär's ja wohl handgreiflich ein Unſinn, ihnen Flügel zu geben?“

„Flügel,“ erwiderte Jakob, „ſind wie alles Symbol nur ein Nothbehelf für den Ausdruck deſſen, was wir meinen. Mit Flügeln erhebt ſich des Menſchen Gedanke zu Gott, dem großen Eins im All, und mit Flügeln ſtattet der Urgeiſt auch ſeine Boten aus, um ſich zu den Kindern der Welt herabzulaſſen. Mangelhaft bleibt Zeichenſprache immer. Und die Gefahr liegt allzeit nahe, Symbol und Sache zu verwechſeln. Guter Doctor, habt Ihr ſelbſten das nit an den Römlingen, den Knechten der äußeren Sinne, gerügt?“

Luther knurrte unverſtändlich; er ſuchte nach einer Handhabe, um ſeinen Mann, ſeinen Ringkämpfer im Geiſt, ſicher faſſen zu können. Endlich brach er hervor: „Chriſtus iſt aber wahrhaftig der Sohn Gottes!“

„Wahrhaftig im Geiſte, nit leibhaftig zu verſtehen,“ war Jakobs Entgegnung.

„Und als eingeborener Sohn Gottes — Gott gleich!“

Jakob ſagte ſtill und verlegen: „Er ſelber nannte ſich des Menſchen Sohn. Und wer ihn zum Gott macht, entzieht ihm ja alle menſchliche Grundlage, worauf ſeine heilige, gottwürdige Lehre und ſein Leben als nachahmenswerthes Vorbild beruht. Als einem Sohn Gottes wär' es ihm ja weder ſchwer, noch ver-

dienſtlich geweſen, der Verſuchung des Böſen zu widerſtehen und unſträflich zu ſein vor — Gott, d. h. vor ſich ſelber! Nein, er war wirklicher Menſch, aber in ſeiner Heiligkeit gleichſam durchleuchtet vom Geiſt, ein Menſch, der am reinen Urquell das Göttliche fand und bethätigte. Nur in der Weiſe, Lieber, iſt er Gottes Sohn, als er uns ein Muſter geweſen, wie wir danach ringen ſollen, Kinder Gottes zu heißen, und vom guten Geiſt durchleuchtet zu ſein."

Der Meiſter ſchwieg, er hatte ſich erſchöpft; er lehnte ſich zurück in die Kiſſen ſeines Lagers und athmete ganz ſtill und leiſe; die Lippen ſtanden halb offen, die Augen ſchloſſen ſich ſanft und ruhig. Luther blickte ihn furchtſam an und faltete die Hände; ihn befiel plötzlich die Angſt, der Meiſter könne Abſchied nehmen für immer. Es war eine Stille im Gemach, als fühlte man den Flügelſchlag eines im Herrn ſeligen Geiſtes, einer Seele, die ſich gern ihrer leiblichen Haft entwinden möchte.

Luther war beeifert, dem Ruhendem mit gutem, belebendem Waſſer die Schläfe einzureiben. Der Meiſter erholte ſich bald, drückte dem Freunde die Hand und ſagte dankbar: „Großer Doctor!"

„Nenn' mich nit ſo, Jakob, nenn' mich Bruder, ich möcht's gern ſein."

Der Meiſter küßte ihm die Hand zum Abſchied

und der Doctor ſeine Stirn. Sie waren wieder verſöhnt trotz „der Kluft zwiſchen Hüben und Drüben. —“

Erſt in ſeinem Zimmer ſtieg in Luthers Seele der Argwohn wieder auf, in Meiſter Jakob ſtecke doch noch ein heimlicher Jude, der nur die Nothtaufe erhalten. Daß er ſein Kind im Judenthum belaſſen, mocht' er nicht gern berühren aus Furcht vor der Erinnerung an die frühere Begegnung. Ihm war, als müßt' er noch ein Mauergewölbe ſprengen, um ſich und ihm Luft zu machen. Die Luft, die er ſelber athmete, war ſchwül. „Vielleicht kriecht er doch noch zu Kreuze!“ Das war der Schlußpunkt ſeines Grübelns für den ganzen Tag, Abends und Nachts. Ein hohes Lied ſang er heute nicht.

Fünftes Capitel.

Sephchen und die Zigeunerin.

Klein-Sephchen war in der Kemenate des Schloſſes auf dem Kiffhäuſer Berge ſicher untergebracht. Auf der von Birkenzweigen geflochtenen Bahre hatten zwei Knechte ſie hinaufgetragen. Am Erfurter Thore war ſie abgeſtiegen und zu Fuß über den Hof durch die Rüſtkammer am Palas vorbei bis zum Eingang in die Frauengemächer gelangt. Die Landsknechte hatten ſalutirt,

Graf Günther war ihr vorangeſchritten; an der Pforte ſtand der Hauer und eine Magd zur Bedienung, das Gefolge des Grafen hatte ihr das Geleit gegeben. Es war Alles angeordnet, ſie hier, ſoweit es die Verhältniſſe der in Verfall gerathenen Räumlichkeiten geſtatteten, als eine ritterliche Dame zu empfangen, als eine Schutzverwandte des hohen Hauſes Schwarzburg zu ehren.

In dem gewölbten Zimmer, das die Großmutter ſo lange Jahre als Schweſter Ignota bewohnt, ſtanden Günther und Sephchen, Abſchied zu nehmen. Wie weit ſie als Blutsverwandte hierhergehöre, ſollte verſchwiegen bleiben; das hatte der Graf ſchon unten im Blockhauſe ſeinem Schützling empfohlen. Er wiederholte dieſen Wunſch, ſtand aber noch immer zögernd und zaghaft; er hatte noch eine Bitte auf dem Herzen. Was er tief innen im Herzen fühlte, darauf lag ein Bann. Ihrer Berührung auf dem Ritt unterwegs konnte nicht gedacht werden; es erſparte Beiden ein Erröthen, dem jungen Schützling das Roth des Zornes, dem jungen Ritter ein Gefühl des Unrechts, das er begangen, das Roth der Scham. Daß ſeine Lippen die ihrigen berührt, hatte ſie als Entehrung, als Beſchimpfung erklärt, da ſie nicht die Hörige, die Leibeigne ſei, und weil des Schutzes bedürftig, jeder Willkür, jeder Gewalt preisgegeben. Sie fühlten Beide, daß zwiſchen ihnen eine Scheidewand aufgerichtet war, über die ſie ſich nicht einmal die Hände

reichen durften. Dennoch ſtanden ſie lange ſchweigend vor einander; was zwiſchen ihnen lag, war doch uneingeſtanden das Geheimniß ihrer Zugehörigkeit. Graf Günther blickte Sephchen offen und feſt in's Angeſicht; ihre Augenlider blieben geſchloſſen, ſie wagte nicht zu ihm aufzuſchauen. Unter der weißen Binde, die ihre Stirn noch umſchlang, leuchtete der Olivenglanz des Morgenlandes; ihre Lippen blieben zuſammengepreßt, ihre Wimpern geſenkt. Der Jüngling ſuchte nach dem rechten Wort des Abſchieds. Sein Ritterdienſt ſei zu Ende, ſagte er, er gebe ſie jetzt in die Hand eines geiſtlichen Ritters, ihres Seelſorgers. Der Kaplan, der Erzprieſter in der Kapelle zum heiligen Kreuz, gehöre einem Orden an, der die Hochhaltung der Propheten des alten Bundes zu ſeinen Satzungen und Gelübden zähle. Mithin werde ſie ſicher ſein vor dem Fanatismus der Dominicaner. Ihre innere Freiheit ſei ihm verbürgt, für ihren Schutz werde er ſeinerſeits auch von fern ſorgen.

Sephchens Herz klopfte ſtürmiſch, aber ſie bezwang ſich und blieb ſtumm und ſtarr. „Als Euer Schirmvogt, als Euer Schutzherr, der ich bleibe," ſagte der junge Ritter, „darf ich mir wohl das Recht zuſprechen, von Euch zu erfahren, was mit Euch geſchieht. Mein reitender Bote ſoll täglich bereit ſein, mir eine Meldung von Euch zu bringen. Wollt Ihr täglich ſchreiben, Alles und Jedes? Mir das geloben, Joſepha?"

Sie gelobte es nicht mit Worten; ſie kreuzte beide Arme über ihrer Bruſt und ſenkte das Haupt. Kein Laut kam über ihre Lippen, kein Strahl des Blicks aus ihren Augen. So ſchieden Beide, die Herzen von den Banden gefeſſelt, die ſie ſich ſelber auferlegt, mit voller Herrſchaft über ſich ſelbſt, aber doch gedrückt von dem Wahn, der ſie trennte. Erſt als der Graf die Thür hinter ſich in's Schloß drückte, ſchlug Sephchen die Blicke nach ihm auf und ſtreckte leidenſchaftlich bewegt die Hände wie zum Abſchied nach ihm aus. Sie hätte ihn zurückrufen, ihn bei ſeinem Namen Günther nennen mögen; aber der Bann, der auf ihr lag, hielt ſie gefangen und ſie ſank weinend in den Seſſel, an deſſen Lehne ſich ihre Hände geklammert.

Wie ſie die Augen aufſchlug, ſtarrte ſie in die Wölbung der Halle. Das Gemach hatte den Anſtrich als hätte es ehedem zu einer Betkapelle gedient, wie denn die Altvordern in ihrer Behauſung das Allerheiligſte ſo gern in nächſter Nähe hatten, damit es, leiblich und örtlich bei der Hand, ihnen auch geiſtig gegenwärtig ſei, während dicht daneben die Barbareien der menſchlichen Leidenſchaften zügellos tobten; ſtand doch ſelbſt in Folterkammern das Kreuz des Erlöſers aufgepflanzt.

Sephchen trat an das eine der beiden Fenſter, welche den Blick in die weite Landſchaft gaben. Eiſerne Gitterſtäbe boten Schutz von außen, behinderten aber von

innen die Flucht. Die hohen gothiſchen Fenſter krönten Roſen von buntem Glas; das milderte den blendenden Schein der hellen Morgenſonne, die von der Seite in's Gemach lugte. Draußen frohlockte der junge Tag in lachender Heiterkeit, die Bäume hatten ſich bräutlich geſchmückt und die Vögel jubelten als gälte es, ohne allen Anlaß, im bloßen Gefühl des Glücks, das Daſein als ein Feſt zu begrüßen. Und drinnen hielten ſich die Menſchenkinder hinter Mauern und Thürmen verſchanzt, um aus Mißverſtand ihr ſelbſtgeſchaffenes Leid zu büßen.

Es war kein Kreuz im Gemach; Sephchen hätte einen gepeinigten, leidenden Chriſtus nicht dulden können in dem Raum, den ſie bewohnen ſollte. Zwiſchen den Fenſtern aber hing am Pfeiler ein Bild, das mit einem ſchwarzen Schleiertuch verhüllt war. Darunter ſtand ein Betpult gleich ſehr zum Knieen wie zum Sitzen hergerichtet. Sephchen ſtieg hinauf, zögerte eine Weile, aber der Argwohn überwand die Scheu; ſie zog die Hülle herunter, und blickte erſchreckt, überraſcht in das Bild. Es war kein geſchundener Märtyrer, auch keine verklärte Heilige; es war das Bild eines jungen blühenden Ritters, blond, lachend, mit hellblauen Augen, Heiterkeit und Trotz gepaart in den Zügen des Geſichts. Sephchen überfiel plötzlich eine namenloſe Angſt, ſie wäre ſchier vom Schemel geglitten. Sie rieb ſich die Stirn; die Sinne ſchwirrten ihr, die Augen des jungen Ritters

hielten ſie feſt, verfolgten ſie, wie ſie ſich wandte und drehte. Mit Gewalt unterdrückte ſie, was in ihrem Kopf aufſteigen wollte, ohne doch klar genug an's Licht der Sonne treten zu können.

Sie machte ſich im Zimmer zu thun, muſterte die Geräthſchaften, ordnete ſie nach eigenem Belieben. Es war aufgeräumt und geſäubert, aber hier und da doch noch manche Spur von der Gepflogenſchaft der Vorgängerin in der Bewohnung des Gemachs zurückgelaſſen. Hier hatte ja Sephchens Großmutter viele Jahre ihres Lebens zugebracht, Glück und Leid in übervollem Maß empfunden, gejubelt und gebüßt, ohne doch den Endabſchluß, eine Ruhe in Gott, den ihr der Judenfriedhof gab, zu finden. Sephchen ſtand nun auf derſelben Scholle, und das Enkelkind ſollte beginnen, womit die Großmutter aufgehört. Das befiel Klein-Sephchen wie ein ſchwerer, banger Traum.

Im Hintergrunde des Gemachs ſtand ein mächtiger Kaminofen, ein Koloß von künſtlicher Bauart, mit allerlei Figuren in den Kacheln geſchmückt. Es war ein Paradeſtück, das ſeinesgleichen ſuchte; die Frauengemächer in der Kemenate der Burgen waren damit verſehen für Sturm und Winterzeit. Hinter dem Inſtrument zur Feuerung in der „Dörnitz" hörten die Steinplatten des Fußbodens auf und wichen einer hölzernen Täfelung. Es klang hohl, wie Sephchen dieſen

Raum betrat. Es war eine Fallthüre, die nach unten führte. Sephchen ſuchte den eiſernen Riegel, der ſie verſchloß, aufzuziehen; es gelang, der Schieber war im Gange, nur die ſchwere Thür vermochte ſie nicht zu heben und zu bewältgen.

Während ſie damit beſchäftigt war, hatte ſie ein wiederholtes Klopfen an der Zimmerthür, die nach außen ging, überhört. Der Hauer ſtreckte jetzt vorſichtig den Kopf herein, der Mann mit den ſchräg blickenden Augen. Er trat ein auf Sephchens Zuruf; er hatte der neuen Herrin eine Botſchaft zu bringen. Sephchen ſtand noch auf den Diehlen der Fallthür, winkte und verlangte nach Aufſchluß. „O in der Hölle hier iſt's auch nit übel, Winters und bei Nacht!“ ſchmunzelte der Alte.

Sephchen kannte ſehr wohl den Volksbrauch, den Platz hinter dem Ofen mit Bank und Bettgeſtell ſo zu bezeichnen, ohne zu wiſſen, daß es nur ein Mißverſtand war, den Namen der altheidniſchen Göttin Frau Holle, der Schaffnerin des häuslichen Behagens, mit der chriſtlichen Hölle zuſammenzuwerfen. Jetzt erſchien es ihr doch widerhaarig, hier in ihrer Hölle zu ſtehen. „Dann iſt auch wohl Euer Fegfeuer nit weit?“ ſagte ſie zu dem Mann mit dem Schurzfell, der ſich lächelnd vor ihr bückte. „Führt die Fallthür in Kellerräume?“ fragte ſie. „Oeffnet!“ herrſchte ſie den Hauer an. Dieſer kniete eilfertig nieder, ſchob den Riegel zurück und

hob die ſchwere Schlagthür. Einige Stufen führten in einen dunklen unterirdiſchen Raum; ein feuchter Erddunſt, wenn nicht Modergeruch, ſtieg aus der Oeffnung. „Bin ich hier eine Gefangene?“ ſagte Sephchen ſtolz und zürnend. „Und iſt dies für mich Euer Burgverließ?“

„Halten zu Gnaden!“ erwiderte der Bergmann unwirſch. „Herrin im Hauſe ſeid Ihr hier wie bislang die hohe Frau Ignota vom Orden der frommen Beginen. Der Gang hier unten ſetzt die Kemenate mit dem Palas in Verbindung, die beide ſonſt getrennt ſind und ſich gegeneinand verſchanzen können wenn ſie wollen.“

„Iſt man hier ſicher vor Ueberfall?“

Der Hauer erwiderte lächelnd, das Herrenſchloß ſei ganz unbewohnt ſeit Menſchengedenken. Auch habe man ja mit dem Schubriegel die Abwehr des Zugangs völlig in der Hand; Frau Ignota ſei den Gang, der auch in's Freie führe, oft gewandert, habe ihn herſtellen und darin aufräumen laſſen, denn er ſei ihr ein Calvariengang geweſen zum Heil ihrer Seele.

„Ein Schmerzensweg in Katakomben!“

Der Hauer ſagte, der Kaplan in der Klauſe habe ihr oft zugeſungen: „Via crucis, via lucis!“

Soviel Latein verſtand Klein-Sephchen. Weg des Kreuzes, Weg des Lichtes? Das ſagte ſie ſich im

Stillen, mußte aber abwarten wie ihr das Kreuz als eine leuchtende Sonne, als ein Stern des Heils aufſteigen werde.

„Weſſen iſt das Bild dort an der Wand?“ fragte ſie den Hauer.

Das ſei, erklärte der Mann, der Gemahl der Frau Ignota in ſeinem weltlichen Ritterſtand, bevor er bei den Dominicanern in Pönitenz ging.

„Was hatte er zu büßen?“

„Die Ketzerei ſeiner Frau; ſie hatte Rückfälle in's Judenthum, ſagten die geiſtlichen Herren.“

Sephchen ward blaß; ſie legte beide Hände über ihr Angeſicht. Dann nahm ſie ſich entſchloſſen zuſammen. Auf ihren Wink, ſie nicht weiter zu behelligen, machte der Hauer noch die Botſchaft, der Kaplan werde ſie nach Untergang der Sonne hier begrüßen. Sephchen erklärte ſeiner gegenwärtig zu ſein; ſie wollte nicht fragen, erfuhr ja auch bald genug, warum der fromme Bruder im Verkehr mit Menſchen das Tageslicht ſcheue. Memento mori! Gedenke des Todes! war das einzige Wort, das er ſprach, bis die Dämmerung ſein Gelübde des Schweigens beendete. Der Orden der Trappiſten war kaum ſo ſtreng wie Bruder Jodocus im Gebrauch der Zunge. Zur Stiftung eines neuen Ordens, einer Maria-Troſt-Brüderſchaft vom Berge Karmel, erwartete er von Rom das Breve. Die Karmeliter der alten

Obſervanz hießen auch Scapulierbrüder, weil ſie im B.ſitz des geheiligten Leibrocks der Jungfrau Maria waren, in welchen ſich der Sterbende, wenn er eingeweiht, hüllen durfte, um vom Fegfeuer befreit zu ſein.

Als der Hauer ſie verlaſſen, begann Sephchen von neuem zu ſuchen, zu ſchaftern, ſich in ihren Räumlichkeiten zurechtzufinden. An die gewölbte Halle ſtieß ein kleineres Gemach. Es war ihr Schlafzimmer, beſtens hergerichtet, neu geordnet wie es ſchien. Eine Thür darin führte weiter. Sephchen zögerte, ſie zu öffnen, obſchon ſie doch gut daran that, den ganzen Umfang ihrer Behauſung kennen zu lernen. Sie legte die Hand bereits auf den Drücker, da erſcholl aus dem Innern des Gemachs hinter der Pforte ein durchdringender Schmerzensruf. „Jeſus Maria! Todt?“ ſchrie es mit heiſerer Stimme. Sephchen öffnete und blickte in das „Kiffchen“, wie der Hauer das Wohngemach der alten Zigeunerin, der Wünſchin, nannte. Die Alte ſaß auf ihrem Rollſtuhl, wollte aufſpringen, während ihre Füße ſie nicht aufrecht erhielten, ſank zurück, ſchlug mit den Armen um ſich und drückte die Hände vor die erblindeten Augen, als müßte ſie ſich zwiefach wehren, ihr Unglück zu ſchauen.

Der Hauer ſtand neben ihr. Er war von der andern Seite in's Gemach der Frau getreten und hatte ihr die Kunde gebracht vom Ableben ihrer alten Herrin,

und daß eine neue, junge Herrſchaft bereits eingezogen. „Meine Donna todt!“ rief die Alte, „fern von hier? Ich hab' ihr nit die Augen zudrücken können! Mein Fuß iſt lahm, um an ihr Grab wallfahrten zu gehen und meine vertrockneten Augen haben kein Naß mehr, ſie zu beweinen!“

Es war die alte Dienerin, deren die Großmutter noch in letzter Stunde gedacht, die treue Gefährtin, die Glück und Unheil mit ihr durchlebte und um den vergrabenen Schatz wußte, der die Inſchrift trug: Hier ruht die Seele der armen Begine!

Der Hauer flüſterte der Alten zu, die neue Donna ſtehe vor ihr.

„Donna?“ wiederholte Sephchen fragend.

„Iſt lang in Hiſpanien geweſt,“ erläuterte der Mann, „hat die alte Herrin immer auch ſo genannt, Landesſitte in Hiſpanien, man gewöhnt's.“

„Ich kann Euch nit ſehen, junge Donna!“ rief die Wünſchin, „nur noch einen Schimmer hab' ich im Augenwinkel, aber laſſet mich Euch faſſen, halten!“

Sie tappte nach Sephchens Hand, ſie zu küſſen. „Die alte Herrin war gut, war gut,“ ſchluchzte die Frau.

Sephchen durfte ihr nicht ſagen, daß deren Enkelkind ihr auch keine ſchlechte Herrin ſein wolle. Sie gab der Frau die Hand und ſagte, ſie wollten Beide gut Freund ſein.

Der Hauer grinſ'te lauſchend drein; als Bergmann ſchien er wie ein Maulwurf überall gern aufzuſchürfen von unterwärts. Sephchens befehlender Blick wies ihn zur Thür und er verſtand den Wink, das Gemach verlaſſend.

„Mag den Menſchen nit!“ ſagte Sephchen. „Iſt allzugeſchäftig und drängt ſich ein. Er denkt wohl eben ſo ſchräg, wie ſein ſchielend Auge blickt?“

„Es hat was, aber es ſteckt doch nit drinnen,“ ſagte die Zigeunerin. „Wann Eins ſo dächt', wie es juſt ſchaut, hätt' ich ja gar nichts mehr im Gehirn denn mein Augenlicht iſt erloſchen.“

Sephchen legte ihr die Hand auf die Stirn und ſtreichelte ihr die langen, ſtarren, weißen Strähnen ihres Haars; das turbanartige Kopftuch war zu Boden gefallen. In's Antlitz mochte ſie die Frau nicht gern blicken, das war entſtellt und verwüſtet, als hätten Schmerz, Unglück, Furcht und Gram ein halb Jahrhundert lang und drüber darin ihre Spuren zurückgelaſſen. „Alte, laß uns gut ſein mit einander!“ bat Sephchen, „es iſt hier nit geheuer, und ich hab' niemand, dem ich traue.“

„Jeſ' Maria!“ flüſterte die Alte und ſchreckte auf. Sie wiederholte den Ausruf und blickte ſcheu links und rechts zur Seite, als könnte ſie ſehen ob jemand lauſche.

„Biſt ja recht freigebig, Alte, mit Deinem frommen Spruch!“ forſchte Sephchen; ſie mochte denken: An ihren Flüchen und an ihren Seufzern erkennt man die Chriſtenmenſchen! Laut fuhr ſie fort: „Sie ſagen ja, Du wärſt 'ne Zigeunerin und Leute dieſes Volks rufen doch nimmer zum Herrn Jeſus und ſeiner Mutter! Wie?“

„Nu, nu!“ kicherte und hüſtelte die Alte. Dann ſang ſie mit krächzender Stimme:

„Oſterwaſſer ſchöpf' ich,
An Chriſti Blut glaub' ich;
Dieſes Waſſer und Chriſti Blut
Iſt für 77erlei Fieber gut.“

„Laß die Narretheien, Alte!“ zürnte Sephchen, fügte dann aber ſanft hinzu: „Daß Du Deiner vorigen Herrin ſo lange treu geweſen, macht Dich mir lieb.“

„Ach, ach! Hätt' ich nur Thränen genug in meinen hohlen, trocknen Augen!“ rief die Wünſchin, kreuzte ſich, beugte ſich vornüber und ſagte dann, ſich ſelber tröſtend: „Es iſt aber gar nit heilſam, allzu viel um die Todten zu weinen! Jede Thräne um einen Geſtorbenen iſt ein Tropfen Oel für ſein Fegfeuer.“

„Gute Frau, glaubſt Du denn an's Fegfeuer? Dann müßteſt Du ja eine Chriſtin ſein!“

„Hihi! Ich glaub' an Alles.“

„Dann biſt Du närriſch!“ ſchalt Sephchen, „oder nit ehrlich und treibſt Alfanz mit Allem!“

„Nu, nu!“ lenkte die Frau ein mit einem grollenden Ton, der in ihrer Bruſt wie ein Echo nachklang. „Eigentlich glaub' ich an Nichts, mach' aber Alles ſo mit, und das genügt den Herren Prieſtern.“

„Das iſt ein falſches Chriſtenthum!“ zitterte auf Sephchens Lippen.

„Was iſt?“ fragte die Zigeunerin. Von einem Unterſchied zwiſchen ächtem und falſchem Chriſtenthum hatte ſie keine Vorſtellung; ſie hatte das Chriſtenthum vielleicht nur als eine Sitte angenommen, war wie Millionen nur eine Gewohnheitschriſtin, machte mit in den Formen, ohne ſich um deren Inhalt zu bekümmern.

Sephchen ließ die Hand der Alten los, ſetzte ſich auf den Schemel, der zur Seite ſtand, ſchlug die Arme über ihre Bruſt und preßte die Lippen ineinander, während ihr dunkel brütendes Auge ſich an den Boden heftete. Sie ſaß ſtumm und ſtarr auf dem hölzernen Dreifuß, eine Pythia, die über ihr eignes Geſchick brütet. So mitmachen, gleichviel ob der Inhalt wahr oder falſch! Das ſtand auch ihr vielleicht bevor und in den Fall konnte ſie kommen. Ließ ſie ſich taufen, das Ceremoniell an ſich vollziehen, dann war ſie eine geſtempelte Chriſtin, nicht mehr die jüdiſche Tochter eines

Chriſt gewordenen Vaters, mithin vor den Dominicanern ſicher. Das konnte ſie an ſich geſchehen laſſen, und dann war's erledigt; aber ſie mußte dann Ja zu Allem ſagen, gedankenlos, ſinnlos. Konnte ſie das? Den Dummen und den Unmündigen giebt es der Herr im Schlaf! Aber ſie war kein Kind mehr, um unbewußt das vermeinte Heil über ſich breiten zu laſſen. Sie war vielleicht zu dumm dazu, es zu begreifen; aber was ſie nicht begriff, wollte ſie auch nicht für wahr und gültig annehmen, am wenigſten für ihr ewig und unſterblich Theil, ihre arme Seele. Sie konnte nicht heucheln, wollte ſich nichts aufdringen laſſen, ſonſt zwang man ſie vielleicht auch mitzufluchen, nicht blos mitzubeten, wie die Andern es thun. O mein Gott! dachte ſie, was wird das für ein Erzprieſter ſein, der Klausner, bei dem ich in die Schule gehen ſoll, das Chriſtenthum zu lernen? Die ganze Hartnäckigkeit ihrer tapferen Seele rückte ſich in Klein-Sephchen zurecht, wenn ſie das bedachte. Aber ſie wollte demüthig, nicht keck ſein, nicht leichtfertig freveln! Das gelobte ſie ſich im Stillen. Hatte nicht der Ohm, Vater Jakob, ſo weiſe, mild und gütig von manchem Brauch der Chriſtenleute geſprochen und die Mutter, die Jüdin geworden, nicht Sehnſucht gehabt nach chriſtlichen Zeichen und Formeln?

Eine Magd kam, brachte der Alten Speiſe und Trank und fragte nach den Befehlen der jungen Herrin.

Sephchen fühlte nur ein inneres Bedürfniß, ſie dürſtete nach Aufſchluß über das, was ſie hier umgab, um ſich zurechtzufinden. Einen Auftrag aber gab ſie der Dienerin, eine Botſchaft an den hochwürdigen Herrn, den Erzprieſter Pater Jodocus: ſie ſei heut noch nicht im Stande, ihn zu empfangen, ſie müſſe ſich zuvor ſammeln, ſich würdig vorbereiten, um ihm ihr Anliegen vorzutragen. Es überkam ſie eine Angſt, vor einen Mann hintreten zu ſollen und ihm zu ſagen: Nimm meine Seele in Deine Hand! Ein Schauer überſchlich ſie; ſie mußte erſt wiſſen, wes Geiſtes Kind der Mann, und was ſie von ihm zu gewärtigen.

An dem Mahl der Alten nahm ſie nur inſoweit theil als ſie es war, die Dieſe bediente. Die Frau war unbehülflich, ſie tappte fehl mit den Händen und die Füße verſagten ihr vollends den Dienſt. Sephchen ſchnitt ihr vor, trug ihr zu; ſie aßte und fütterte die Wünſchin, der junge Vogel den alten, und ſo hat ſie's gehalten die ganze Zeit über auf dem Kiſſhäuſer Berge, die Wünſchin mußte ſich's gefallen laſſen, daß die Herrin ſich ihr als Dienerin aufdrang.

Sephchen forſchte die Alte aus über den Kaplan in der Kreuzkapelle; ſie fragte, ob er ſtreng und finſter, ob er mild und menſchenfreundlich. „O," ſagte die Frau, „Pater Jodocus bekennt ſich zu der ſtrengſten Obſervanz des Sanct Antonius; der heilige Einſiedler iſt

ſein Patron. Er trägt auf bloßem Leibe ein härenes Gewand und den ſtachligen Gürtel, ein aus Roßhaar gedrehtes Seil. Tages über gräbt er an ſeinem Grabe. Nachts ſchläft er in ſeinem Sarge. Der Sarg iſt von Holz, aber ſein Kopfkiſſen ein Stein. Glock zwei Uhr in der Nacht ſteht er auf und hält die Frühmette, dann wieder halber Sechs zur Prima. Um neun Uhr folgt die Tertia und dann die Meſſe. Erſt nach der Sexta nimmt er Speiſ' und Trank zu ſich. Gegen drei kommt die None, um vier Uhr die Veſper. Dann darf er zu Abend ſpeiſen, um halb ſieben Uhr mit der Complet ſein frommes Tagewerk zu beſchließen. Erſt wenn die Sonne untergeht, darf er reden und dann kommen die Hülfsbedürftigen zu ihm in die Klauſe um Rath und Hülfe zu ſuchen, und er iſt dann gegen Alle gar lieb und gut. Die Klauſe lehnt ſich dicht an die Kapelle; über der Thür ſteht ein Spruch, der da beſagt, Einſamkeit ſei die Pforte zum Himmel. Für ſeine Perſon iſt er als Eremit aller Welt abgeſtorben; ſelbſt Vater und Mutter verleugnet ein Mönch vom Berge Karmel, niemanden kennt er von Allen, die da wandeln auf Erden; nur wenn ſie ihm ihre Noth, ihre Sünde bekennen, hat er Worte des Troſtes, heilige Knochen und Reliquien, die da gut ſind für Leib und Seele."

Sephchen ſchüttelte ſich und ſeufzte ſtill: „Knochencultus und Reliquiendienſt!"

Die Alte fuhr geſchwätzig fort: „O er hat gar ſchöne Raritäten aus dem Morgenlande mitgebracht, Waſſer vom Jordan“ —

„Für mich zur Taufe?“ fragte Sephchen ſich im Stillen und ſchlug an ihr Haupt.

„Auch Staub vom Grabe Chriſti, und damit heilt er und thut wundergut. Was der Hauer ihm hier im Kiſſhäuſerberge ausgräbt, damit hat es nit viel auf ſich; war doch der heilige Schädel, den er gerne geweiht hätte, bei Licht beſehen nur von einem vierfüßigen Eſel. Auch mit der ſchwarzen Mutter Gottes, die er in ſeiner Klauſe hat, iſt es nicht richtig. In den ſieben Schmerzen, die ſie gehabt, ſollte der heiligen Jungfrau ſchwarz vor Augen geworden ſein. Er hat aber Scheidewaſſer drauf gegoſſen, um das Bild zu reinigen und da war die Mutter Gottes ganz grün und gelb geworden, und ein thüringſcher Bauer, der ſie ſah, war Tölpel genug: Hu, der Teufel! zu ſchreien. Es iſt ein eigen Ding mit denen Reliquien; man muß es ſehen, um es zu glauben und wenn man's ſieht, glaubt man's doch noch nit. Ich muß das wiſſen, bin in der Welt herum geweſt und kenne die Menſchen. Auch in Trier war ich zur Zeit der Anbetung des heiligen, ungenähten Rockes. Es hat in der lieben Chriſtenheit deren Röcke des Herrn Chriſtus wohl zwanzig, alle ungenäht und alle ächt, der ächteſte freilich iſt der in Trier,

denn auf den laſſen ſich zur Zeit der Ausſtellung jedesmal zehntauſend Menſchen todtſchlagen.“

„Um ihn dann in Blut zu tauchen?“ rief Sephchen, „in Menſchenblut, dann iſt er ächt?“

„Nun ſo arg iſt's nit,“ tröſtete die Alte, „nit bei uns, nit ſo arg, wie ſie's in der Moritzburg zu Halle treiben. Ihro Kurfürſtliche Gnaden, halten zu Gnaden! der Herr Cardinal Erzbiſchof von Mainz, berühmen ſich, drei Locken vom Schopf Abſalons zu ha'n, mit welchem dieſer am Baum hangen blieb, auch eine Feder aus den Flügeln des Engels Michael, und gar ein Ei will er ha'n, das der heilige Geiſt als Taube gelegt, und den Strick, mit dem ſich Judas erhing.“

„Der Strick des Verräthers?“ fuhr Sephchen auf, „der kann doch kein Heiligthum ſein!“

„Heilig iſt Alles, was zum Geſchäft gehört,“ ſagte die Alte.

Sephchen war von ihrem Seſſel aufgeſprungen und ſtürmte im Zimmer auf und ab, ſetzte ſich aber bald wieder hin, um zu vernehmen, was die Frau noch auszukramen hatte.

„Es iſcht,“ — die Alte ſchwäbelte, wenn ſie bei'm Plaudern in's Feuer kam; ſie hatte im Schwabenland ihr Deutſch gelernt, — „es iſcht mit den Reliquien ein eigen Ding, oftmals ein Schwindel. Muß das wiſſen, bin auch in Wälſchland geweſt. Da ha'n ſie den

Sanct Antonin. Ischt Erzbischof von Florenz gewest, und warum ha'n sie ihn heilig gesprochen? Er hat eine Reliquie gestohlen. Zu Siena bewahrten sie eine Hand Johannis des Täufers. Wie die am Pfingstmontag zur Verehrung und zum Küssen ausgestellt worden, hat sich der Antonin drüber gebeugt und ihr den Zeigefinger abgebissen, ihn im Maul behalten und seiner Arnostadt als köschtliche Beute heimgebracht. Halten zu Gnaden, ich war nit dabei, 's ischt vor grauen Zeiten g'schehen, aber g'schehen und bezeugt von vielen gläubigen Seelen. Wer's eben glaubt, und auf den Glauben kommt's ja an! Gäb's nit so viel Gläubige, der Reliquienhandel wär' längst eing'stellt. Zu Wittenberg in der Schloßkirche zu Allerheiligen da ha'n sie die heilige Trödelbude nunmehro zugeschlossen. In früher Jugend hatte Kurfürst Friedrich der Sachse Heilthümer aus Palästina mitgebracht und an die fünftausend Stück gesammelt, auch einen Dorn darunter aus Christi Dornenkrone, Milch von der heiligen Jungfrau, Fäden, die sie gesponnen, Stroh und Heu aus dem Stall und der Krippe des Herrn. Am Sonntage Misericordiä war alljährlich Reliquienausstellung und Preisgebung all der Heilthümer, für deren Anbetung arme Seelen Ablaß erhielten auf lange Zeit. Das hat aufgehört zu Wittenberg, seitdem der Augustiner an der Schloßkirchthür seine Sätze ang'schlagen, seine Thesen, wie sie's nennen,

worin er bei Chriſti Blut und bei ſeiner eignen ewigen Seligkeit beſchworen, die Knochen thäten's nimmer. Ach Du lieber Auguſtin! Hat ſich was! Die Knochen ha'n es ja auch nimmer gethan, ſondern der Glaube dran."

„Ihr ſpeculirt alſo auf die Dummheit des Volks?" rief Sephchen empört; der helle Zorn ſprühte aus ihren Augen, leuchtete hochroth auf ihren Wangen. „Und der Pater Jodocus?" fragte ſie ſpitz. „Fordert Der auch den Glauben des Volks, den Glauben an's Scapulier, an den Leibrock der Jungfrau Maria?"

„Er fordert es nicht," ſagte die Alte, „aber er läßt das Volk bei'm Glauben."

„Dann iſt der Hehler ſo ſchlimm als der Stehler!"

„Das hat meine Donna Ignota wohl auch geſagt. Sie ſtritten gar viel miteinander, oft bis tief in die Nacht, und ſie ſchalt ihn ſpottend: Jodocus, Bruder Jocus!"

„Und Ihr? Ihr glaubt an Alles und an Nichts?"

Ganz harmlos ſagte die Alte: „Ich glaub' ſchon, daß die Mutter Gottes weiland einen Leibrock trug, aber ich glaub' eben ſo gut: den ha'n die Motten längſt zerfreſſen."

„Und darauf hin ſoll ich ſelig werden?"

„Was iſt?" fragte die Wünſchin; den verzweifelten Ausruf verſtand ſie nicht. Sephchen biß ſich auf die Unterlippe; ſie ſtreckte beide Hände geballt vor ſich hin.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

„Zu Köln am Rhein," plauderte die Alte, „dient' ich im Hauſe eines ſehr reichen Prälaten. Der glaubte, im Beſitz des Todtenſchädels vom heiligen Valentin zu ſein. Wie man's ihm widerlegte, macht' er ſich aus dem Schädel einen Suppenlöffel und war auch glücklich dabei. Jeder muß es treiben nach ſeiner Art. Da drüben in der goldnen Aue ſtritten ſich zwei Klöſter, die im Beſitz des Naſenbeins vom heiligen Achat ſein wollten. Jedes glaubte das ächte Bein zu haben und beide hatten vielleicht Recht. Iſt Gott allmächtig, ei ſo kann er in ſeiner Macht wohl auch Reliquien verdoppeln. In alter Zeit befehdeten ſich Kirchen und Klöſter, Städte und Barone um Heilthümer und ſchlugen ſich um den Wurmfraß eines heiligen Gebeins die eigenen lebendigen Knochen entzwei. So bös' und arg iſt's nun wohl nit mehr im heiligen römiſchen Reich!"

Sephchen hatte ſich im Winkel am Boden hingekauert; plötzlich ſprang ſie auf und ſchrie: „Und dabei ſoll ich eine Chriſtin werden?"

Die Alte ſchreckte auf und murmelte: „Alle Heiligen mögen uns bewahren, ſie mögen ächt ſein oder nit!"

Sephchen ſtürmte hinaus, die „Kiffe" der Zigeunerin war ihr zur Marterkammer geworden. Draußen im Freien leuchtete die Sonne wie ein Auge Gottes. „Und

Gott ſah, daß Alles gut war!“ So ſteht's geſchrieben, nachdem die Schöpfung vollendet.

Sephchen kletterte über die Felſen, ſprang über die Mauertrümmer im Vorhof, eilte unter die Buchen, in deren Gezweigen die Vögel ſangen — doch wohl auch ein Loblied Gottes. Am Erfurter Thor war die Zugbrücke niedergelaſſen. Sie trat hinaus und blickte in die weite, lichtbeſäumte Ferne. Da winkten ihr die Thürme des Erfurter Doms. Sie hätte ſich aufraffen und dem Narrenkotter des Kiffhäuſer Berges entſpringen mögen. Doch wohin? Zurück in's Haus der Muhme Vivis? Dort aber ſtand der große, ſchwarzgeharniſchte Wallone, der ſie herausforderte, um ſie in die Zucht der Dominicaner, vor ihr Gericht, vor's heilige Amt zu bringen. Und der Ohm, Vater Jakob, wo war der zu finden? Sie hatte Niemand in der weiten Welt. In die Unterburg, in die Klauſe zum Eremiten wagte ſie ſich noch nicht, auch nicht als die Sonne unterging ſie ſchlich in der Dämmerung nur vorſichtig hin. Da traten Landleute heraus mit Weibern und Kindern, geſchmückt und beladen mit allerhand heil[illegible] Sachen, Kreuzen, Roſenkränzen, Dornenkronen, wächſernen Gliedern, auch Püppchen in Geſtalt des Chriſtkindleins in gläſernen Schreinen. „Habt Ihr das vom Pater Jodocus?“ fragte Sephchen. „Nein,“ ſagten die Leute, „der Hauer hält feil.“ — Der Hauer betrieb einen vollſtändigen Reliquien-

handel. Ha! dachte Klein-Sephchen, es fehlt ja am Beſten! Wenn Trödeljuden im Land herumziehen mit alter Waare, dann fluchen und ſchimpfen die Chriſtenleute, und treiben doch ſelber Schacher mit heiligem Kram und Tand! Und der hohe Prieſter, der Geweihte Gottes, ſteht wohl hoch erhaben da in der Kapelle und blickt weiſe herab und läßt dem Volk ſeinen Glauben!

Sie eilte in's Schloß zurück und warf ſich todtmüde auf ihr Lager. Sie fand aber im Schlaf keine Ruhe; das Fieber ihrer Aufregung bewältigte ihre Sinne auch im Traume. Im Innern des Berges hörte ſie ein Kollern und Rumoren. Sie ſchreckte auf und dachte: Ha, der alte Kaiſer Barbaroſſa dehnt ſich wohl im Schlummer und gähnt! Der Wind heulte um das alte Gemäuer und pfiff durch die Rünſen und Schluchten; kein Wunder, daß vom Gerümpel ein Stein losbröckelte und ſchollernd in die Tiefe fuhr. Um den Kaiſerthurm krächzten und kreiſchten die Raben und Käuze; dann dachte ſie: Es hat ſie noch kein Adler verſcheucht und der alte Friedrich muß weiter ſchlafen! Die hohen Bäume wiegten ihre Laubkronen hin und her; ſie ſteckten die Köpfe zuſammen und flüſterten ſich Heimlichkeiten zu, jedes Blatt eine Zunge und alſo mit tauſend Zungen!

Frühmorgens lagen Burg und Thal wieder in

Himmelsglanz getaucht vor ihr; die Sänger des Waldes ſtimmten ihr Loblied an und ließen Gott einen guten Mann ſein. Sephchen dachte: „Am End' iſt's gar nit ſo bös, wie die Menſchen ſich's denken?"

Im Schloßhof hielt ein Reitersmann aus Erfurt; er verlangte nach der Botſchaft an ſeinen Herrn, dem Schwarzburger Grafen. Sephchen hatte nichts zu melden, mündlich nichts, noch weniger ſchriftlich. —

Der Knecht kam aber täglich in Eile wieder mit dem dringenden Verlangen ſeines Gebieters. Da erſt fiel Sephchen heiß ein, daß ſie ihrem Ritter und Retter das Gelübde gethan, täglich zu beichten, was mit ihr vorginge. Das brachte ſie zur Beſinnung. Noch hatte ſie nichts zu melden; von ihren Aengſten, von ihrem Schrecken, von ihrer Verzweiflung mochte ſie doch nichts eingeſtehen. Sie entſchloß ſich, Abends pünktlich zum geiſtlichen Herrn in die Schule zu gehen und dem Grafen zu melden, wie weit ſie ſei auf dem Wege, eine Chriſtin zu werden. Ihr Schutz- und Schirmherr durfte das verlangen. Schreiben hatte ſie bei'm Rabbi zu Erfurt im Hauſe der Muhme gelernt und oft in der Pfortenmühle bei'm Vater Jakob geübt.

Sie ſchickte ſich an, ihr Tagebuch zu ſchreiben. Täglich kam der reitende Bote und holte ſich Stück für Stück.

Sechstes Capitel.

Sephchen ſchreibt ihr Tagebuch.

„Es iſt recht unheimlich hier oben auf dem verwunſchenen Riſſhäuſer Berge. Morgens und Abends kreiſen und krächzen die Raben, Nachts Eulen und Käuzchen um den alten Kaiſerthurm. Der Wind pfeift durch die Spalten der Mauern. Der Sturm tobt hier ſtärker als unten im Thal, kein Wunder, daß im Schloßgerümpel hier und da ein Stein losbröckelt und ſchlotternd in die Tiefe fährt. Die Wünſchin ſagt: Mit fünf Paternoſter auf fünf Avemaria iſt Alles geſühnt und die Sünde getilgt. Ja, was iſt denn hier Sünde? Oede iſt's hier und ſo feierlich, daß einem ganz wehleidig zu Muthe wird. Geſtern Abend hing die Sonne, als ſie Gute Nacht! ſagen wollte, wie ein weinendes Auge am Saum der fernen Berge. Dann kam eine ſchwarze Wolke, ſtreckte die Arme nach ihr aus und nahm ſie wie ein Sarg einen Sterbenden in Empfang. Todtenſtille rings. Nur aus den Teufelslöchern ertönt ein Sauſen und Brauſen. Hat wirklich der heilige Winfried Bonifacius, der dem Thüringerlande das Chriſtenthum brachte, die böſen Geiſter des Heidenthums da hineingebannt, und müſſen ſie dort kauzen bis an den jüngſten Tag? Ich weiß das nicht. Und ſind ſie

denn wirklich ſo bös, die armen heidniſchen Geiſter? Ich höre nur die geheime Arbeit im Innern der Schlucht. Wenn man ſich über den Rand hinüberbückt, meint man, der Berg hätt' Ohrenbrauſen. Tritt man auf die andere Seite der Burg, ſo dämpft ſich der Schall; er legt ſich dann wie Orgelton über's ganze Land. Dann ſteckt ja eher Chriſtenthum in Berg und Wald. Es wird wohl ſo ſein: Wie man in den Wald hineinſchreit, ſo ſchreit es auch heraus. Auf der Unterburg ragt über Felsgeſtein ein gekrümmter Zacken in die Höhe; er iſt wie ein Ohr geſtaltet mit einer Wölbung zum Hören. Oder auch wie ein halb geöffneter Mund zum Singen. Zwei Darmſaiten überſpannen die hohle Oeffnung, und wenn Nachts in der Stille ein Luftzug bläſt, dann ertönen die Saiten und erzittern in klagenden, ſeufzenden Tönen. Man nennt's eine Windharfe. Der Hauer ſagt, der hochwürdige Pater Jodocus habe das künſtlich hergerichtet und die Saiten ſelber aufgezogen.

„Ach, wenn ich doch erſt Muth genug hätte, Abends in die Klauſe zu gehen und dem geiſtlichen Herrn zu ſagen: Meiſter, hier bin ich! Ich ſoll Chriſtin werden; da nimm' mich und lehr' mich gut und fromm ſein: mach' mich auch klug, denn ich bin noch ſehr dumm.

„Am liebſten lauf' ich draußen herum außerhalb

der Mauern. Waldmeiſter und Farren wuchern unter den Buchen und Eichen, die Birke drängt ſich hinein in den Tannenſtand. Der Wald ragt hinauf bis an's Erfurter Thor. Hinten iſt der Berg zerklüftet in Schründe und Runſen. Sie nennen's den böſen Weg. Vielleicht ha'n es die Menſchen erſt bös gemacht. Wolfsgruben ſind freilich dicht in der Nähe. Manchmal heult auch ein Wolf dicht unter den Fenſtern. Das ſoll dann der Böſe ſein, der Gott ſei bei uns! Der Wild- und Blutbann gilt bis hinter die Mauern. Droben iſt Burgfried; ſie nennen's auch Schloßfreiheit: Ich für mein Theil finde Friede und Freiheit weit mehr draußen in Wald und Flur. Da ſingen die Vögel in freier Luft, d. h. wie ihnen der Schnabel gewachſen iſt, und alſo wie ſie müſſen; aber jeder lockt und lenkt die Jungen in ſeiner Weiſe, der Fink mit Pink, die Droſſel mit Zipp, Amſel und Rothkehlchen mit Deck, der Zeiſig mit Vit. Der Hauer behauptet, der Zeiſig rufe nach Sanct Vit, und die andern nach ehedem heidniſchen Waldgöttern, die aber die Kirche in's Chriſtliche überſetzt und zu Heiligen erhoben habe. Ei, ſagt' ich ihm, wenn der Fink „Pink" ruft, ſo meint er damit ſich ſelbſt und die Menſchen ha'n ihm ja nach ſeinem Ruf erſt den Namen geben!

„Der Hauer grinſte und lachte mich an als wollt' er ſagen: O Einfalt! Ich ſagt' ihm, König Salomo

weiland habe die Sprache der Vögel verſtanden; ſo weiſe ſei aber doch wohl Niemand ſeitdem geweſt. Mir käm' die Rede der Menſchen auch nur für wie ein Gezwitſcher der Vögel; ich verſtänd' ſie aber nit.

„Ha! rief der Hauer, wenn das der Hochwürdige hörte! — Ich ſchrie laut: Würd' er mich ſchelten, ſtrafen, verfluchen?

„Nu, nu! machte der Hauer. Er glaubte mich beruhigen zu müſſen, als er meine Angſt ſah; dacht' ich doch ſchon, der Eremit ſtänd' vor mir mit der ſteifleinenen ſpitzen Kapuze und guckte mich an aus den Löchern der Maske wie aus hohlen Todtenaugen.

„Der Hauer meinte, Hochwürden ſei nit ſtreng und finſter, er ſei leutſelig und ſanft. Er habe jüngſt geſagt, man könne Gott, wenn man es nur recht zu nehmen wüßte, gar wohl auch in der Natur anbeten. Da der Vollmond am Himmel, das ſei die Oblate des Herrn bei'm Nachtmahl.

„Und wenn die Mondſcheibe, ſagt ich, nit voll iſt, nur Halbmond, erſtes oder letztes Viertel: dann hat wohl der Herrgott ein Stück herausgebiſſen?

„Ei, ſeid Ihr eine Heidin! ſchrie der Hauer und wollte ſich entſetzen.

„Bin ich deshalb verdammt? fragt ich.

„Der Hauer grinſte und ſagte: Verdammt? Nein,

aber verdammt witzig! Er zog die Schultern zuſammen, ſchüttelte ſich und ſchlich bei Seite.

„Ich will mich beſſern! dacht' ich bei mir, ging nach Hauſe, in die Burg und legte mich ſchlafen. Im Grund' war's gar nit ſo bös gemeint von mir. Die Vögel ſingen, die Raben krächzen, — aber ich darf nit muckſen, nit reden, was mir einfällt."

* * *

„Der Hauer und die Wünſchin liegen ſich tagtäglich in den Haaren, nit handgreiflich, auch nit Aug' in Auge, aber hinterrücks; ſie ſchmähen aufeinander, obſchon ſie beide Chriſten ſind und ſich zu der Lehre bekennen, die ja doch Menſchenliebe predigt. Die Wünſchin ſagt dem Hauer nach, er treibe Eulenſpiegeleien. Früher ſei er mit Venedigern und Schatzgräbern auf dem Bauche in den Berg gekrochen, das Grubenlicht im Munde, habe nach Gold geſucht, aber nimmer was gut's gefunden, auch nit des Barbaroſſa Kaiſerkrone. Ich fragte die Alte, was der geiſtliche Herr, Hochwürden, dazu meine. Der Einſiedel habe geſagt, wenn der alte Rothbart der ſchlechten Welt den Rücken zugekehrt habe, ſo ſei er ſchwerlich mit leeren Händen in den Berg geſtiegen, aber nit am Golde liege der Werth der Krone, ſondern am Splitter vom Kreuz Chriſti und der Spitze von der heiligen Lanze, mit der

die Seite des Herrn durchſtochen worden. Nu, mir kann's recht ſein, ich kann's aushalten, — ſagte die Wünſchin, — ich ſitz' hier feſt wie Mauerwurz ſeit Menſchengedenken, ich glaub' an Alles, halt's wenigſtens für möglich. Vor einem Jahre ha'n ſie den heiligen Triglaff ausgegraben, ein dreiköpfig wendiſch Götzenbild, an dem ſie nachweiſen wollen, daß auch ſchon die alten Heiden an eine Dreifaltigkeit glaubten. Drüben auf der Rothenburg ſteht der Püſtrich, ein Bild von Erz, das aus dem offenen Maule Feuer ſpeit, wenn man's auf Kohlen ſtellt. Wie die Nordhäuſer Kümmeltürken das Ding beſahen, meinten ſie, es ſei gut zur Branntweinblaſe, um einen dünnen Schnaps ſtark zu machen; der Püſtrich puſte ſehr gut und ſei dazu brauchbar. Vielleicht ha'n die Heiden, die wir verfluchen, ihre Götterbilder benutzt, um Aquavit zu brennen. Der Einſiedel ſagt, das ſei wohl möglich. Vielleicht hält er ſich heimlich auch einen heiligen Liquor. Vom bloßen Faſten lebt der Menſch nit, ſagt die Wünſchin, und wenn der Siedel ſeine Anfechtungen hat und Nachts wie ein Geiſt wandelt, dann braucht er etwas. Die gläſerne Phiole, die man in ſeinem Sarge fand, kam mir verdächtig vor. Jordanwaſſer trinkt er nimmer!

„Ruchloſe, Du läſterſt! ſchrie ich laut auf und entſprang der Alten. Eh' ich die Thür hinter mir zuwarf, ſah ich noch, wie ſie unter ihrem Räderſtuhl

nach einer Flaſche griff. Wird wohl ein heidniſcher Nordhäuſer Kümmel ſein. — Ach, in welch' Weſpenneſt mußt' ich hier ſtechen, und wo rett' ich mich hin?

„Ich ſtürzte von der Burg hinunter und eilte in's Blockhaus, in die Wohnung des Hauers. Er ſollt' mir Rede ſtehen ob der Anklagen. Eines Mannes, auch eines Weibsbilds Red' iſt kein' Red', man ſoll ſie hören alle beed'.

„Der Hauer hat in ſeiner Behauſung ein verſteckles Gemach, in das er Niemand einläßt. Die Thür war verſchloſſen. Ich hört' ihn drinnen rumoren. Ich klopfe, er öffnet nicht; aber ich wußt' mir zu helfen. Ich ging hinaus, kletterte auf den nächſten Baum und blickte von oben durch das Dachfenſter in ſeine Kiſſe. Da ſaß er bei der Oellampe, über eine Schmoorpfanne gebückt, die am hellen Feuer auf dem Ofen ſtand. Dämpfe ſtiegen ihm zu Häupten auf, er kochte wie ein Zauberer Medicamente. Vielleicht war's ein kleiner Püſterich, mit dem er Wein brannte. Ich rief, ich klatſchte in die Hände. Wie er aufſchaute und mich hoch oben in den Zweigen erblickte, ließ er Alles ſtehn und liegen, kam heraus, half mir vom Baum und führte mich in ſeine Zelle. Vor mir wollt' er nichts Geheimes ha'n, ſagte er und that recht vertraulich. Der Kaplan habe ſchon wiederholt nach mir gefragt, aber man ſolle mir keinen Zwang anthun, meine Frei-

heit nit beſchränken. Ach, das war ſchön und gut vom hochwürdigen Siebel!

„Im Gemach des Hauers ſah es ſchier aus wie im Laboratorium Vater Jakobs auf der Erfurter Pfortenmühle. Tiegel, Teller, Flaſchen, Glasröhren, Retorten, alles ſtand und lag in buntem Gemiſch. Der Hauer kocht Säfte, ſchabt Wurzeln, reibt Pulver, knetet Oblaten, dreht Pillen — nur hängt über all ſeinem Thun von der Decke des Gemachs das Kreuz Chriſti herunter. Das ſoll gut ſein für Alles, — auch für die Thorheiten der Menſchen? — In Vater Jakobs Apotheke fehlte das Kreuz. Vater Jakob glaubte an Gott Vater, aber eben ſo gut an die Mutter Natur.

„Ich verſchwieg dem Hauer, was die Wünſchin von ihm geſagt, aber ich wollt' ihn doch aushorchen. Er ſagte, die Alte ſei eine Hexe, die längſt hätt' verbrannt werden ſollen. Früher ſei ſie von Dorf zu Dorf gewandert, habe Krankheiten beſchworen, Menſchen und Vieh beſprochen, den Teufel ausgetrieben, aber mit Beelzebub, dem ärgſten der Teufel. Der Handel mit Kräutern und Wurzeln ſei ihr dann gelegt.

„Aber, ſagt' ich, Ihr preßt ja auch Kräuter und ſchabt Wurzeln, Hauer!

„Ja, aber im Namen der Heiligen, während ſie heidniſche Waldgötter anrief, Nörgeln und Wichteln.

„Ich dacht': Eure Heiligen ſind wohl auch nichts anderes!

„Selbſt die Springwurzel wollt' die Alte gefunden ha'n!

„Springwurzel? fragt' ich, was iſt das?

„Ei, die Wurzel, vor der alle Schlöſſer und alle Thüren aufſpringen.

„Die brauch' ich nit, Hauer! Ich ſteig' auf den Baum, guck von oben hinunter: da öffnet ſich die Thür und man läßt mich ein! Er lachte und ſagte, ich ſei ein Springinsfeld. Daß er gerne die Wurzel hätt', vor der an Kiſten und Käſten die Schlöſſer aufſpringen, das will ich gern glauben, denn „es fehlt am Beſten", hat er geſagt. Mögen ihm alle Heiligen mit den Ablaßzetteln dazu verhelfen!

„Auch nach der Alraunwurzel hat die Alte gegraben, ſchalt der Mann, nach der Wurzel, die unter'm Galgen wächſt. Wenn von einem unſchuldig Gehenkten der Angſt- und Todesſchweiß heruntertropft, dann erſteht daraus das Galgenmännchen, das zu allem taugt, alles kann und wirkt. — Von einem unſchuldig Gehängten! Als ob's deren gäbe in der Chriſtenheit! — Die heilige Juſtiz kann doch nit beſtehen ohne Opfer; ſie nimmt, was ſie kriegt! So läſterte der Hauer.

„Aber Mann, ſagt' ich, habt Ihr denn gar kein Erbarmen? Giebt's denn nit falſches Zeugniß, böſen Leumund? Giebt's für Euch keine verfolgte Unſchuld?

„Hat ſich was! ſagte der Hauer. Wem Gott nit hilft, dem ſoll auch nit geholfen ſein!

„Soll denn der Herrgott, fragt' ich, Alles gethan ha'n, gut ſein für alle Schlechtigkeit der Menſchen?

„Die vertracte Wünſchin! fuhr der Hauer fort. Ich glaub', ſie heißt blos Wünſchin nach der Wünſchelruthe, die ſie führte. Katzenbrennerin hieß ſie früher, weil ihr Mann Katzen fing und brannte. Zu Köln am Rhein war ſie in Dienſten eines fränkiſchen Ritters. Deſſen unächt Kind hat ſie groß gefüttert und der Bub' heißt nach ihr; es iſt der Wulf Katzenbrenner, der Senior der Franken zu Erfurt; es ſoll ein Rieſe ſein, ein wahrer Teufel! Vor ſieben Jahren ha'n Beide in Schwaben bei den Käſebrödern unter'm Bundſchuh gedient, der Teufel mit ſeiner — Amme; hätt' bald Großmutter geſagt!

„Was Ihr nit alles verteufelt! Schämt Euch, Hauer! Der ſchlimmſte Teufel aber iſt der Glaube, Alles ſei ſchlecht, guter Mann! So ſagt' ich dem Hauer, er aber fuhr fort zu läſtern. Es wär' auch erlogen, ſagt' er, daß ſie von Haus aus eine Zigeunerin war. In Hiſpanien iſt ſie als Jüdin zum Scheiterhaufen verdammt geweſt und hat ſich verſchworen, ſie ſei nit vom Stamm Abrahams, ſondern vom Volk der Zigeuner. Das hat ſie gerettet. Eine heimliche Jüdin aber iſt ſie wohl immer noch.

„Herr mein Gott! schrie ich laut. Ich zitterte so stark, daß ich zu Boden sank, raffte mich aber auf und stürzte fort. Ich entlief jetzt auch dem Hauer. Ich eilte zur Wünschin zurück; sie war jetzt wieder meine Zuflucht. Ich begriff jetzt, warum Großmutter Ignota die Frau so lieb gehabt, trotz der Seltsamkeit, trotz der Verwilderung der armen Seele. Ich begreif' aber auch, daß Einer schlecht wird, weil ihn die Menschen dafür halten."

* * *

„Heut früh schon saß ich bei der Alten im Kittchen. Sie schläft auch Nachts im Räderstuhl, und der Stuhl wird wohl auch ihr Sarg sein müssen, denn sie ist gelähmt und gekrümmt. Mit einem Hakenstock rudert und steuert sie sich im Zimmer hin und her und versorgt sich mit ihrem Kram. Ich that schön mit ihr, um sie auszuhorchen. Ihre Häßlichkeit schreckt mich nit mehr; war sie doch in Treue zu ihrer Donna ergraut, erlahmt und erblindet. In ihrem Innern sieht es noch häßlicher, verwilderter aus, aber es war ja mehr Unglück als Verschuldung, daß sie so wurde. Ich wusch ihr die Stirn und die Hände, ich strähnte ihr das verworrene Haar.

„Hübsch glatt und sauber halten! sagt' ich ihr. Siehst ja so zottig aus, wie ein zerzaustes Waldfräulein!

„Oder wie die chriſtlich fromme Jungfrau Silvana? ſagte ſie. Nit? Die that das Gelübde, ſich nie zu waſchen, und hat's gehalten ſechzig Jahr! Sauberkeit iſt ein gut Ding vor dem Herrn, aber der Siedel ſagte mir, um ſolch ein Gelübde zu halten, wie die Silvana, dazu habe Geiſteskraft gehört. — Und ein Geſicht voller Borke! hab' ich ihm geſagt; denn der Sancta Silvana Nacken war ſicher mit einer heiligen Kruſte bedeckt.

„Die Wünſchin lachte ſo laut, daß ihr der Kader ſchwoll. Mir war's grauslich, daß ſie noch ſcherzen konnte. Sie huſtete nun ſtark; dann war ſie wieder lieb und gut und blinzelte mich an mit den erloſchenen Augen, in denen der Stern des Lebens fehlt. Sie küßte mir die Hände, ſtierte in die Flächen, taſtete hin und her und ſagte, die Linien meiner Hand ſeien gut, zwei liefen neben einander hin recht glücklich und ſtat, nur am End' noch, da ſtockte die eine. Da ſei's bedenklich und unglückdrohend; es fehle eben noch an Einem.

„Woran fehlt es? fragt' ich.

„An Einem, mein Kind, der ehrlich iſt und — Dich erlöſt.

„Zigeunergewäſch! ſagt' ich.

„Nit ſo dumm, ſagte ſie, wie manches, das die Prieſter lehren.

„Zu Rom Ein'm kein Sünd' nit ſchad't.
Allein ſo Eins kein Geld mehr hat,
Das nennen ſie die größte Sünd',
Die nit der Papſt vergeben künnt'!"

„Sing' nit, Alte! ſagt' ich, Du ſchreiſt ſo heiſer wie die Raben, die um den Thurm flattern und es ſteht kein Kaiſer Friedrich drum auf.

„Warum nit? ſagte die Alte. Gott weiß es und das Volk glaubt's. Und wenn's kein Friedrich iſt, ſo kann's halt ein Andrer ſein, ein Lothar.

„Lothar? fragt' ich.

„Oder wie er ſonſt heißt, der große Doctor vom Witten Berge.

„Der Doctor Luther! ſagt' ich.

„Wenn's der Rechte wär', meinte ſie, dann braucht's kein Scepter und Krone, auch Splitter nit vom heiligen Kreuze. —

„Die Magd trat ein und brachte zum Frühmahl Käſe und Brod, das ſpeiſt ſie täglich.

„Wohl zum Angedenken an die Käſebrödter? ſagt' ich. Der Hauer meint, Ihr hättet unter'm Bundſchuh gefochten mit den Käſebrödern.

„Haha! rief ſie und ward ganz wohlgemuth. War das ein Leben im Schwabenland! Der Wulf, mein Ziehſohn, war auch dabei, ein ganzer Kerl, ein gut Gewächs vor Gott dem Herrn. Es galt denen Junkern

die Zähn' ausbrechen und den Prieſtern den Wanſt ſchnüren. Loſet, was iſt das für ein Weſen! Können vor Adel und Pfaffen nit geneſen. Wollen nit mehr leibeigen ſein, uns von Zehnten und Zöllen befrei'n, Klöſter aufheben; Wald und Wieſen ſind dem Karſthans zugewieſen. Ach, der arme Konrad! Wußt' ſich „koan Rath". Ward in die Pfanne gehauen und diente Junkern und Pfaffen zum Speck für den Pfannekuchen. Aber es muß wieder losgehen, wenn's einen Gott giebt. Ach, wär' der Luther der rechte Mann Gottes! Er predigt von der Freiheit der Kinder Gottes. Iſt er der rechte Prophet, der nit lügt? — Ich hab' in meinem Leben nur einmal gelogen, — Du lieber Auguſtin!

„Was haſt denn immer mit dem heiligen Auguſtin? fragt' ich. Oder meinſt Du Doctor Luther? Der iſt ein Auguſtiner.

„Sie ſeufzte und ſagte: Es hat gar viel der Auguſtiner, — aber ob ſie ächte Gottesdiener? — In Hiſpanien, meinem Heimathsland, da hatt's, als ich ein Kind war, einen Pater Arbues gegeben, auch einen Auguſtiner Mönch, daß Gott erbarm', einen rechten Bluthund vor dem Herrn. Der Pater Arbues zu Saragoſſa — Gott hab' ihn ſelig und die Kirche wolle ihn heiligſprechen! — der erfand — eine Eingebung von der Mutter Gottes, die ihm erſchien, wie er ſagte, —

die ſacroſancte Kunſt, Prozeſſe gegen Verſtorbene zu führen, Leichen aufzugraben, um nachzuforſchen, ob der Todte nit ein Jüd' geweſt. Konnte getauft ſein, der Todte, aber Jüd' bleibt Jüd', und ſo ward ſeine Habe eingeſtrichen, Kind und Kegel geplündert. Mit einer Leibwache von zweihundertfünfzig Mann durchzog er Hiſpanien von Kirchhof zu Kirchhof, witterte Ketzer fünf Fuß tief unter der kühlen Mutter Erde, ſchaufelte, warf auf, ein Maulwurf Chriſti, und würfelte um die Gebeine oder ſchlug ſie dem Meiſtbietenden zu, denn Kirche und König im Spanierlande theilen ſich in die Beute, die ſie den Eingeweiden der Unterwelt entreißen!

„Mir wurde ſchwarz vor den Augen, dacht' ich an die geliebten Todten auf dem jüdiſchen Friedhof zu Erfurt.

„Die Wünſchin erzählte: Zwei Männer in Saragoſſa ſtifteten ein Complot wider Sanct Pedro Arbues. Dem Einen hat er die Schweſter, dem Andern den Vater angeſchwärzt, auch mit Feuer angeſchwärzt oder eingekerkert. Sie erdolchten ihn in der Frühmette am Altar. Ich weiß das noch ſehr gut, ob es ſchon an die fünfunddreißig Jahr her iſt, genau genommen im Jahre des Herrn 1485. Die Thäter wurden ergriffen und hingerichtet, zweihundert Mitverſchworene mit ihnen. Populus war wüthend, daß man ihm den Mann todtſchlug, dem man ſo viel Scheiterhaufen und Kirchenfeſte

verdankte. Manchen erſchien der Todte im Traum und forderte im Namen Chriſti Rache. Die Blutflecke in der Kirche verwandelten ſich in Roſen. Volk zog hin, tauchte ſein Tuch hinein und es roch nach Roſenöl. Jubel in der Stadt und neue Opferluſt. Die Juden mußten dran. Ich arm Wurm hatte nit Vater noch Mutter mehr, wohl aber einen Oheim über mir. Der flüſterte mir auf dem Wege zum Richtplatze zu: Verleugne unſern Glauben, Kind, und ſchwöre, Du wärſt vom Volk der Zigeuner! — Geſagt, gethan. Wie mich der Henker auf dem Schaffot bei'm Kragen nahm, ſchrie ich laut: Zingara, Zingara! Bin kein Jüd'! — Das hat mich gerettet. Die Jüden ha'n ein Vorrecht, giebt's Opferungen in der Chriſtenheit. Die Jüden ha'n den Herrn Chriſtus gekreuzigt, Zigeuner waren nit dabei. Alſo ward ich blos zum Bagno begnadigt. Es iſt da nit gut ſein, Fäulniß, Peſt, Hunger und Durſt, aber doch noch immer ein Athemzug zum Leben. Gott beſſere 's! dacht' ich, und er beſſerte es. Ein Prieſter kam und taufte mich. Das beſſerte mich, d. h. mein Loos. Ich hab' ſeitdem alles mitgemacht, wie's die hohen Herren wünſchen. Meine Lüge aber wird mir Jehovah, den ich verleugnete, verzeihen. Es war eine Nothlüge, ja, aber zu den vierzehn Nothhelfern ſollte der fünfzehnte kommen, die heilige Noth, und die Noth lehrt ja beten. Gelogen hab' ich, aber wieviel?

Ein paar Meilen lang und breit. Aegypten hab' ich genannt als mein Land und Paläſtina iſt doch nit weit von dorten. — Aegypten, Paläſtina, was thut's: vom großen Orient ſtammen wir doch Alle, Jüd' oder Chriſt, Alles Eins, wann der Menſch nur geſund iſt!

„Die Alte ſaß erſchöpft im Seſſel und keuchte tief und hohl. Ich kniete nieder am Boden und ſprach ſtill für mich ein Stoßgebet. Stößig war mein Gebet, o ja, ich befragte mich: Giebt es bei all den Schlechtigkeiten der Menſchen, — giebt es einen Gott?"

Siebentes Capitel.

Sephchen und der Einſiedel.

Der reitende Bote kam täglich und holte, in einer verſchloſſenen Kapſel, die Blätter ab, welche Sephchen oft erſt in tiefer Nacht geſchrieben. Sephchen führte ihr Tagebuch fort, wie folgt:

„Ich flüchte mich immer in den Wald, um der Grauſamkeit der Menſchen zu entgehen. Ein Baum hält ſtill, wenn ich ihm mein Leid klage, und die Blume ſieht mich ſchweigend an, traurig mit dunkeln, freundlich mit hellen Blüthen. Ich kann mir gut denken, wie alte heidniſche Völker in den Wald beten gingen; in jedem Baum ſaß ihnen eine Schutzgottheit, in jedem

Springquell eine wohlthuende Nymphe; ſie ahnten Götter in den Dingen dieſer Welt. Freilich hat's auch böſe Mächte draußen, wenn der Sturm wüthet, rauſchende Waſſer die Felſen ſprengen und in den Abgrund ſtürzen. Immer jedoch ſiegt ſchließlich der gute Geiſt; Berg, Wald und Flur ſehen nach allen Stürmen allzeit wieder aus, als wollten ſie ſagen, Sterben und Verderben ſei nit der Zweck des Lebens, ſondern das Gefühl, glücklich zu ſein, zu wachſen, zu blühen ſo lang' es geht. Heut' lag der junge Morgen ganz ſilbergrau da, noch nit ſo goldig glänzend und blendend wie der volle Tag. Mir war zu Sinn wie der Jungfrau Maria geweſen ſein mag in der Stunde der Verkündigung. Es wollt' nur kein Engel erſcheinen, mir was zu ſagen.

„Ihre Schmerzen haben auch die Chriſtenmenſchen hineingetragen in Berg und Hain. An der Waldecke, wo die Pfade ſich kreuzen, hängt ein Muttergottesbild in den Zweigen der großen Buche. Vor einem geſchundenen Heiligen lauf' ich davon, auch den gemarterten Herrn Chriſtus mag ich nit; ich denk' immer: Wenn Du ein Gott warſt, warum duldeteſt Du die Schlechtigkeiten der Menſchen? Auch ein bloßer Mann ſoll nit dulden, eher wohl ein Weib. Und was an Leid über eine arme Menſchenſeele kommen kann, das ha'n ſie zuſammengefaßt in der Mutter aller Schmerzen. Das Bild in der Buche iſt recht lieb und gut, ein Witten-

berger Maler hat's gemacht, den ſie den Lukas aus Kranach nennen. Die Stirn iſt ſo offen und ehrlich treu, die Augen voll Wehmuth und Demuth, und mit den Lippen kann ſie noch lächeln zu all dem ihr angethanen Leid. Nur die ſieben Dolchmeſſer, die man ihr in die Bruſt geſtoßen, gefallen mir nit. Warum denn ſo grob handgreiflich malen, was doch nur ſinnbildlich gemeint iſt! An der Madonna ſonſt könnt' ich wohl Chriſtin werden; ich begreif' daß man, um es zu werden, erſt fühlen muß was Schmerzen ſind. Iſt Unglück vielleicht die Pflugſchaar, die den Acker der Seele durchfurchet, auf daß er tragbar wird?

„Nit weit davon, auf einem Felſenvorſprung, ſteht die Eremitenhütte; die hat ſich der Einſiedel, Pater Jodocus, ſelber gebaut. Man blickt da weit in's Land hinaus, und die Welt bleibt Einem doch fern, man ſchaut da noch mehr in ſich hinein. Die Hütte iſt recht ſchön mit Birkenrinde ausgepolſtert und vom Winde ſpürt man nichts als was die Windharfe dahinter ſummt und flüſtert.

„Wie die Sonne unterging, ſtand eine hohe, dunkle Geſtalt vor mir. Ich erſchrak heftig; es war der geiſtliche Herr, der Kaplan vom heiligen Kreuz. Er hatte die ſpitze, ſteife Kapuze abgelegt und ſtand baarhaupt vor mir; der letzte Strahl der Sonne beleuchtete ſeine weiße, geſalbte Stirn. Er murmelte ein leiſes Gebet,

den Schatten des Abends zugewendet; tagsüber muß er ja ſchweigen, nur für die Dunkelheit mit ihren Geheimniſſen offenbart er ſich. Er hatte mich gleich Anfangs wahrgenommen, aber mich nit bemerken wollen, bevor er ſein Gebet geſprochen und ſegnend ſeine Hand ausgeſtreckt über den Abgrund in der Tiefe der Schlucht. Fürcht' Dich nit, mein Kind! ſagte er, denn er mußt' wohl ſehen, daß ich in Angſt war. Ich hab' Dich nit aufſuchen wollen, ich warte bis Du zu mir kommſt. Ich kenne Dein Anliegen, aber es gehört dazu Deine freie Entſchließung.

„Ich hätt' mögen aus der Hütte ſpringen und ihm den Saum des Kleides küſſen; aber das wär' wohl ſchon zuviel geweſt und ich that's auch nit. Ich ſagte blos: Hochwürdiger Herr, ich bin ſo ganz verlaſſen und verloren in der Welt. Aus dem Hauſe der Frau Muhme mußt' ich flüchten, weil ſie mich in Strafe nehmen wollten. Den Vater Jakob ha'n ſie auch weit fortgeführt, weiß nit wohin. Die Großmutter hab' ich begraben heimlich und ſtille, der Ritter, der mich aus den Händen der Feinde rettete, hat mich hier einſam abgeſetzt, ich habe niemand dem ich angehöre, in der großen weiten Welt!

„O Gott! ſeufzte der Mönch und legte ſich beide Hände über ſein bleiches Antlitz. Ich wußte nit, ob er mich oder ſich bedauerte; vielleicht wollt' er ſagen: Bin

ja eben ſo verlaſſen und verloren in meiner Einſamkeit! — Mir war's ſchon lieb, daß er nit wie die gemeinen Leut' ausrief: Jeſ' Maria! — Und er hat in ſeiner Stimme einen ſanften, ſüßen Flötenton.

„Nach einer Weile ſagte er: Ich bin der Welt abgeſtorben, ihr Thun und Treiben ficht mich nimmer an. Ich hab' und kenne Niemand, das Gelübde meines Ordens würde mir ſelbſt gebieten, Vater und Mutter zu verleugnen. Die Einſamkeit in Gott iſt mein Schutz und Schirm wider alles Menſchenwerk. Ich taufe, traue, nehme Beichte ab, hab' alſo nur Theil am Thun der Menſchen, ſoweit der Himmel hineinragt in die Erdenwelt.

„Hochwürden, ſagt' ich, bisweilen ragt auch Hölle herein in's Menſchenleben, die Dominicaner verfolgen, verfluchen —

„Ich fluche nit, ſagte Pater Jodocus, ich bin ein Mönch vom Berge Karmel und ſtifte neu den Orden einer Maria-Troſt-Brüderſchaft.

„Da erzählte ich ihm von dem Marienbilde an der Waldecke, ſprach ihm aber auch aus, wie mir die ſieben handgreiflichen Schwerter mißfielen, die den Buſen der Jungfrau durchbohren. Muß das ſein?

„Es iſt ja Alles nur ein Gleichniß, ſagte der Eremit. Nichts iſt, was es iſt, denn ſein Sein iſt nur Schein; es gilt an allem Ding nur was es bedeutet.

„Ich horchte tief auf, denn das ſchien mir delphiſch, ein Orakel.

„Der Einſiedel ſagte: Iſt uns Gott ſelbſt doch ewig ein Geheimniß, wir glauben den Schlüſſel zu haben und der Schlüſſel verſagt uns immer. Wir ſuchen den geheimnißvollen Gott und bleiben auf der Suche, finden ihn wohl erſt im Lande Jenſeits. Den ſinnlichen Menſchenkindern bleibt zum Nothbehelf ein Zeichen, Signum, Sinnbild. Nur ſo weit Du ihn begreifſt, haſt Du Deinen Gott.

„Doch nit mit den Händen, Hochwürden!

„Mit dem Herzen, ſagte der Siedel.

„Auch nit mit dem Verſtand? fragt' ich.

„Er ſah mich forſchend an mit ſeinen tiefliegenden Augen, dann ſagte er: Nun, im Verſtande, mein Kind, ſteckt eigentlich ſchon ein kleiner Teufel. Aber ſprich Dich aus, liebe Seele, vielleicht bezwingen wir ihn. Ich erwarte Dich allabendlich in der Klauſe. Kindern giebt's der Herr im Traum. Da Du aber kein Kind mehr biſt, mußt Du das Heil verſtehen lernen, ſo weit es Dein Sinn vermag.

„Er legte mir die Hand auf die Stirn und meinte, wenn hinter meinem Schädel der Verſtand ſäße, wolle er da anklopfen und das Teufelchen beſprechen.

„Ich denk' mir, er hat gewiß, wie er ſo ſprach, gelächelt wenn ein ſo heiliger Mann lächeln kann. Ich

ſah es nit in der Dämmerung; was er aber ſagte, war lieb und gut und da hab' ich ihm die Hand geküßt, und als er ſchied und ging, hab' ich ihm geſagt, ich wolle artig ſein und gehorſam.

„Die Nacht ſchlief ich zum erſten Mal hier oben ganz ſanft und ruhig. Kein böſer Lärm war draußen, kein Traumgeſicht ſchreckte mich innen; mir war als ſchwebte noch ſegensvoll über mir des hochwürdigen Mannes warme, weiche Hand."

* * *

„Ich geh' nun allabends beim Eremiten in die Kinderlehre, komme mir wie ein Schulkind vor, das im Kapitel vom Chriſtenthum mit dem Abc beginnt. In's Innere der Klauſe zu treten, bin ich noch nit gewürdigt. Es ſoll eine wahre Bethlehemsgrotte ſein, wo der Siedel in ſeinem Sarge ſchläft; er hat in Jeruſalem für ſein eigen Grab von dem des Herrn Chriſtus förmlich das Maß genommen. Daneben hält er ſich ein künſtlich Gärtchen, mit Glas überdacht, ein Warmhaus, das ihm der Hauer täglich heizt. Da zieht er allerlei Gewächs heran, aus dem Orient, Ignatiusbohnen, auch Waizenkörner aus ägyptiſchen Mumienſärgen. Er treibt eine recht heilige Botanik. Der Ziziphus, der Baum, von welchem für Chriſti Marterkrone die Dornen genommen wurden, will ihm nit recht gedeihen. Lieber Himmel,

es wächſt der Dornen genug hier bei uns zu Lande, und in jedem Menſchenkinde, das wir martern, wird ja der Herr Chriſtus gemartert. Auch Jerichoroſen zieht der fromme Mann. Er hat ſich die ewige Roſe aus Paläſtina mitgebracht. Sie ſtammt, ſagt der Hauer, aus der Wüſte. Auf der Flucht der heiligen Familie nach Aegypten ſproßten unter den Füßen der Jungfrau Maria bei jedem Tritt dieſe Blumen auf. Der Hauer zeigte mir eine verſtohlen. Es iſt ein rankenartig Gewächs mit einer wunderbar geſtalteten Blüthe. Der Einſiedler brachte ſich die Jerichoroſe getrocknet mit; aber wenn man ſie in's Waſſer taucht, blüht ſie wieder auf und duftet. Sie wird nun in Beeten vermehrt und mit den Knospenkörnern ſoll dann der ganze Kiſſhäuſer Berg bepflanzt werden. Ach wie freu' ich mich auf die ſchöne Gartenzucht im Berge des Herrn!

„So weit bin ich nun freilich noch nit. Der Eremit empfängt mich in einem Vorzimmer ſeiner Klauſe. Da liegen Schriften und Bücher; ich taſt' aber nichts an. Auf dem Betpult ſteht ein Todtenkopf, aus deſſen Augenhöhlen eine Lampe das dämmernde Licht giebt. Anfangs war mir's grauslich, aber man gewöhnt's.

„Der Einſiedel bringt mir das Chriſtenthum ſtückweis bei. Er lehrt mich noch nit, was Jeſus der Chriſt geſagt, gedacht, gewollt; er unterrichtet mich erſt wie

ich mich zu benehmen hab' vor dem Altar, vor einem Allerheiligſten. Kann's brauchen, auch vor der Bundeslade, wenn ich dumm Ding jüdiſch bleiben ſollte. Der Siedel lehrt mich gut knickſen, ehrerbietig das Haupt beugen, fein niederknien. O es thut ſo gut, wenn man betrübt iſt, in's Knie zu ſinken, niederzufallen in den Staub, denkt man ſich etwas Allerhöchſtes über ſich. Der Siedel lobte mich und ſagte, ich macht' es ſchon recht gut, wie ein wahrhaft Gläubiger. Er bringt mir den Anſtand vor Gott bei. Er lehrte mich einige Handbewegungen, Schirmſtreiche, wie er's nennt, mit der rechten Hand Streiche zum Kreuzmachen an Bruſt und Stirn, zum Schutz wider Anfechtungen des Böſen. Ich ſteh' nun ſchon in der Vorhalle zum Tempel Chriſti."

* * *

„Der Einſiedel nimmt mich tagüber auch mit der Nadel in Dienſt. Unlängſt fragt' er mich, ob ich nähen könnt'. Ei, ſagt' ich, was denken Hochwürden? Im Haus der Frau Wiwis hat's zu flicken 'geben! Nun läßt er mich Reliquien einfaſſen in Sammt und Seide, auch mit Watte verpacken in Körbchen und Schachteln. Wächſerne Engelfiguren und Chriſtkindlein ſind mir lieber als morſcher Trödel. Geſtern bracht' mir der Hauer einen höchſt moderigen Heiligenknochen, den er Gott weiß wo! aufgegraben. Ich ſagt' ihm: Wohl von

Sanct Mufficus? — Ich gab ihm das Bein zurück; es roch mir zu ſtark, mocht's nit anfaſſen, noch minder in Watte nähen. Ho! ſprach der Hauer, je ſchärfer ein Heiliger im Geruch, deſto mehr das Verlangen nach ihm! — Nit bei mir, ſagt' ich. Bringet mir lieber einen Eſelskinnbacken zum Einfaſſen mit Perlen und Schnüren; Ihr könnt dann ausposaunen, er ſei vom heiligen Bileam!

„Der Hauer hat's dem Siebel wieder erzählt, und Der hat geäußert, ich ſei ein ſcherzhafter Genius; man könnt' mir nit beikommen in alter Manier. — Hat ſich was!"

* * *

„Neulich hat mir der Siebel die Heiligkeit der Siebenzahl erläutert. Hab' oft von einer böſen Sieben gehört, ſagt' ich. Ich ſollt' den Alfanz laſſen, zürnte der Hochwürdige, die Sieben ſei heilig, und warum? Die Apoſtel hätten ſieben Gehülfen zum Gottesdienſt auserwählt, und der Geſchenke des heiligen Geiſtes im Sacrament der Meſſe ſeien ſieben, der Schmerzen Mariä gleichfalls. Nach der Auferſtehung des Herrn gingen ſieben Schüler fiſchen und Chriſtus lud ſie zu ſich. Sieben ſind die Säulen im Hauſe der Weisheit, ſieben Lampen brannten in der Stiftshütte Iſraels und ſieben Leuchter zählt die Apokalypſe.

„Die Fünfzahl ſei auch heilig, ſagt der Siebel, denn ihrer fünf waren mit dem Herrn bei der Auferweckung der Tochter Jairi. Drei eben ſo ſacroſanct, denn der Apoſtel waren Drei mit Jeſu auf dem Berge, da er verklärt ward. Alles was ungerade läßt der Siebel — gerade, d. h. heilig ſein. Eins iſt auch geweihet, ſagt er, denn Einer war's, der dem Herrn bei der Paſſion folgte, Johannes, der die Leinwand fahren ließ und nackt entfloh. Der Siebel miſcht Irdiſches und Himmliſches wunderbar in einand.

„Zwei iſt auch nit übel, ſagte er ſcherzhaft und kniff mir die Backen. — Wie das? fragt' ich. — Nun, wenn ihrer Zwei recht herzlich mitſammen ſind und ſich gern mögen. Haſt noch zu niemand 'ne Paſſion gehabt, Kind?

„Paſſion? Ei, das gehört ja zum Leiden Chriſti! —

„Nun, Leidenſchaft iſt auch eine Paſſion, ſagte der Siebel. —

„Seltſamer Heiliger das!"

* * *

„Der Hauer brachte mir geſtern einen Monicagürtel; den ſollt' ich tragen, habe Pater Jodocus geſagt. Dieſer Bußgürtel iſt ein mit vielen Knoten aus Roßhaar gedrehtes Seil, um die bloßen Hüften zu binden, zu drehen, und wenn es ſchmerzt, mählig immer enger

zu ziehen. Das thät' ich nicht! ſagt' ich dem Hauer. Und wozu die Pön gut ſei, fragt' ich ihn. Er meinte: gegen unkeuſche Gedanken. — Wenn man aber keine hat? — Nu, meinte der Menſch, der Gürtel ſei gut für alle Fälle. Ich ſchickte ihn fort mit dem Strapazierinſtrument.

„Ich will dem frommen Einſiedel ſonſt gern gehorchen. Er hat mir Freitags ſtrenge Faſtenſpeiſe verordnet. Warum ſoll ich nit, wenn dem Herrn Chriſtus damit gedient iſt, gute Fiſche eſſen benebſt ſüßem Backwerk? Dagegen werd' ich gewaltſame Exercitien, falls er ſie mir vorſchreibt, nimmer machen. Sie kommen mir vor wie unverſchämte Gymnaſtik. Soll ich meinen Rücken entblößen, ihn mit Strick und Geißel wund hauen? Das thu' ich dem Herrn Chriſtus nit zu Gefallen. Kann ich nit anders denn mit geſchundenem Leib in ſein Himmelreich kommen, dann mag ich auch nit hinein. Ach, ach! Der Eremit will ein Heiliger werden bei lebendigem Leibe, fürcht' ich. Darum die langen Nächte bitterböſer Kaſteiung, unaufhörlichen Gebetes und tagüber ſtumm wie ein Fiſch und ein Faſten ſchier bis zur Ohnmacht. Und er thut mir ſo leid! Er ſagt: Wir tödten das Fleiſch, um ganz Seele zu ſein. Mit Hülfe der Faſten würde der Menſch ätheriſch, und die Seele, vom ſchlafenden Leibe gelöſt, ſchwebe über allem Irdiſchen, Weltlichen. Das Leben würde dann ein

Nachtwandeln und in ſolcher Ekſtaſe hätt' der Geiſt über alle Leiblichkeit eine Kraft, die man am hellen Tage und bei nüchternem Verſtande nit ahnen, nit begreifen könne. Die Wirklichkeit verklären, ſie in eine höhere Sphäre rücken, das ſei, ſagt er, der Triumph des Chriſtenthums. Und ſolch' Empfinden hab' auch dazu gehört, ſich Engel zu denken, die mit Fittichen über aller Weltlichkeit ſchweben. Vielleicht, ſagt er, ſchwebt ja auch unſere Seele dereinſt über dem todten Leibe.

„Lieber Herr Gott! Da Dir Alles möglich iſt, bitte: laß mich, bin ich todt, ein kleiner Engel ſein, der über die Menſchen dahin flattert und laß mich zuſchauen was ſie thun und treiben, wenn ich nit mehr unter ihnen bin. Ach, ſie werden mir, von oben angeſchaut, eitel fürkommen wie ein Ameiſengewürm. Aber das ſchadet nicht; ich will ſie auch dann lieb haben, die kleine wimmelnde Menſchenwelt."

* * *

„Der Einſiedel ſchenkte mir einen Roſenkranz, einen „großen", den ſie Marienpſalter nennen, weil die fünfzehn großen Kugeln die fünfzehn Geheimniſſe der Jungfrau Maria bedeuten. An jeder Kugel iſt ein Paternoſter zu beten, jede Kugel hat aber noch zehn Kügelchen, und jedes Kügelchen verlangt ein Ave Maria; 15 × 10 macht 150 Gebete.

„Ich zeigt' ihn der Wünſchin. Die meinte, Eulenſpiegel pflege zu ſagen: Die Menge muß es bringen.

„Der Kranz iſt recht ſchön, die Kugeln aus Roſenblättern gepreßt und getrocknet, das Kreuz daran von Roſenholz aus dem Morgenlande. Das duftet gar lieblich, aber ich fürcht', ich bete mich dumm daran. Ich will doch lieber beim kleinen Roſenkranz bleiben, den ich von der Mutter Joſepha als Erbſtück habe; ich denk' bei jedem Kügelchen an die Todte.

„Die profane Wünſchin ſagt: Wozu das viele Beten! Giebſt ein paar Batzen und der Prieſter murmelt Dir die Meſſe herunter. Baſta. — So verſchieden denken Chriſtenmenſchen.

„In den neuen Orden, den der Einſiedel ſtiften will, in die Maria-Troſt-Brüderſchaft vom Berge Karmel, werden auch Frauen aufgenommen. Unerhört ſoll darin gefaſtet werden bis Einem die Sinne ſchwinden. — Das iſt nit geſund.

„Die Wünſchin ſagte: Ja, das wird wie bei den armen Clariſſinnen ſein, die vom Bettel leben, aber nit einmal betteln dürfen, ſondern warten müſſen, bis man ihnen was bringt. Nur wenn eine Nonne vor Hunger ſchier verſchmachtet, darf ſie die Glocke ziehen, damit die Bauern in der Nachbarſchaft es hören und ſich erbarmen. Das heißt man die fromme Hungerglocke.

„Die Wünſchin iſt keine Freundin vom Faſten; iſt ſie doch alt und gebrechlich. Sie bekommt vollauf und iſt darob ſeelenvergnügt. Ich fragte, ob ſie die Koſten für Speiſ' und Trank vielleicht von dem Schatze beſtreite, den die Schweſter Ignota hinterlaſſen habe. — O nein, ſagte die Alte, das leiſten die werthen Herren Grafen vom hohen Schwarzburger Hauſe, kraft einer Gnadenſtiftung. Der Schatz meiner in Gott entſchlafenen Donna beſteht gar nit aus Gold und Silber, eitel aus Papier mit Schreibereien. Der hochwürdige Bruder, der ſie getauft und getraut, hat ſie vor Gericht beim heiligen Amt auch vertheidigt, und was er da vorgebracht zu Gunſten ſeines Beichtkindes, hat er niederſchreiben laſſen. Dieſe Ehrenrettung, daß ſie keine Hexe geweſt, iſt die Hinterlaſſenſchaft der grauen Begine. Wenn Ihr, liebe kleine Donna, in Eurem Zimmer hinter dem Kamin die große ſchwere Fallthür regieren könntet —

„Ich hab' den eiſernen Schieber, ſagt' ich, ſchon einmal zurückgeſchoben, und hineingelugt in den unterirdiſchen Gang der Burg.

„Der Gang führt zum Palas, zum Schloß der Männer, erläuterte die Wünſchin. Der Schieber iſt in Eurer Gewalt und wenn Ihr mit Anderer Hülfe die Fallthür heben wolltet, dann könntet Ihr hinunterſteigen in den Keller. Gleich links in der Niſche, da iſt, wohl

vermauert, das Schriftstück in einer eisernen Kiste eingefügt. Den Schlüssel dazu hat der Einsiedel, der Pater Jodocus; geöffnet werden soll aber die Kiste sammt dem Document erst, wenn die Schwarzburger Grafen hier auf dem Kiffhäuser Berge einen Familientag halten, um ihre sieben Sachen zu schlichten und zu ordnen. Ob der Einsiedel Hochwürden nicht schon hinein geguckt und genascht hat, das weiß Gott der Herr; dumme Menschenkinder können's nur muthen, wie der Hauer sagt. Gekramt hat der Pater Jodocus oft genug im unterirdischen Gange, und Neugier ist nit blos Erbtheil der Töchter Eva's; Sünder aber sind wir Alle."

* * *

„Gestern zur Abendmette war es recht schön bei uns in der Kapelle zum heiligen Kreuz. Pater Jodocus sang mit seiner rührenden Stimme den Hymnus und die versammelte Menge, das Landvolk aus den Dörfern und Hütten, correspondirte mit der Litanei. Nach der Feier berief mich Jodocus zu sich und erklärte mir die Messe in allen ihren Sätzen. Im Kyrie sinkt Alles zerknirscht nieder, des Staubes eingedenk, aus dem alle Creatur besteht. Furcht und Schreck, sagt Ehrwürden, sei der Anfang in allen Religionen bei allen Völkern; der Wilde stürzt zu Boden, wenn er über sich in den Wolken den Donner hört. Im Gefühl seiner Nichtig-

keit überkommt aber den armen Menſchen die Ahnung, es gäbe ein Etwas über und außer ihm, ein Erhabenes und Allmächtiges, das mitten in aller hinfälligen Vergänglichkeit unverwüſtlich bleibt von Ewigkeit zu Ewigkeit. Mit dieſem Gefühl jubelt die Muſik im Gloria; das iſt der zweite Satz in der Meſſe. Stehen ſich nun Erd' und Himmel, Vergängliches und Unvergängliches, fremd und geſchieden einand gegenüber, ſo giebt es doch etwas, das ſie verbindet und vermittelt. Das iſt das Credo, der dritte Satz der Meſſe. Gegenſtand des Glaubens iſt der Sanctus, der als ein Segenſpender, ein Benedictus, unter den Menſchen einherſchritt, die ihn nicht verſtanden, ihn marterten und kreuzigten. Er ſtarb am Kreuz unſchuldig, ein Agnus Dei, ein Lamm Gottes, und in dieſem Bilde iſt uns Chriſtus nit todt, wir haben ihn in dieſem Bilde allzeit leibhaftig und gegenwärtig.

„Hochwürdiger, ſagt' ich, ha'n wir den Herrn Chriſtus nit auch in der Schrift, in dem was er geſagt und gelehrt?

„Er blitzte mit ſeinen geheimnißvollen Augen hin und her und ſagte dann unwirſch und verächtlich: Sancta simplicitas!

„Er hatte mich ſo gerührt mit ſeiner ſchönen Erklärung der hohen Meſſe und nun ging ich doch betrübt nach Hauſe. Sancta simplicitas! hat er geſagt. Soll wohl heißen: Dumme Gans."

* * *

„Es war nit ſo bös gemeint vom Siedler. Heute kam er von ſelbſt auf das von geſtern zurück und ſagte, auf die trockenen Lehrmeinungen komme es gar nit an, nur im Bilde könne und dürfe man Gott anbeten, ihn ſelbſt in ſeiner Weſenheit erkennen wollen, ſei Frevelmuth. Die Schrift ſei den Laien verboten, weil ſie ihnen unverſtändlich bleibe. Chriſtus habe damit der Welt nicht den Frieden, ſondern das Schwert gebracht, wie er ja ſelber eingeſtanden, und nun der Auguſtiner von Wittenberg die Bibel aus der wohlthuenden heiligen Verborgenheit wieder hervorgezogen, werde die Welt von neuem von Gezänk, Streitſucht und Rechthaberei erfüllt werden und die Kirche Gottes, die Gemeinſchaft der Heiligen, ſich auflöſen im Krieg der Sekten wider einander. Die geheiligten Traditionen verwerfe dieſer Mönch Martin und treibe an der Schrift eitel Wortklauberei.

„Der Siedel iſt ein tiefſinniger, aber unglücklicher Mann. An allen Stätten iſt er in Paläſtina geweſt, wo ſich heiliges Leben begab, im Gethſemanegarten mit den alten Olivenbäumen, unter denen Jeſus mit ſeinen Jüngern ſo oft übernachtet, auf dem Oelberg, wo er geweint und ſein Wehe gerufen über Zion, die Stadt Davids und den Berg Morija, auf welchem Salomons Tempel ſtand. Bei der unteren Kidronbrücke und auf der ganzen via dolorosa hat er all die Stellen geküßt,

denen Jesu Hände, Knie und Füße eingedrückt sind. Die Juden spotten über den Stein, dem er Spuren seines Fußes hinterließ, als er gen Himmel stieg. Und die Muhamedaner verjagten die Christen und sagen, der Platz sei der ihrige, denn dort sei Davids Grab und David ist im Islam ein großer Heiliger. Alle Heiligkeit aber wird vernichtet im Streit der Sekten, sagt der Siedel, darum solle man nit forschen, sondern nur beten. Seine Ortskunde im heiligen Lande ist groß. Auf Golgatha, an dem Säulenstück, an welchem die Kriegsknechte den Herrn geißelten, an den Nischen, wo sie ihm die Dornenkrone aufsetzten, steigt man hinunter in die Felsenkammer, wo er sich zum Tode vorbereitete, zu der Kapelle der heiligen Helena und zu der Schlucht, wo sie das Kreuz wiederauffand, dessen größte Partikel in Rom und dessen kleiner Splitter in der deutschen Kaiserkrone steckt. Die Rotunde, welche das heilige Grab umschließt, ist mit einer Bleikuppel überdeckt, deren Mitte offen steht, frei für Sonne, Mond und Sterne, frei auch für die Spötter und Zweifler. Das Heilige besteht ja nit in der thatsächlichen Richtigkeit der Dinge, sondern im Glauben daran auch ohne Beweis. In unseren Fabeln ist es ja gleichgültig ob der Hund, der Leu, der Wolf je so gesprochen wie man sie sprechen läßt; in ihrem Sinne liegt ihre Wahrheit.

„So sagte der Siedel und klagte laut: Ach was

hab' ich für ſchmerzhafte Oſtern zu Jeruſalem erlebt, nit nur ſchmerzhaft um des Todes Chriſti willen, ſondern gräulich durch Hader und Zank auch innerhalb der Kirche. Lateiner und Griechen wurden handgemein in der Grabkapelle des Herrn. Beide machen ſich das heilige Feuer ſtreitig, das am Oſterſonntag immer wieder vom Himmel fallen ſoll. Chriſt iſt erſtanden! rufen Alle und ziehen doch heimlich Meſſer und Stilette blank, um die Nebenbuhler zu ſchädigen. Die guten Franciscaner, die Männer des heiligen Grabes, können die Streitenden nit bezwingen, ſarazeniſche Soldaten müſſen einſchreiten, die Rauſer auseinanderzubringen. Die Türken ſehen ſpöttiſch drein auf uns Chriſten und unſere ecclesia militans. O Jeruſalem! — Stadt des Friedens bedeutet Dein Name, aber Chriſti Nachgefolge ſtraft den Namen Lüge!

„So ſagte der Siebel, ſeufzte tief und blickte recht wehleidig drein mit ſeinen von Gram verſunkenen Augen; er trägt recht ſchwer daran, in ſeiner Gotteskirche ſoviel ſchadhafte Stellen entdeckt zu haben. — Er rieb ſich mit dem Zeigefinger die Stirn und ſagte, er hätte Schmerzen im Gehirn; ein Keulenſchlag von der Hand eines türkiſchen Seeräubers hat ihn im Morgenlande getroffen und niedergeſtreckt. Von den Todten auferſtanden und geheilt, hätt' er doch immer das Gefühl

gehabt, als wär' ihm im Schädel ein Splitter ſitzen geblieben."

„Ich erſchrak und dachte, wenn's nur nit der Splitter vom Kreuz iſt, nach welchem der Hauer gräbt!

„Dann legte Jodocus die Hand auf meine Schulter und ſagte, es ſei eine Thorheit, zu meinen, daß die Religionen ſich bekämpfen müßten. Eine Religion ſei die wahre, und die umfaſſe alle anderen, nehme auf, was in ihnen gut, und könne auch deren Irrthümer in chriſtliche Heilthümer wandeln. Er war ſehr lieb und gut, wie er ſo ſprach. Sei getroſt, Kind Iſraels, ſagte er zu mir, als Tochter des alten Bundes biſt Du dem neuen Bunde nahe genug.

„Herr Gott! rief ich, das hat der Vater Jakob auch gemeint.

„Der Siedel erzählte mir vom Erzengel Michael. Die Engelverehrung in der chriſtlichen Kirche ſei eine Erbſchaft aus dem Judenthum und die Juden hätten ſie von den Chaldäern. Die Gebote Gottes hätte den Propheten immer ein Engel gebracht und die Offenbarung Johannes ſei recht eigentlich das myſtiſche Lehrbuch von den Engeln und Afterengeln. Der böſen Aufwiegler ward Michael Herr und warf den Lucifer in den Abgrund. Auch was der Brief Judä vom Michael berichte, daß er die Leiche des Moſes dem Satan abgekämpft, um ſie zu beerdigen, ſei ja eine jüdiſche Legende

und daher Michael der Genius der Todten, der Führer der Seelen, wie bei den heidniſchen Griechen Gott Mercur. Anfangs hätten ſich die Chriſten vor der Engelanbetung als Götzendienſt geſträubt, bis ein Concil zu Nicäa ſie geboten. Seitdem wimmele es nun von Engeln und Heiligen. Man müſſe aber Muſterung halten und es ſei die Zeit nahe, die Kirche Chriſti neu zu geſtalten. Was am alten Bau verrottet und verwahrloſ't, müſſe eingeſargt, in Katakomben verſcharrt werden, um neu aufzuſtehen 'in lichterer Geſtalt. Aus Katakomben ſei ja auch das apoſtoliſche Chriſtenthum bei den heidniſchen Römern dermaleinſt wieder erſtiegen.

„Ich dacht' bei mir: Und in ſolche Katakombe will er ſich verkriechen, um dann wieder hervorzutreten?

„Hochwürden, ſagt' ich, Gottes ſchöne Sonne leuchtet ja ſo hell und klar: Wozu erſt in die Nacht ſteigen und der Welt abſterben, um dann als verklärter Geiſt wieder aufzuſtehen? Gottes Auge ſieht uns ja bei Tage und wir könnten gut ſein und Gutes thun eh' die Nacht kommt, da niemand mehr wirken kann!"

„Er ſah mich mit ſeinen hohlen Augen tiefſinnig an, dann lächelte er und ſagte: Du kleine Heidin!

„Lieber Himmel, wie ſoll denn nun in meiner armen Seele der Streit beigelegt werden, der Streit zwiſchen Judenthum, Chriſtenthum und Heidenthum? — Werd' ich je eine perfecte Chriſtin werden? O ja! —

Jeſ' Maria darf ich noch nit ausrufen, denn ich bin halt noch nit dazu bevollmächtigt, wohl aber kann ich ſeufzen: O je, — ich mein': Jeremias!"

Achtes Capitel.

Die letzte Nacht in der Klauſe.

Sephchen beſchrieb noch folgende Blätter.

„Der Einſiedel lehrt mich ſchöne Bittfahrts- und Marienlieder, Text und Noten. Er hat's aus alten Minnebüchern genommen, und ich ſchreib's mir auf in der Urſprache. Das Lied von der Mageb lautet:

Du biſt min, ich bin din,
des ſollt du gewiß ſin.
du biſt beſlozzen
in minem herzen.
verlor'n iſt daz ſluzzelin,
du wirſt immer drinnen ſin.

„Meiſt aber hat er die Lieder in unſere Sprechweiſe umgeſetzt; er iſt ein rechter Poete und er ſingt gar rührend. Wir ſtudiren Zwiegeſänge ein und er macht dabei den Herrn Jeſus, ich die arme Menſchenſeele, die nach ihm ruft. Er ſingt:

Heb' auf dein Kreuz, geliebte Braut,
Und folge mir durch's bittre Kraut! —

Und ich dann:

Ach lieber Bräutigam, ach, ach!
Ich bin noch jung, ich bin noch ſchwach.
Ich liebe dich gewißlich ſehr,
Doch iſt dein Kreuz mir viel zu ſchwer. —

Darauf entgegnet er:

Nur Muth! Du biſt ſchon ſtark genug,
Ich war noch jünger als ich's trug.
Biſt Du hernach erſt alt und kalt,
Haſt Du des Kreuzes kein Gewalt!

„Beſonders ſchön iſt das eine Duetto. Ich als Seele ſinge:

Wann wird doch mein Heiland kommen
In das wilde Thränenland?
Plag' und Klag' hat zugenommen,
Neid' und Leid nimmt überhand.
Wann wird mich mein Heiland grüßen,
Mir den bittern Kelch verſüßen?
Herr, Du bleibſt mir gar zu lang,
Nach dir iſt mir angſt und bang.

„Und er dann:

Braut, wie biſt Du gar verſunken
In dem Meer der Traurigkeit!
Leid hab' ich Dir zugetrunken:
Liebſt Du mich, ſo thu' Beſcheid.
Lieb' iſt nimmer ohne Leiden,
Lieb' und Leid ſind nit zu ſcheiden.
Wer nicht leidet, liebet nicht,
Liebſt du, ſo iſt Leiden Pflicht.
Kurze Freud' bringt langes Leid,
Kurzes Leid bringt lange Freud'!

„Zum nächſten Frohnleichnamsfeſt ſoll ich bei der Prozeſſion eine Rolle ſpielen; der Siedel weiß nur noch nit, ob als heilige Magdalena, denn die hat langes, blondes Haar gehabt. Ich wär', ſagt' ich ihm, eher zur Judith gut. Ja, meint' er, ich könnt' ſchon einem Manne ohne Schwertſchlag den Kopf verrücken. — Was der Siedel auch ſcherzhaft ſein kann!

„Er will die drei goldnen Feiertage der Chriſtenheit wieder neu in Scene ſetzen und zu Ehren bringen, die drei Feſttage von Mariä Geburt, Empfängniß und Himmelfahrt. Und da wird denn die heilige Jungfrau förmlich bedrängt und belagert mit Bittgeſängen, als da ſind:

Du ſteheſt Allen bei,
Nachſt ſie von Kummer frei,
Gegrüßt ſei'ſt Du, Maria!
Du giebſt den Blinden Licht,
Nachſt daß der Stumme ſpricht,
Du machſt die Lahmen geh'n,
Die Schwachen wieder ſteh'n —

„Aber, mein Gott, das thut ja der Herr Chriſtus! dacht' ich. — Maria, hilf, Maria wird helfen, Maria hat geholfen! ſollen wir ſingen. Nächſt Gott meine erſte und beſte Zuflucht, Königin des Himmels, Gnadenmutter! — Ich fürcht', ich werd' eher eine Marianerin als eine Chriſtin. —

„Jetzt muß ich den Hymnus von der „myſtiſchen Wurzel" einſtudiren. Der lautet wie folgt:

Von Jeſſe kam ein Wurzel zart,
Daraus entſproß von Wunderart
Ein Zweig, der ſchön ein Röslein bringt,
Deß Duft ſüß in mein Herze bringt.

Die Wurzel der Stamm David's iſt,
Maria, Du das Zweiglein biſt,
Dein Sohn die Blum', die ſchöne Roſ',
Die Gott und Menſch in Deinem Schooß.

O Wunderwerk, auf Einem Stiel
Steh'n Röslein und der Blätter viel.
O Wunderwerk, in Gottes Sohn
Sind zwo Naturen, Ein' Perſon.

Roth iſt die Roſ', grün iſt das Blatt,
Ein Zweiglein gleichwohl beide hat:
Alſo man zwo Naturen find't
Und Ein' Perſon im Chriſtuskind.

„Ach, wenn nur nicht im Siebel auch zwo Naturen ſtecken! — Da ſind auch Weiſen von der Tochter Sion aus dem hohen Liede Salomonis. Die wimmernde Seele ſehnt ſich nach Kuß und Ring, nach dem Kuß der Verlobung und nach dem Ring der Vermählung. Virgo Israel, laß Dich gewinnen: ſonſt wird aus Dir eine Tochter Babylons!“

* * *

„Der Eremit brachte mir zwei Lämmer mit Glöckchen an rothem Bande um den Hals; die ſollt' ich weiden,

ſagte er. Es ſtände mir gut, die Thiere als Schäferin zu hüten, mit einem Stab in der Hand wie ein Biſchof. Es ſei auch ganz gut chriſtlich, wenn er mich mit dem Schäferkrummſtab belehnte, wie weiland Chriſtus zu Sanct Petrus geſagt: Weide meine Lämmer! — Aber dann müßtet Ihr ja, ſagt' ich ihm, der Herr Chriſtus ſein und ich Euer Peter; einen weiblichen Peter aber gäb's ja nit! — Er meinte, eine Petronella gäb's. Große Heilige hätten auch geliebte Freundinnen gehabt wie Hieronymus die heilige Paula und die heilige Marcella. Euphroſyne von Alexandria ſei in Mannskleidern einhergegangen und Sancta Thekla, die Schülerin des Paulus, folgte ihrem Meiſter auf ſeinen Wanderungen in Mannstracht. Das verlange er nicht, ſagte der Siedel, ich ſolle Frau bleiben, ihm aber eine Gefährtin werden, eine geiſtliche Tochter nit blos, ſondern eine angehende Schweſter im Herrn. Trage Weiß, mein Kind! Weiß ſteht Dir gut. Und Weiß iſt die Farbe der heiligen Jungfrau.

„Aber Hochwürden, ich bin nit ſo eitel. Und daß Ihr ſo viel auf die Kleidung gebet —

„Alles, mein Kind, iſt bedeutſam — als Symbol.

„Er hatte über ſeiner braunen Kutte einen neuen weißen Kragen mit ſchwarz-braunen Streifen. Haben die Streifen auch Bedeutung? fragt' ich ihn.

Er ſagte, ſie bedeuteten die Brandflecke auf des Elias Mantel, den der Prophet ſeinem Nachfolger Eliſa herabwarf, als er auf dem feurigen Wagen gen Himmel fuhr.

„O je! ſagt' ich, alſo ſo?

„Er wurde eifrig und dringend. Wenn ich eintreten wollte in ſeinen neuen Orden der Brüderſchaft und Schweſterſchaft Unſerer lieben Frau vom Berge Karmel, dann ſtünd' mir frei, mein Kleid zu beſtimmen. Hätt' er die Mittel dazu, er würd' ein Doppelkloſter ſtiften wie weiland die heilige Brigitta, die ein Mönchs- und ein Nonnenkloſter erbaute, der Zahl nach für Zwölf in jedem Hauſe. Eine Mauer trennte die Gebäude, aber ein Guckfenſter ſei darin angebracht geweſt, ſich zu inſpiciren und zu bewachen; die Nonnen beſorgten den Mönchen ihr Zeitliches und Weltliches, Dieſe aber für Jene die himmliſche cura.

„Das wär' ja ganz eine förmliche Ehe! rief ich.

„Im höhern Sinn! ſagte der Eremit. Es gebe eine ſinnliche Liebe und eine höhere geiſtige Liebe, auch eine ſeraphiſche Ehe, rein vor Gott, eine Engelsehe, wie Joſeph ſie geführt. Das ſinnlich Vorhandene zu verklären, ſei ja Sache, Zweck und Ziel des Chriſtenthums, Abtödtung des Fleiſches mache fähig, die Himmelsleiter zu beſteigen.

„Ich hätt' kein' Luſt dazu, die Leiter zu beſteigen, ſagt' ich, die Wünſchin würd' mich auslachen!

„Der Einſiedel wurde zornig und ſprach: Die Dummheit iſt allezeit der Schatten des Heiligen, und wo man Gott eine Kirche baut, da lehnt immer der Teufel ſeine Kapelle an. Ach, die Wahrheit geht oft wie ein einſamer Bettelmönch einher, baarhaupt und baarfuß!

„Hochwürdiger Vater, ſagt' ich, wenn Haupt und Fuß nur gut gewaſchen ſind!

„Was Du wieder ſpöttiſch biſt, mein Kind!

„Bin nur einfach offen und ehrlich! ſagt' ich und wünſcht' ihm eine gute Nacht. Er ſaß — wie ich noch den Kopf zu ihm wendete, — betrübt in ſeinem Seſſel und ſeufzte tief. —

„Seltſam! Der Kaplan ſoll mich zur Chriſtin machen und iſt im Stand: er macht mich noch eher zu einer Nonne!"

* * *

„Geſtern hab' ich ſchreckliche Stunden beim Eremiten verlebt, es war meine letzte Nacht in der Klauſe; ich kann ſie nit wieder betreten. Mir zittern noch heut am hellen Tage die Glieder. Wie ſoll ich die Feder führen, das zu beichten? Aber es muß ſein, es iſt ja

ein Schrei nach Hülfe. Wird mein Ritter noch einmal mein Retter ſein?

„Ich hatte mir's längſt vorgenommen, den Pater Jodocus allen Ernſtes zu fragen, ob es der Vorbereitungen zum Chriſtenthum noch nit genug und wann er mich taufen wolle. Er ſagte, ich ſei noch nit reif dazu. Dann fragt' er mich, ob ich denn wiſſe, was der heilige Act zu bedeuten habe, was Taufe ſei.

„Eine Reinwaſchung der Seele, war meine Antwort. — Nun ja, ſagte er, rein vom Böſen ſoll Deine Seele werden, es bedarf alſo eines Exorcismus. Es ſteckt noch ein Teufelchen in Dir, den muß ich Dir austreiben, mein Kind!

„Welcher Teufel? fragt' ich.

„Der Teufel der lachenden Heiterkeit. Beichte mal gründlich!

„Ich ſchrie laut auf: Kann das ein Teufel ſein? Ich hab' nichts Böſes gethan, bin mir keines böſen Gedankens bewußt, hab' nichts, weiß nichts zu beichten.

„Er ergriff meine beiden Hände; ich glaubt', er wollte mich beruhigen; er ſagte: Hör' mich an, Joſepha, ich will bei Dir beichten geh'n.

„Verkehrte Welt! Der Prieſter beim Beichtkind?

„Bei der Unſchuld Deiner Seele! ſagte er feierlich und ich dacht' an nichts Uebles.

„Jodocus hieß mich neben ihm ſitzen und ſprach: Ich war im Laienſtande als Ritter, als Sohn einer erlauchten Familie, mit einem Fräulein aus Franken verlobt, die ich liebte, wie ſie mich. Da kam das Unglück über uns, ein jahrhundertaltes Unheil, das ſich als Fluch immer von neuem an uns vollzog, und mein Vater that das Gelübde und ſprach auf die Hoſtie hin: Ich und mein Haus, wir müſſen dem Herrn dienen! Anders fänd' er keine Urſtänd bei Gott, keine Ruhe für ſeine Seele! Mein Aelterbruder büßte im Dominicanerkloſter den Irrwahn ſeiner Leidenſchaft. Mein zweiter Bruder ward in den Rock eines Chorherrn geſteckt; ich nahm das Kreuz der Johanniter und zog gen Jeruſalem. Ich verzichtete auf meine irdiſche Braut und hatte nur noch eine himmliſche; der heiligen Jungfrau Maria widmete ich mein Schwert, mein Leben, meine Seele. Bei Akkon-Ptolemais überfiel ein türkiſcher Seeräuber unſer Schiff. Er enterte und es kam zum Kampf. Ein Keulenſchlag warf mich zu Boden. Wie ich aus der Betäubung erwachte, lag ich auf dem Lande, in einer Grube unter den Todten, eine Handvoll Staub bedeckte uns, nur ſoviel Erde, daß die Vögel der Wüſte uns aufſcharrten. Ich aber ſcharrte mich ſelber auf. Ein Starrkrampf hatte mich erfaßt, ich hatte gefühlt, was mit mir vorging, aber ich konnte mich nit rühren. Es war mitten in der Nacht, als ich erwachte und den

losen Haufen Erde von mir schüttelte. Ich raffte mich auf. Nackt, wie ich war, von Rüstung und Kleidung entblößt, ergriff ich ein Leichentuch, in das ich mich hüllte und stieg aus der Gruft, ein vom Tode Erstandener. Eile that noth, denn Spahi's schwärmten in der Nähe. Die Wächter flohen entsetzt vor meiner Erscheinung, ich aber floh feldeinwärts, versteckte mich tagesüber im Gebüsch, wanderte Nachts weiter, stieg die Höhen hinan, auf den Berg Karmel. Berg Gottes heißt Karmel, und das war er mir. Ich fand Obdach im Kloster der Mönche, ich fand Kleidung, es war die Kutte der Karmeliter. Ich blieb in der Kutte, ich legte das Gelübde des Ordens ab, ich erhielt die Weihen des Priesters. Das Alles schuf die Noth; sollt' ich nach dem Spruch des Vaters Gott dienen, so diente ich Gott nun doppelt, den Todten meines Hauses zur Sühne. Jahrelang hab' ich im Morgenlande gelebt und gebüßt und bin die Stätten des Heils durchgewandert, ruhelos, ohne Ruhe für mich, aber um Denen, die todt, Ruhe zu schaffen. Auf dem Berge Gottes gab es nur Gebet, Fasten und Kasteiung. Die Oase in der Höhe duftet vom Arom guter Kräuter und aus den Kräutern kochen die Brüder heilende Säfte. Mich erfaßte endlich doch die Sehnsucht nach der Heimath. In Wälschland hüten die Karmeliter das Haus zu Loretto; dort erhielt ich vom heiligen Vater das Breve zur

Stiftung eines neuen Ordens Unſerer Lieben Frauen vom Berge Karmel. Ich zog heim in die deutſchen Lande. Der Welt war ich abgeſtorben kraft meiner Gelübde, den Lebenden galt ich für verſchollen, für todt, meine Braut war die Gattin eines Andern geworden. Hier auf dem Kiffhäuſer ſiedelte ich mich an. Der Berg duftet wie der Karmel, ein Geruch der Heiligkeit durchwürzt ſeine Kräuter, ein Gewebe von Märchen und Sagen durchzieht ſeine Luft und ſeine Höhlen. Ich hörte von einem Bunde der Kronenwächter im deutſchen Volk und mich erfüllte der Traum, die verlorene Krone des großen Karl wiederzufinden. Die Fabel war lockend und ihr Sinn war gut. Die Fabel läßt ſich widerlegen, ihr Sinn bleibt ewig geltend, ſowie wir Gott zu ſuchen haben, bleibt er uns auch unauffindbar. Stiften wir den Orden einer Brüderſchaft und Schweſterſchaft vom Kiffhäuſer Berge, vom deutſchen Karmel! Joſepha, ſei Du mir die Auserwählte, die Geliebte, die ich weltlich verlor, um ſie im heiligen Sinne wieder zu beſitzen. Joſepha, nimm den Schleier, dann biſt Du die Braut des Himmels. Jeſus Chriſtus iſt dann Dein Bräutigam, aber ich, ein Geweihter, ein Prieſter des Herrn, bin ſein Stellvertreter. Joſepha, ich umarme Dich im Namen Gottes, komm' und küſſe mich!

„Er umfaßte mich mit beiden Armen, ſeine Augen glühten, ſeine Lippen zuckten. Ich ſchrie laut auf und

ſchleuderte ihn von mir. Er ergriff mich von neuem und wir rangen mit einander auf Tod und Leben. Ich konnte die Thür nicht erreichen, er ſperrte ſie und warf den Schlüſſel zum offenen Fenſter hinaus. Da ſprang ich auf den Fenſterſims, riß den Flügel auf und ſprang hinaus. Der Mond ſtand hell am Himmel und ich enteilte. Wie ich mich umblickte, ſtand der unglückliche Jodocus vor der Klauſe. Still und reuig, wie es ſchien, ſtreckte er wehmuthsvoll, ohne mir zu folgen, ſeine Arme nach mir aus; er rang die Hände und verhüllte ſein Angeſicht. —

„Mich aber erfüllte eine heilige Angſt, die Furcht, er könne in ſeinem Wahn mich von neuem antaſten, um ſinnbethört in einer himmliſchen Braut eine irdiſche zu umarmen. Ich verſperrte meine Thür, raffte alles Geräth zuſammen, den Eingang zu verrammeln. Ich prüfte die Fenſter; ſie waren mit Eiſenſtangen geſchützt. Ich unterſuchte die Fallthür, die zum unterirdiſchen Gang in die Burg der Männer führte. Der Schieber fuhr zurück, aber ich konnte das mächtige Gebälk nicht heben, und der eiſerne Zahn, den ich mit Mühe regierte, ſprang nur halb in ſein Schloß zurück.

„So ſitz' ich Tag und Nacht auf der Lauer in Angſt und Schrecken. Ich kann nie wieder in die Klauſe. Dort hat ein Heiliger, wie weiland Sanct Antonius in der Höhle ſeine Anfechtungen des Böſen und ich ſelbſt

bin ihm in ſeinem Wahnſinn, Himmliſches und Irdiſches zu verwechſeln, zu vermiſchen, zu einem Kobold geworden, zu einem Spiegel- und Trugbild der Hölle.

„Dies Blatt geb' ich noch dem reitenden Boten, es iſt mein letztes. Ich ſtürze mich vom Felſen hinunter, wenn Niemand kommt, mich zu befreien, kein Retter, kein Erlöſer.“

* * *

Es war Sephchens letztes Wort und es ging in geflügelter Eile nach Erfurt hin, um ihr den Retter zu bringen.

Es vergingen ihr in Angſt und Furcht ſchwere Stunden. Die Wünſchin begriff nicht, was mit ihr vorgegangen war, das Ingeſinde in der Burg ſtand verdutzt wie beim Heranziehen eines Wetters oder lief wirr durch einander. Der Hauer kam mit Botſchaften vom Kaplan und ward von ihr nicht vorgelaſſen. Er ſollte melden, Pater Jodocus habe ſich in Pönitenz begeben zur Reue und Buße; man ſah ihn aber um die Burg ſchleichen Tags und Nachts. „Er kriegt wieder ſeine Anfechtungen,“ ſagte der Alte, „er nachtwandelt, der Mond ſcheint ſo hell!“ —

Die Landsknechte im Thurm über dem Erfurter Thor ſchliefen bereits, als ein Reiter hielt und Einlaß begehrte. Es dauerte lange, eh' man ſich verſtändigte,

aber es war ein Schwarzburger Herr, der das Zeichen gab, und die Zugbrücke raſſelte herunter. Es war Graf Günther ſelbſt, der unerkannt, geſchützt vom Mantel der Nacht, in den Burghof ritt. Er ſaß ab, übergab ſein Pferd und verbat ſich jede Begleitung, jede Meldung. Er eilte über den Hof, durch die Rüſtkammer, blickte flüchtig auf ein unſelig Panzerhemd, auf den weißen Mantel mit dem rothen Kreuze und ſchlich im Schatten, den die Mauern warfen, an's Thor der Kemenate.

Im gewölbten Zimmer oben war kein Licht; er klopfte an die Thür, es blieb ſtill, es erfolgte keine Antwort. Das Mondlicht trat plötzlich aus dem Wolkenſchleier und beglänzte die hohen Fenſtern des Saals. Der Graf ſpähte ringsum; es war kein Zeuge in der Nähe. Er legte raſch Schwert und Waffengehäng, was ihn hinderte, zu Boden, kletterte an den Felſen die Mauervorſprünge hinauf, griff in die Eiſenſtäbe am Gitter, klammerte ſich feſt und blickte in's Gemach.

Sephchen hatte das Geräuſch gehört und war aus ihrem Winkel hervorgekrochen zitternd und bebend. Da ſtand eine dunkle Geſtalt draußen am Gitterfenſter und raſſelte an den Stäben. Sie ſchrie laut auf, in der Furcht, es ſei der Kaplan, ihr Feind und Verfolger. Die Geſtalt winkte aber wie ein guter Geiſt und das Mondlicht umſpielte ein freundliches, wenn auch angſt-

volles Angeſicht. „Joſepha!“ klang es, „ich bin's, Dein Ritter, Dein Retter! Oeffne, öffne!“

Sephchen kannte die Stimme, es war Graf Günther, der Einlaß forderte. Sie eilte in der Haſt, in der Irre, was zu thun ſei, hin und her. Sie lauſchte an der Kammerthür, die nach innen führte. Die Alte ſchlief feſt. Sie zündete die kleine Lampe an, die auf ihrem Tiſche ſtand, ſie wollte mit dem Licht das Dunkel der Ungewißheit verſcheuchen. Das nahm der junge Graf für eine Zuſage, ihn einzulaſſen; er ſtieg vom Fenſter hinunter und eilte an die Thür. Sephchen hatte den Tag über daran gearbeitet, den Eingang mit Kiſten und Käſten zu verſperren; ſie ſchob jetzt die Hinderniſſe bei Seite, ſie war entſchloſſen zu öffnen. Auf den hellen Strahl der Hoffnung in ihrer Seele folgte aber ſchnell von neuem Angſt und Furcht; auch ihrem Ritter und Retter durfte ſie nicht wehrlos in die Hände fallen. Zitternd hielt ſie noch den Schlüſſel ſtarr vor ſich hin, zweifelhaft, unſchlüſſig; ſie wußte nicht, ob es der Schlüſſel zu Himmel oder Hölle. Dann fiel ſie in's Knie, ſprach ein wirres Stoßgebet und griff nach dem Amulett, das ſie am Halſe trug, es war das Kreuz von der Mutter; das Kreuz Chriſti, dachte ſie, ſoll ja gut ſein gegen alles Böſe; ſollte ſie's nicht prüfen? Da erſcholl flüſternd von draußen an der Thür wiederum die liebe Stimme; ſie öffnete und Günther ſtand vor ihr.

Sie ſtarrten Beide ſich wie Geiſter an, die ſich auf unrechtem Pfad ertappen. Er ſchloß hinter ſich die Thür, er folgte ihr ſchweigend, wie ſie in die Mitte des Zimmers zurückwich; ſie wußte ja noch immer nicht, ob ſie nicht auch vor ihrem Retter ſich hüten und wehren mußte. Sie zitterte, ſchien zu wanken; wie er jedoch hinzuſpringen wollte, ihr Hülfe zu leiſten, ſtreckte ſie feſt, ihn abwehrend, die Hand aus. Er hatte ſie ſchon einmal berührt, umarmt, geküßt, ohne Fug und Recht, und ſie hatte ſich davon verletzt gefühlt. So blieb er gebannt und ließ ſie weiter ſchreiten bis zum Tiſch, auf dem die kleine Lampe brannte.

Sephchen hatte in ihren Bewegungen, ihrem Schritt etwas Anderes als gewöhnliche Menſchen. Nicht ſowohl etwas wellenförmiges; es war, wenn ſie ging, als hätte ſie geheime Flügel. Und dieſer Flügelſchlag, dieſe Kraft der Schwingen, ſaß in ihrer Seele. Wie Günther ſie ſtumm anblickte, ſchwamm in ihren Morgenlandsaugen ein feuchter Glanz. Günther dachte: Wird dieſe freie Seele, die um ſich ſelber weiß, unantaſtbar wie ſie iſt, nicht ſelbſt das Wort finden, das Zeichen geben? — Er ſtand und lauſchte wie auf den Wink eines Engels. So ſtanden ſie lange ſtumm, ſtill, gegenſeitig in ihren Anblick verſunken. Plötzlich, ungeſucht breitete der junge Graf ſeine Arme aus und Sephchen flog an ſeine Bruſt, lag an ſeinem Herzen.

„Jetzt küſſ' ich Dich zum zweiten Male, Joſepha, Geliebte!" ſagte Günther.

Und ſie erwiderte ſeinen Kuß und umſchlang ihren Retter und Ritter mit der ganzen Gewalt der entfalteten Leidenſchaft; die ſtarre Angſt hatte ſich plötzlich aufgelöſt in einen Thränenſtrom der Freude.

„Jetzt bitt' ich Dich nit mehr um Verzeihung, daß ich Dich geküßt," ſagte der junge Graf. „Ich hatte damals nur gelobt, Dich zur Chriſtin zu machen —"

„Und da gabt Ihr mir wohl den Pathenkuß?"

„Mein erſter Kuß war ein ſinnbethörter," ſagte Günther beſchämt. „Jetzt gelob' ich nit blos, Dich zu einem Chriſtenkind —"

„Iſt noch nit gelungen!" ſeufzte die Kleine faſt ſchalkhaft.

Da befiel den jungen Mann plötzlich wieder der ſchwere Ernſt der verhängnißvollen Sache, der Ernſt im Schickſal ſeines Hauſes, wonach ſich an ihm wie am Aelterbruder daſſelbe Loos vollziehen, erneuern ſollte. „Iſt es Dir denn auch Ernſt damit, eine Chriſtin zu werden, wenn Du nun meine Braut biſt?" Das ſtand in ſeiner Seele, auf ſeiner Stirn geſchrieben, heimlich, und er wagte nicht es auszuſprechen. Sephchen aber las es in ſeinen fragenden, forſchenden, zweifelhaften Blicken. Sie ſah ihn groß, hell und ſtrahlend an und ſagte dann: „Ich denk' eine gute Chriſtin zu werden;

ich glaub', die weibliche Seele iſt eine geborene Chriſtin Iſt ihr Demuth doch ein Bedürfniß!"

Dem jungen Grafen, der vor dieſem Wort ſein Haupt ſenkte, war es als hätte ſie das nicht von ſich ſelbſt, ſondern vernommen von einer höheren Macht, — von Göttern oder vom heiligen Geiſt. Ihr Wort gab ihm die Bürgſchaft, daß ein Stern des Glücks über ihm ſtand. Er liebte ſie jetzt nicht nur, er verehrte in ihr etwas Veſtaliſches und ſie war ihm von nun an, ob Jüdin, ob Chriſtin, eine liebliche, ihm erblühte Menſchenblume, ein Menſchenkind aus dem Borne, von welchem unberührt und unbefleckt ein Allerheiligſtes quillt. Sie ſchlang beide Arme um ſeinen Hals und rief jubelnd mit dem hellſten Ton ihres Herzens: „Günther, ich lieb' Dich bis auf's Blut!" Sie jubelten Beide auf und weinten laut vor Seligkeit. Dann ſprach ſie von neuem, ſie verlange nach dem Sacrament der Taufe, um mit ihm nicht blos den Einen Gott, ſondern Ein Gebot zu haben. „Aber nit hier!" ſetzte ſie plötzlich in Haſt und Furcht hinzu; hier auf dem Berge ſei das falſche Chriſtenthum und Vater Jakob habe geſagt, es gäb' auch ein ächtes. — Bei Martin Luther, auf der Wartburg? Das war Graf Günthers Gedanke.

Plötzlich ſchreckten Beide auf aus ihrem Taumel der Seligkeit. Ein Geräuſch ward hörbar, unter ihnen, vom Gange her, den die Fallthür ſchloß. Der Riegel

gab nach, der Schieber war nur halb in ſein Gefüge zurückgezogen, und dennoch gehörte eine überirdiſche Kraft dazu ihn zu ſprengen und das ſchwere Gebälk zu bewältigen. Die Fallthür hob ſich knarrend und dröhnend, und von den Stufen, die von unten führten, erhob ſich ſtarr und feierlich mit leuchtenden Augen, mit ſicherem, flügelraſchem Schritt, der Unglückliche, Pater Jodocus, der Nachtwandler. War er das in ſeinem religiöſen Gefühl als Mönch, als Einſiedler, ſo war er es auch als Menſch in krankhaften Anfechtungen. Mit der Behendigkeit des Rieſen, der ſich leicht der ſchwerſten Laſten bemächtigt, hob er die Fallthür, lehnte ruhig den Deckel an die Wand und ſchritt in die Mitte des Gemachs, ganz Herr ſeiner Kräfte, ſeiner Abſicht bewußt, ſeines Zieles gewiß.

Günther löſchte die Lampe, die den Schläfer ſtören konnte, und ſo fiel der bleiche Strahl des Himmelslichts unbehindert, ohne irdiſche Kreuzung und Irreführung, auf die Stirn des Geweihten, des Geſalbten, der in ſeinem Denken und Fühlen über Gottesgebot und Gottesdienſt nachtwandelte. Mit der Rechten wies er nach oben, in der linken Hand hielt er eine kleine Phiole mit farbigem Saft; er ſchüttelte ſie und ließ ſie blinken im Schein des Monds. So ſtand er vor dem Paar, das ſtumm vor Schreck ſich krampfhaft aneinanderdrückte. In den verglaſ'ten Augen des Karmeliter Mönchs ſchimmerte eine abgeſchiedene, todte Seele. Er war ſanft und

freundlich, ſein irdiſcher Menſch war erloſchen und verklärt. Seine Lippen öffneten ſich und er hauchte flüſternd: „Joſepha! ich komme Dir Abbitte zu thun. Ich habe Dich erſchreckt, aber nicht ſträflich war mein Gebahren. Ich ſollte Dich taufen und ich hatte für Dich noch ein höheres Ziel, ich wollte Dich zu einer Heiligen machen. Nicht blos das weiße Kleid der klöſterlichen Unſchuld ſollteſt Du anlegen, Du könnteſt auch bluten im Namen Gottes. Deine Seele iſt rein. Fürchte nicht, ich würde Dich verletzen, Dich verwunden, wenn ich Dir ein Stigma anfügen wollte, wie es der heilige Franz von Aſſiſi an Händen und Füßen an ſich trug, die Wunden des Herrn an ſeinem eigenen Leibe erneuernd. Jeſus Chriſtus iſt ſchon ſo lange geſtorben und ſeine Wundenmaale längſt vernarbt; es thut noth ſie zu erfriſchen zur Stärkung des Glaubens für alle Lebende. Aber es bedarf des wirklichen Blutes nicht, mein Kind. Es giebt ein Pflänzchen, ein unſchuldiges, das rothen Saft ſich entröpfeln läßt. Auch die heilige Katharina von Siena, welche nur von der Hoſtie lebte und die Wundermaale an ſich verſpürte, kannte wohl das kleine Bilſenkraut. Haben wir nicht die Wahrheit, ſo genügt ihr Symbol. Betupf' ich Dich, mein Kind, um Stirn, Hand und Fuß dieſen kleinen Denkzettel zu geben, ſo lüge ich jetzt nit mit dieſem Naß, denn es entſtehen Bläschen, die ſchmerzlos aufſpringen und Du bluteſt dann ſymboliſch, mein Kind!“

Sephchen kniete am Boden und ſchlug über Bruſt und Stirn das Kreuz. Graf Günther fuhr ſchmerzhaft auf: „Wahnſinn, laß ab und hebe Dich von uns!“

Der Angeredete ſchreckte auf, bäumte ſich ſtolz in die Höhe und ſchritt wie beleidigt zurück zur offenen Fallthür. Er ſtand bereits auf den Stufen, die in den Gang hinunterführten. Da ſprang Günther hervor und rief aus Leibeskräften: „Bruder Juſtus, armer Jobſt! biſt Du es denn wahrhaft und wirklich?“

Der Nachtwandler ſah ihn ſtrafend an, ſchüttelte ſich und rüttelte an der Fallthür. Der ſchwere Deckel brach über ihn ein, wie er die Stufen hinunterſchritt. Die ganze Gewalt des Gebälks warf ſich auf den Schädel des Unglücklichen und er ſtürzte mit zerſchmettertem Haupt in die Tiefe.

Neuntes Capitel.

Abendmahl, Tod und Taufe.

Während dieſer Ereigniſſe auf dem Kiffhäuſer Berge lebten die beiden Männer auf der Wartburg in traulichem Verkehr, wenn auch nicht ohne Widerſtreit in ihrem Fühlen und Denken. Der Doctor und der Meiſter arbeiteten emſig weiter an der Verdeutſchung der heiligen Schrift, der Pſalmen und des Neuen Teſtamentes. Mit

ſeiner „Poſtille“ hat Luther die Legenden von der Kanzel verdrängt und das Verſtändniß der Worte Chriſti zum Inhalt der Predigt gemacht.

Der Kifffhäuſer Eremit hatte bei der Auslegung der Schrift den Streit und den Hader geſcheut, Gott nur im Bilde erkennen und anbeten wollen. Daraus war ihm ein Zerrbild des Heiligen, eine Verirrung der Sinne und der Phantaſie, ein falſches Chriſtenthum erwachſen. Und wie ſtand es nun mit dem ächten? Hat Wittenberg Rom, die Wartburg die Siebenhügelſtadt widerlegt, überwunden? — Luther verwarf den Bilderdienſt; er wollte die Lehre Chriſti rein, ohne Falſch, ohne menſchliche Zuthat erkennen. Aber, wo nicht blos Legenden und Fabeln: Bilder gab es ja auch hier, denn Chriſtus ſprach in Gleichniſſen. Sollte ihr buchſtäblich Wort gelten oder ihr Sinn? Das war auch der Streit der beiden Männer im Weinberge des Herrn auf der Wartburg, und ihr Streit war oft heiß und leidenſchaftlich.

Luther war längſt von der lateiniſchen Vulgata zum griechiſchen Text des Neuen Teſtamentes übergegangen, und Jakob leiſtete getreulich ſeine Hülfe. Der Meiſter war dem Doctor ſprachlich überlegen, Dieſer aber focht mit der ganzen Kraft ſeines hohen gewaltigen Weſens, danach ringend, die Myſterien heiliger Wahrheiten handfeſt hinzuſtellen. Auf dem Kifffhäuſer Berge erlebten wir die Nachtwandeleien einer ringenden Seele. Auf der

Wartburg ſollte das Tageslicht leuchten, aber die Strahlen der Sonne blendeten nicht ſelten auf Augenblicke und dann trat, wenn nicht gänzliche Dunkelheit, doch wohl Dämmerung ein. Luther wollte die Unfehlbarkeit des römiſchen Hohenprieſters ſtürzen, und in ſeinen beſten Empfindungen lief doch ſelbſt mitunter eine Ader der eigenen Unfehlbarkeit mit hindurch. Was am Worte Gottes als ewig Bleibendes daſtehen ſollte, erſchien hin und wieder doch ebenſo wenig felſenfeſt als Petri Felſen, auf welchem Rom ſein Reich gründete. Meiſter Jakob rang mit dem Doctor Luther wie der Erzvater ſeines Namens mit dem Engel des Herrn. Es war kein böſer, es war bei allem Durchbruch der Gewaltſamkeit ein guter Engel, mit dem Meiſter Jakob rang, aber ein halsſtarriger, hartnäckiger. Das Gelüſt, unfehlbar zu ſein, ſteckt heimlich und unwiſſentlich ſehr tief im menſchlichen Weſen, nicht blos auf den Hügeln Roms.

Meiſter Jakob ſchien leiblich von Tag zu Tag immer hinfälliger zu werden, und ſo raffte er, wie die erlöſchende Lampe ihr letztes Oel, deſto eifriger ſeine letzte geiſtige Kraft zuſammen, um dem lieben Martin noch dienſtbar zu ſein als Knecht und Gehülfe. Die Behauſung verließ er nicht mehr. Anfangs tappte er noch im Zimmer hin und her nach ſeinen ſieben Sachen; endlich hielt ihn die Lagerſtatt feſt. Wenn er an die Wand klopfte, eilte Luther ſofort zu ihm, oft mitten in

der Nacht; er hatte es ſich ausgewirkt, daß ſein Zimmer unverſchloſſen blieb. Morgens in der Frühe erſchien der Doctor ungerufen beim Meiſter, brachte ihm das Mahl — es beſtand aus Milch und Brod, und verzehrte mit ihm das eigene, das ihm waidlicher mundete. Gewürztes Bier war dem Meiſter eine allzu ſcharfe Koſt, und als Vegetarianer kannte er Fleiſchgenuß ſeit Menſchengedenken nicht. Die zwei Männer waren ſich im Geiſt ſo verſchieden wie in den Stoffen, an denen ihr Körper Nahrung fand. Ein Vegetabilienmenſch mit ſeiner ſanften, zähen Duldſamkeit hat wohl nie die ſchäumende Kraft des aufbrauſenden Kopfes, der ſich zur That entſchließt und dreingreift. Das fühlten Beide vielleicht; um ſo mehr waren ſie ſich zur Ergänzung ein Bedürfniß. „Zu einem Helden," ſagte Jakob lächelnd, „hab' ich nie das Zeug gehabt, und zu einem Märtyrer zuviel ſcheue Furchtſamkeit." Wenn ſie mit einander in Streit kamen, entwickelte er jedoch eine Langmuth, die ſich nie ganz gefangen gab, noch unüberwindlicher ſchien als Luthers agitatoriſche Kraftentfaltung. „Laſſen wir das!" pflegte oft genug Meiſter Jakob ausweichend zu ſagen. „Jeder faßt's nach ſeiner Art und Natur. Ich hab' andere Nerven, als Ihr, Herr Doctor."

„Nerven?" fuhr Luther auf. „Was hat's mit Nerven? Kenn' ich nit. Hab' Knochen, Sehnen, Muskeln; alles Andere in mir iſt Seele und die gehört

nit mir, ſondern dem Herrgott, der ſie leitet. Ich kenn' kein Mittelding zwiſchen Leib und Seele."

Jakob ſagte ihm, das ſeien eben die Nerven.

Luther erwiderte: „Faſſ' ich nit, und was ich nit faſſe, werf' ich zu den Todten." —

Was ihm der hinfällige Meiſter ſprachlich bei der gemeinſamen Arbeit zuführte, nahm er jedoch trotz aller Verſuche, dagegen ſich aufzubäumen, oft gern und willig an; die Kraft und die Wucht ſeiner eigenen Auffaſſung und Willensmeinung war damit nicht aufgehoben. Mitunter ſtockten Beide rathlos bei einer Stelle des Neuen Teſtamentes und griffen, in der Verlegenheit, das Richtige zu treffen, nach Nothbehelfen in der deutſchen Mutterſprache. Für die Einſetzung des Abendmahls dolmetſchte Luther: Das iſt mein Leib, das iſt mein Blut! und klammerte ſich ſpäter ſo feſt daran, daß er dies „Iſt," der anderen Auffaſſung gegenüber: „das bedeutet!" zu Marburg ſpäter dem Ulrich Zwingli wüthend und dictatoriſch mit Kreide auf den Tiſch ſchrieb. Der kluge Meiſter Jakob ſuchte einzulenken und mahnte den großen Dictator und Doctor, man habe ja nur den griechiſchen Text vor ſich, Jeſus habe aber gar nicht griechiſch geſprochen, ſondern eine hebräiſche Mundart, und in dieſer aramäiſchen Sprache habe er ſich des Zeitwortes „iſt" wahrſcheinlich gar nicht bedient. Das jüdiſche Paſſahmahl, bei welchem ein Lamm geſchlachtet und verzehrt

wird, habe ihm Veranlaſſung gegeben, ſymboliſch das Brod zu brechen und den Wein in den Becher zu gießen, zum Gleichniß, daß alſo auch ſein Leib würde gebrochen, ſein Blut vergoſſen werden.

Luther fuhr auf: „Mußt denn in Chriſto Jeſu immer auf den Juden, auf den Menſchen kommen?“

„War er's denn nit?“ ſagte Jakob ſchüchtern.

„Er war und iſt der Sohn Gottes!“ brauſ'te Luther drein.

„Vorzugsweiſe, ja wohl,“ lenkte Jakob ein.

„Der Erſtgeborene!“

„Wer uns die frohe Kunde brachte von der Kindſchaft der Menſchen zu Gott, wie ſollte Der nit ſo heißen dürfen? Iſt Adam der erſte Menſch im Fleiſch, ſo iſt Jeſus der erſte Menſch im Geiſt. Von ſeiner Gottheit ſteht nichts in den Evangelien, er ſelbſt nannte ſich am liebſten des Menſchen Sohn und wenn er im Johannes mit drängender Zuverſicht von ſeinem Vater im Himmel ſpricht, ſo betont er doch am ſtärkſten die Bruderliebe unter den Menſchen und ſpricht: Was Ihr dem Geringſten gethan, das habt Ihr mir gethan!“

„Mein Chriſtus iſt doch noch ein Anderer!“ eiferte Luther mürriſch.

„Es hat ihn Jeder nur, ſoweit er ihn begreift,“ ſagte Jakob.

„Euch, Meiſter, iſt das ganze Chriſtenthum nur eine jüdiſche Secte.“

„Das war ſie auch bis auf Paulus, der Chriſti Lehre auf die Heiden, auf alle Völker der Erde ausdehnen wollte.“

„Warum denn alſo, wenn Du Paulus kennſt, immer am Petriniſchen Judenthum kleben bleiben? Jude bleiben iſt eitel Verſtocktheit. Den letzten, Gott liebſten Propheten ſeines eigenen Volks nit anerkennen, iſt ein Unheil, ein Fluch, ein Widerſinn.“

Der Meiſter ſah ſchwermüthig drein. Dann wiederholte er: „Ein Unglück ja! Und ein Fluch? Die Chriſten, troß ihrer Lehre von der Duldung und der Liebe, ha'n's zum Fluche gemacht. Ein Widerſinn? Sagen wir lieber ein Mißverſtändniß, und das ha'n die Chriſtenmenſchen verſchuldet. Der Fortbeſtand des Judenthums wird ſogar — wenn Ihr wollt, großer Doctor — als Rache für erlittene Schmach geſichert und gerechtfertigt ſein, wo nicht auf ewig, doch auf lange Jahrhunderte.“

Luther ballte die Fäuſte, konnte aber doch nicht dreinſchlagen, denn er fühlte ſich, wo nicht widerlegt, doch ebändigt. Seine Augen ſtierten unwillig drein, als er ſchwieg. Er ſchritt ſtürmiſch im Zimmer auf und ab, dann ſtand er vor dem Bett des Meiſters ſtill und ſagte mit halbem Spott:

„Biſt doch ſchlecht getauft, guter Jakob, 's war halt 'ne Nothtaufe.“

Der Alte erwiderte feſt und ruhig: „Ich hab' Jeſum, genannt Chriſtus, lang' vorher erkannt, eh' ſie mich zur Taufe ſtäubten. Waſſer thut's ja auch wahrlich nit.“

Luther war damit geſchlagen; er ſetzte ſich ſtill im Winkel nieder und legte mit gebeugtem Haupt die Hände in den Schooß.

Jakob erhob ſich auf ſeinem Lager, ſaß aufrecht da, ſtreckte die Hand aus und ſagte freundlich lächelnd: „Bin ich ſchlecht getauft, Ihr würdet mich doch wohl nit noch einmal taufen?“

„Ha!“ rief Luther. „Müßt' ja dann ein verruchter Anabaptiſte ſein, ein Wiedertäufer!“

„Iſt auch ſchon im Schooße des Chriſtenthums vorgekommen, Herr Doctor!“ entgegnete Jakob. „Ging doch in alter Zeit vom Kaiſer Konſtantin, der das Chriſtenthum auf den Thron hob und herrſchend machte, die Kunde, er ſei zweimal getauft, einmal als Arianer, dann, als deren Secte verworfen worden, noch ein zweites Mal!“

„Gehört zu den Fabeln, ſo die Wälſchen erfunden. Guter Meiſter, in Sachen der Lügereien der Römlinge ſind wir Eins, nit ſo? Laßt uns darin einig bleiben, Bruder, und in der Liebe zur Heiligkeit und Wahrheit.“

Jakob ſchlang beide Hände um Luthers Arm, drückte ihn mit Gewalt an ſich und rief: „Daß Ihr vom Wuſt der Menſchenſatzung, von der Herrſchſucht der Heuchler, von Ketzergerichten, Hexenglauben, Ablaßkram die Lehre Jeſu rein herausſchälet: das macht Euch groß, werther Doctor, lieber Menſch!“

Luther bückte ſich zu ihm herunter und küßte ihm die Stirn. „Nenn' mich nit groß, Bruder,“ ſchalt er, „ich bin ein Wurm vor dem Herrn, nit werth, ihm die Riemen ſeiner Schuhe zu löſen.“

„Aber er ſpricht aus Dir wider Deinen Willen,“ rief Jakob, „wenn auch mehr mit der Gewalt eines Paulus als mit der Sanftheit eines Johannes.“

„Helfen wir uns mitſammen und ſteh'n uns bei! Denn daß ich denen Wälſchen, die vom apoſtolichem Chriſtenthum abgefallen ſind, eine Fahne entgegenſtrecke mit dem Abendmahl in beiderlei Geſtalt, das wirſt Du, Bruder, nit an mir ſchelten. Iſt der Huß drüber verbrannt, ſo ſollen ſie doch an den Martyrknochen ſich die Zähne ausbeißen; das Wort ſollen ſie laſſen ſtahn.“

Der Meiſter hatte ſich wieder matt in die Kiſſen gelehnt und ſagte ſchläferig: „Iſt's doch auch purer Blödſinn, den armen Böhmen, den geſammten Laien den Kelch zu entziehen! Denn warum? Als ob nit im Leibe ſchon das Blut wäre! Leib ohne Blut wär' ja der todte Leib, der Leichnam.“

Luther wurde blaß und ſah ſtrafend drein über dieſe neue Aufhellung vom Secirtiſch des Anatomen. „Haſt verflucht Recht, alter Chirurg!“ ſagte er mit unterdrücktem Zorn. „War's nit daß ſie ſagten, Du wäreſt vom Stamme der Freidanks? Nit Freidank, nein, Freident ſollten ſie Dich ſchelten. Aber die Naturforſchung hol' der Teufel!“

„Muß denn immer geteufelt ſein?“ fragte Jakob halb im Schlaf. Er war matt von der Anſtrengung des Redens und Streitens, und Luther verließ das Zimmer, als der Meiſter ſchlief. —

Anderen Morgens aber und beinahe Tag für Tag entſpann ſich zwiſchen beiden Männern wiederholt gar viel des Streites. Sie fochten mit Leidenſchaft, nicht ſelten mit Erbitterung, verſöhnten ſich aber ſtets in Liebe. Sie kämpften über die Heilswahrheiten der menſchlichen Seele, über das was ächtes und falſches Chriſtenthum. Daß der Meiſter immerdar auf das Judenthum zurückging, wurmte den Doctor zumeiſt, aber er ſelber zog ja die Pſalmen herein in's Bereich eines chriſtlichen Gottgefühls.

Er mußte klein beigeben, wollt' er ſeinen Gegner aus dieſer altbibliſchen Verſchanzung treiben, und der Jude ſaß ſehr feſt im Meiſter. Luther ergrimmte ſich weit mehr noch, wollt' er ausmitteln, wie der Naturforſchung beizukommen wäre, um der profanen Auf-

faſſung heiliger Geheimniſſe zu ſteuern. Sein innerſter Menſch bäumte ſich auf, kamen ſie hierauf zu ſprechen, die Zornader ſchwoll ihm dann hoch an und die Schweißtropfen der Angſt ſtanden auf ſeiner Stirn.

Ueber die Taufe ſprachen ſie nicht gern; ſie mochten ſich nicht, theils weil ſie es lächerlich fanden, theis weil ſie ſich ſchämten, ihres erſten Zuſammenſtoßes in der „hohen Lilie" zu Erfurt erinnern. Der Meiſter blieb dabei, es ſei ein Heil, daß der erwachſene, denkende Menſch ſich zum Chriſtenthum bekenne. Für Luther war dies Heil eine unverdiente Gnade, darum verfocht er die Kindertaufe. Gott wolle keinen gezwungenen Dienſt! ſagte der Meiſter. Luther gab das zu, aber er meinte, wolle man für die Völker warten bis ſie reif zur Freiheit, ſo müſſe man warten bis zum jüngſten Gericht, und die Freiheit ſei nicht blos eine Kraft, frei zu ſein, ſondern auch eine Kraft, frei zu machen. Erſt müſſe die Gnade kommen, uns aufzunehmen in's Gottesreich auf Erden, dann gemach die Fähigkeit, ihrer werth zu ſein. Luther bezweifelte im Menſchen den freien Willen, leugnete deſſen eigenes Verdienſt am Seelenheil. In Sachen der Gnadenwahl und der Erbſünde blieb er ein Sohn Sanct Auguſtins. Meiſter Jakob verwarf beides; die Seligkeit auf wenig Auserleſene zu beſchränken, ſtreite ſogar wider den Satz der Bibel, daß Allen das Heil verkündet ſei, zumal den Armen und Bedrängten.

Erbſünde anzunehmen ſei ein Mißverſtändniß der irren Angſt, was aus dem Schooß der Erde ſteige, ſei von Anfang an gut, der Menſch erſt wandele ſich den Segen in Fluch. Durch fremdes Verdienſt, und wär's Chriſti, des Unſchuldigen Blut, könne Keiner ſelig werden. Meiſter Jakob ſagte: „Der Glaube ohne mein Zuthun macht es nimmer."

Luther entgegnete hart und ſchnöde: Willſt denn den Werkeldienſt der Römlinge verfallen?"

„Nimmermehr!" verſchwor ſich Jakob hoch und theuer. „Daß Ihr, Martin, das äußerliche Abthun ohn' inneren Wandel verworfen habt, dafür küſſ' ich Euch Tag und Nacht die Hände."

Luther knurrte ſtill für ſich hin, ſchnob hin und her und lugte drein ganz pfiffig. Endlich hatte er's gefunden, was den Naturforſcher aus dem Häuschen treiben ſollte. „Möcht' noch gern ausforſchen an Dir, Jakob," ſagte er, „wie weit Du die Wunder beſtehen läſſeſt oder nicht. Wie denkſt denn über die reine Magd des Herrn, über die jungfräuliche Geburt Jeſu?"

„Bruder Martin," ſagte Jakob, „Du gehſt ſtreng mit mir in's Gericht, — aber ich will Dir Red' ſtehen."

Er erhob ſich im Bett und ſaß aufrecht da, ſteil und ſteif, blaß und ausgehöhlt, in der dürren, greiſen Geſtalt ein Schatten ſeiner ſelber; von der weißen Stirn aber und aus den ungetrübten Augen leuchtete ein Strahl

der verklärten Seele. Er athmete hoch auf und ſagte: „Das Dogma von der Geburt ohne Zeugung hat die Chriſtenheit gemein mit dem heidniſchen Alterthum, gemein mit den heiligen Mythen des Orients. Aphrodite ſteigt aus dem Schaum der Wellen und Pallas Athene aus dem Haupt des Zeus. Der Buddha Indiens iſt von einer Jungfrau aus ihrer Seite geboren, und der Gottesſohn der Tibetaner ſchon tauſend Jahre vor Chriſto von einer unberührten Magd im Lande Kaſchmir. Der Viſchnugläubige ſagt zum Chriſten: Ihr wißt nur von Einer Menſchwerdung Gottes, wir aber von vielen; Gott iſt oft im Fleiſch erſchienen, die Welt zu erleuchten, er beſeelt das All und wir ſind immerdar ſeiner Erſcheinung gewärtig. Und was ſich im Glauben der Völker verkündigte und in ihm wurzelte, das iſt zur Blüthe aufgeſtiegen in Jeſu dem Chriſt.“

Luther rief angſtvoll: „Mach' mich nit wirbelig mit Deiner Allerweltsreligion! Das iſt ein Brei, für den mir der Löffel fehlt!“

Jakob ließ den Kopf ſinken und ſeufzte ſtill für ſich: „Bin ich denn ganz unfähig, Dir zum Verſtändniß das Inſtrument zu reichen?“

Luther ſagte: „Wie lang denkſt denn ſchon über derlei Dinge nach?“

Der Meiſter ſagte harmlos: „Seit Jahrhunderten ſchon.“

Luther fuhr zurück und ſah ihn ſtarr an: „Am End' biſt doch wohl gar der ewige Jude?“

Jakob lächelte: „Der ewige Menſch willſte ſagen, Bruder Martin, und die Menſchheit in ihrer Irre hat auch im Judenthum nie geruht in ihrem Suchen nach dem Urgeiſt im All. Schon Hillel, ein Vorläufer Chriſti, hat die Entwickelung des Moſaismus bis an die Pforte geführt, die uns dann freilich erſt der Nazarener öffnete.“

Meiſter Jakob hauchte und lallte nur noch ſeine Worte. Luther umfaßte ſein mattes Haupt, bettete ihn ſtill und ſanft und ſagte: „Ruh' Dich aus, Bruder, und habe Dank für Deine ſublime Weisheit, die ich, ein Erdenmenſch, welcher der Scholle angehört, nit gut faſſe.“

„Die Zukunft der kommenden Geſchlechter wird es faſſen,“ ſagte Jakob beſcheidenen Sinnes. Luther aber, der Mann der Gegenwart, konnte nur brauchen was ſeinem Zeitalter noth that. Und doch gelüſtete es ihn, der Allerweltsweisheit des Alten auf die Spur zu kommen, vornehmlich dem Naturforſcher in ihm, wie er ſich ausdrückte, „auf die Pelle zu rücken.“ —

In den nächſten Tagen hatte Meiſter Jakob ſich in etwas erholt. Luther fand ihn aufrecht ſtehend im Zimmer, als er ihm ſeine Atzung brachte, Brod und Milch. Wie gerne hätt' er ihm Brod und Wein ge-

reicht als ein Liebesmahl der Verſöhnung; aber Jakob hätt' es ja nicht genommen und genoſſen im Sinne Luthers.

Der Alte ſah heiter und wohlig drein, alſo konnte man ihm ſchon „noch was zumuthen," noch „was anhaben." Jakob reichte ihm treuherzig die Hand und ſagte lächelnd: „Bruder Martin, hältſt mich doch wohl nit für einen ächten Chriſtusgläubigen?"

Damit waren dann wieder die Schleuſen des Zwieſpalts eröffnet.

Luther ſagte ſanft und traurig: „Den Chriſten macht die Sehnſucht und das Bedürfniß nach Erlöſung. Du aber, Bruder, machſt Dir ſelber alles zurecht und klar, glaubſt nit an die Geheimniſſe Gottes, trauſt ihm kein Wunder zu."

Der Meiſter ſagte feſt und beſtimmt: „Wenn ich ſeine Allmacht anerkenne, ſchreib' ich ihm auch Wunderkraft zu; aber ich glaub', er hat's weder nöthig, noch Luſt, zu Wundern zu greifen; ſeine Herrſchaft iſt ewige Naturordnung."

Luther ſeufzte tief und ließ den Kopf hangen und da ſaßen nun beide Männer wieder beiſammen und verſtanden ſich nicht.

Den Doctor aber reizte und verletzte die ſtille Ueberlegenheit des greiſen Meiſters. Er holte tief Athem und ſagte, faſt wie ein Inquiſitor, ihn auszuhorchen:

„Da Du in Chriſto Jeſu nit ſowohl den Gott, aber doch den heiligen Menſchen ſiehſt, glaubſt denn, daß er Wunder gethan?“

Jakob ſagte: „Die Jünger ſahen es und die Evangeliſten berichten es, aber ſie ſahen und berichteten es in der Verzückung ihrer Seele. Naturmenſchen brauchen Wunder, wir aber, die wir nüchtern ſind, müſſen uns kümmern um den Sinn deſſen was ihnen eine Erſcheinung war. Was Jeſus gelehrt, iſt nicht um deswillen ſo göttlich, weil er Wunder that; ſeine Lehre war vielmehr ſo rein und himmliſch, daß die Leute meinten, ihr Verkündiger müſſe ein Zauberer ſein. Und ein Wunderthäter war er, ja! Doch wenn er mit fünf Körben Fiſch und Brod Tauſende ſättigte, und davon noch übrig blieb, ſo geſchah's daß er die Tauſende mit dem Strahl ſeines Lichtes ſo entzündete, daß ſie leiblich der Speiſe und des Tranks nit bedurften. Ich leugne nicht die wohlthuende, belebende Wirkung ſeiner Hand. Sein Leib war ſo vom Geiſt durchleuchtet, daß er wohl einer ätheriſchen Erſcheinung glich. Ob er Todte erweckte? — Sie konnten an der Grenze des Lebens ſtehen und ihre faſt ſchwindende Seele konnte vom beflügelten Hauch ſeines Mundes, ſeiner Rede, neue Kraft gewinnen. Sünder hat er begnadigt, Verzweifelnde getröſtet, Irre geſund gemacht, Seelen gerettet, und das war und iſt mehr als Kranke heilen von des Leibes Gebreſten.“

„Aber glaubſt denn, Du Thomas, an ſeine Auferſtehung vom Tode?“ Luther fragte das in der Angſt ſeiner Seele, der Meiſter könne Meiſter ſeines Glaubens werden.

„Das, Lieber, liegt in einem heiligen Schatten, es entzieht ſich unſerem Wiſſen,“ ſagte Jakob. „Man hat Beiſpiele gehabt von Gekreuzigten, die ohnmächtig, aber rechtzeitig abgenommen wurden vom Kreuz und unter liebevoller Pflege geſundeten, wenn ſie auch nur für Wenige, die eingeweiht waren, ein ſtilles, verborgenes Leben führten.“

„Auch nit an Chriſti Verklärung?“

„Verklärt war er den Gläubigen alle Tage, jede Stunde in der Macht und Kraft ſeiner liebevollen Lehre. Er war ein Mund Gottes und ſein Verhalten immerwährend innere Viſion.“

„Und ſeine Himmelfahrt?“

„Im Matthäus, dem thatſächlich praktiſchen, ſteht nichts davon, bei Markus und Lukas giebt's kurze Notizen vom ſagenhaftem Factum, Johannes ſpricht nur von einer Himmelfahrt Sinn und Bedeutung. Und Himmel? Was den Menſchen von damals Himmel hieß, eine Wölbung im Aetherglanz eines abgeſchloſſenen Daches, das iſt es uns doch nicht mehr. Für uns giebt's ja doch wohl kein Oben und Unten mehr örtlich und ſinnlich, nur ein Aeußeres und Inneres, Welt und

Seele. Uns iſt Himmel, was ſich in unſerem Innern wölbt und getragen wird vom Geiſt Gottes. Gemeinen Todes Raub konnte ſolch ein heilig reines Leben nimmer werden, und ſo entſchwand er den Seinen, ſich leiblich ihnen in Duft löſend. Auch entzog er ſich ihnen ja nicht im Geiſt, er verhieß ja ſelber bei ihnen zu bleiben bis an der Welt Ende, und ſiehe, haben wir ihn denn nit geiſtig in ſeinem Wort, in ſeinem Teſtamente, das Du, Bruder, aus dem Schutte der Jahrhunderte hervorzogſt mit Macht und Kraft und der Zuverſicht, die Zukunft der kommenden Geſchlechter werde deuten daran, was uns noch unverſtanden geblieben. Ich glaube; hilf meinem Unglauben, Herr der ewigen Wahrheit!“

Luther war niedergekniet am Bett des Alten, der wieder ſtill in die Kiſſen ſeines Lagers zurückſank. Er küßte dem Meiſter die Rechte, während deſſen Blick ſegnend auf ſeiner Stirn ruhte. Es war eine tiefe Stille im Gemach; war es der Engel des Todes, ein Engel des ewigen Lebens, der leiſe ſeinen Fittig ſchwang? Ueber Luthers Antlitz ſtrömten zitternde Thränen Sein Herz pochte ſtürmiſch, während des Alten Pulſe nur noch ganz leiſe klopften.

Meiſter Jakob ſchlug die ſchon geſunkenen Wimpern auf und flüſterte kaum noch hörbar: „Werd' ich dann in Frieden von Dir ſcheiden können, Du großer Kämpfer,

Du Mann Gottes, gewaltiger Rufer im Streit?“ So hauchte er leiſe und der Ton ſeiner Stimme klang als wollt' er für immer verhallen.

Luther zitterte, ſeine Seele zuckte, er konnte ſich ſchwer faſſen und ermannen; er fühlte ſich rathlos; es war auch kaum noch Zeit, nach Hülfe auszuſchauen.

Jakob erhob ſein Haupt und lehnte es an Luthers Stirn, die er mit beiden Händen umfaßte. Er flüſterte ihm in's Ohr: „Noch einmal taufen kannſt Du mich nit, es braucht's auch nit, höchſtens firmen im Namen Gottes.“

„Bruder,“ rief Luther, „mit dieſen meinen Thränen tauf' ich Dich zum zweiten Male und will an Dir ſolch Wiedertäufer ſein.“

„Aber ein Liebesmahl,“ ſagte der Sterbende, „hätt' ich gern von Deiner ſtarken Hand genommen, Brod und Wein im Sinn Jeſu, zu ſeinem Gedächtniß.“

„Alſo daß er Dir gegenwärtig!“ horchte Luther.

Der Meiſter entgegnete: „Gott iſt allgegenwärtig, warum nit auch im Brod und im Wein?“

„Vorzugsweiſe!“ rief Luther, „Abendmahl ſei uns ein Feſtmahl!“

„In der Feier des Herzens, in der Bethätigung der Liebe. Martin, reich' es mir!“

Luther ſagte: „Wenn Du gläubeſt, Meiſter, ſo haſt Du es, genießeſt es ſchon im Geiſte.“

„Recht ſo, Lieber, im Geiſte. Realiter, eſſentialiter? Nein, wohl aber: Spiritualiter, Amen!“

Wie der Alte ſo ſprach, bäumte er ſich noch einmal hoch auf, ein Krampf lief zuckend durch ſeine Glieder. Kalte Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirn, ſeine Hände wurden ſtarr; Luther konnte ihm die ſeinigen nicht entwinden.

Der Greis ſank in die Kiſſen zurück und hauchte noch das Wort der Liebe, einen letzten Wunſch ſeiner Seele: „Ach! Könnteſt Du mir mein Sephchen taufen, — taufen wie Du willſt in Deinem Sinn, mit der ganzen Zuverſicht, mit der felſenfeſten Kraft Deiner Seele! Thu' es, thu' es, mir zulieb, ich preiſe Gott den Herrn.“

Sein Athem ſtockte, ſeine Pulſe ſtanden ſtill, ſein Leben war beſchloſſen. —

Von draußen erſcholl ein gedämpfter Trompetenklang, das Signal des Thurmwächters der Burg erfolgte, die Thorflügel öffneten ſich und in den Vorhof zog ein Reitertrupp.

Als Luther, um ſich nach Beihülfe für ſeinen Todten umzuſchauen, in dem Gang, der von den jetzigen Reformationszimmern zu ſeinem Gemach führte, hinaustrat, hob ein junger Ritter eine Dame vom Pferde. Das Schwarz ihres Reitrocks paßte zu dem Anblick der Trauer, der ihr bevorſtand. Es war Sephchen, die

Graf Günther führte, nachdem er zu Erfurt den Aufenthaltsort Meiſter Jakobs in Erfahrung gebracht. Auf dem Kiffhäuſer Berge konnte ihres Bleibens nicht länger ſein, nachdem der todte Jodocus, in der Gruft, die der Karmeliter ſich ſelbſt gegraben, beſtattet war. Auf den Jubel ihrer Rettung folgte für Sephchen jetzt ſo ſchnell der Schmerz ihres Verluſtes. Meiſter Jakobs letzter Gedanke und letzter Wunſch war geweſen: „Taufe mir mein Sephchen!“ und Luther führte die zitternde Tochter an das Bett des todten Vaters, um deſſen Angeſicht die Verklärung der Seele ſchwebte.

Luther ſprach: „Ein edler, reiner Menſch, ein ſublimer Meiſter, hat geendet. Mir war er ein Bruder und ein Jünger Chriſti war er ſoweit er's verſtand und zu ſein vermochte. Er war ein ſehr religiöſer Mann, aber er dachte und glaubte an eine Religion, an ein Etwas, das über allen Bekenntniſſen erhaben und allen erſt die rechte Bekräftigung und Bethätigung giebt.“ — Luther ſprach das in einer Bewegung, die ihn gleichſam über ſich ſelbſt erhob, er ſprach es wie aus einer höheren Eingebung.

Sephchen lag knieend am Boden. Luthers Worte dünkten ihr der beſte Segen, den ein Menſch über einen Menſchen ſprechen kann.

Zehntes Capitel.

Zur Ehrenrettung eines Königsmörders.

Der todte Meiſter ward in der Nähe der Wartburg an einem ſtillen Waldplatz unfern des Eliſabethbrunnens beſtattet. Der Reiſende von heute ſucht vergeblich nach dem Hügel, der des Mannes ſterbliche Reſte birgt.

Des armen Sephchens nahm ſich die edle Ritterfrau Katharina von Berlepſch freundlich an; in der Dörnitz, in einem der Frauengemächer, fand die Betrübte Aufnahme, Troſt und liebevolle Pflege. Ihres Gemüthes bemächtigte ſich der „große Doctor" mit der Kraft ſeines gewinnenden Wortes. Da ſie kein Kind mehr war, mußte ſie den Act der Taufe, der ſie in die Gemeinde Chriſti aufnahm, allerdings begreifen lernen. Des ſterbenden Vaters letzter Wunſch und Wille galt ihr wie ein Orakelſpruch, dem ſie willig Folge leiſtete; aber ſie that es auch mit freudiger Ueberzeugung und in der Zuverſicht, mit der Taufe einem Bunde guter Geiſter anzugehören und der Geheimniſſe Gottes in ſeiner Gnadenſpendung theilhaftig zu werden. Eines Exorcismus, einer Austreibung des Teufels, bedurfte es nicht; dieſen Schrecken, womit man ſie auf dem Kiffhäuſer Berge bedroht, war ſie enthoben; mit dem Symbol der

Zugehörigkeit zum Nachgefolge Chriſti ſollte ihre Seele vor dem Böſen nur behütet werden. Der Karmeliter hatte ihr mit Bildern, Formeln und Ausgeburten der erhitzten Phantaſie ein Chriſtenthum vorgeſpiegelt, das ſie reizen, aber auch betäuben, das ſie locken, aber auch ſchrecken konnte. Der Eremit auf dem Kiffhäuſer Berge hatte die Wunder eines geheiligten Lebens leibhaft in ſich erneuern wollen und war der Gefahr verfallen, die Mächte des Böſen, die er zu beſchwören gedachte, erſt in ſich aufzurufen. Der Auguſtiner auf der Wartburg brachte ihr von allen Wundern und Legenden als Kern die Lehre Chriſti, und ſo konnte ſie es geſchehen laſſen, auch im Namen eines dreieinigen Gottes getauft zu werden. Mit Vater Jakob hatte Vater Martin — ſo nannte ſie gern ihren jetzigen Seelſorger — vielfach Streit gehabt, wie ſie hörte, ob und wie der einige Gott zugleich ein dreifaltiger ſei. Luther ließ es dahingeſtellt ſein, ob Trinität ein Wort Chriſti geweſen. Eine ausgeprägte Trinitätslehre brachte der Chriſtenheit ja erſt im vierten Jahrhundert das Concil zu Byzanz und erſt das Athanaſianiſche Glaubensbekenntniß machte davon die ewige Seligkeit abhängig. Bei alle dem, ſagte Luther, können wir junge Seelen wohl aufnehmen in unſern Bund im Namen Gott Vaters, deſſen Kinder wir ſind, im Namen des Sohnes, durch deſſen Mund Gott zu uns ſprach, und gleich ſehr auch, weil was

gut in uns, als guter Geiſt in uns lebt, im Namen Gottes als des heiligen Geiſtes. —

In der Wartburgkapelle, im Beiſein des Burghauptmanns Ritter Hans und ſeines Gemahls als Zeugen, ward Sephchen getauft. Deſſelbigengleichen reichte ihr Luther das Abendmahl. Mit der Taufe ſollen wir Gottes werden, mit dem Abendmahl ſind wir ſeiner inne. Von der Siebenzahl der Kirche Roms hielt Luther dieſe zwei Sacramente feſt; ſie aufgeben, ſagte er, hieße die Geheimniſſe Gottes leugnen in ſeinem Verkehr mit uns. — Luther hatte zugleich die Genugthuung, daß die Freifrau Katharina von Berlepſch ſich entſchloß, ſich muthig und befähigt fühlte, das Liebesmahl in beiderlei Geſtalt von ſeiner Hand zu empfangen. —

Graf Günther der Junge nahm an dieſer Feier auf der Wartburg nicht Theil. Er hatte, ſobald er ſeinen Schützling in guten, getreuen Händen wußte, die Burg verlaſſen; eine Neugeſtalt der Dinge zu Erfurt erforderte unausgeſetzt ſeine Hülfe. Der Cardinal Erzbiſchof Kurfürſt von Mainz hatte dort plötzlich erklärt, zu anderweitiger Verwendung in Sachen des Reichs ſein Kriegsvolk abberufen zu müſſen; ſomit überließ er es dem Rath der Stadt und dem Senat der Hochſchule, die Ordnung zu handhaben. Die Stadt kam aber erſt dann in Ordnung, athmete erſt auf beim Abzug der

Truppen, deren Zügelloſigkeit keine Grenzen kannte. Die walloniſchen Söldner waren bigott und dabei doch ausſchweifend in allerlei Genüſſen. Die Landsknechte, aus allen Ecken und Enden der Welt zuſammengetrommelt, gleichſam mit allen Hunden gehetzt, ſahen in der wohlhäbigen Bürgerſtadt ein Lotterbett ihres üppigen und wüſten Müßiggangs. Seuchen brachen aus und die Furcht vor dem Umſichgreifen der Peſt mochte mit ein Beweggrund geweſen ſein, dieſe Soldateska zu entfernen, ſie „anderweitig in Sachen des Reichs zu verwenden“. Die Studenten hatten den Schluß der Hörſäle und das Gebot, die Waffen niederzulegen, als Ehrenverletzung erklärt, ihrer Tauſend an der Zahl hatten die Stadt für immer verlaſſen, und die wieder eröffnete Hochſchule blieb verödet. Die Bürger mußten ſich von neuem bewaffnen, die Thore, die öffentlichen Plätze beſetzen; der ehemalige Führer der akademiſchen Legion, Graf Günther von Schwarzburg, ward von Rath und Bürgerſchaft abermals zum Befehlshaber der bewaffneten Macht erwählt; der Senior der Franken, Wulf Katzenbrenner, ward ſein Adlatus. Nur Prälaten und Mönche zitterten vor der neuen weltlichen Herrſchaft. Die Inquiſition des heiligen Amtes ward für ewige Zeiten aufgehoben, den Dominicanern that ſogar eine Schutzwache noth, um ihr Strafkloſter und ſie ſelbſt in Perſon zu ſichern; keine ſchwarzweiße Kutte durfte ſich ungehindert öffentlich

zeigen. Luthers Bann und Acht wurde ſtillſchweigend der Vergeſſenheit überliefert; ganze Gemeinden, ganze Stadtviertel erklärten ſich für die neue Lehre. Der katholiſche Dienſt mit lateiniſcher Meſſe ward in der Mehrzahl der Kirchen abgeſchafft, der Auguſtiner Prior Johann Lange ordnete den neuen deutſchen Cultus; in wenig Tagen war beinah ganz Erfurt eine evangeliſche Stadt. —

Als der junge Graf abermals zur Wartburg einritt, führte ihm die Freifrau von Berlepſch ihr chriſtlich Pathenkind zu und pries den Ritter und Schirmherrn glücklich als zukünftigen Gatten. Sephchen leuchtete im gedämpften, aber verklärten Glanz ihrer Schönheit. Sie machte ihrer Pathenmutter Ehre. Es war, als ſei in dem kurzen Verkehr mit derſelben das Kind in ihr zur vollen Jungfrau, ja zur Edeldame erwachſen. Der Feuerſtrahl ihres Weſens flackerte nicht mehr, die Sonne ihres dunklen Auges brannte ruhig, feſt und ſicher. In ihrer ganzen Haltung war ein Sieg über die ungebundene Naturkraft fühlbar; ſie war jetzt wie eine Reiterin, die ihr Roß nicht blos zu ſpornen, auch zu zügeln gelernt.

Als das Paar ſich allein ſah, überfiel Sephchen plötzlich eine geheime Angſt, eine leidenſchaftliche Haſt. Sie flüſterte ihrem Ritter in's Ohr, ſie habe Verlangen nach einem dritten Sacrament, nach dem Sacrament,

ſich ihm mit Leib und Seele auf immer, auch über den Tod hinaus anzugeloben. Das ſüße Kind überkam wie ein Schauer das Gefühl einer Ewigkeit der Liebe; Sephchen forderte dafür einen Ausdruck in der Trauungsformel. Günther ſagte, wenn er ſie küſſe, ſo berühre er nicht blos ihre Lippen, ſondern küſſe ſie bis in ihr Herz hinein, ihre Seele, ihr unſterblich Weſen. Sie ruhte nicht; der Vater Martin mußte Rede ſtehen, ihre Scrupel zu löſen, und ſie fragte ihn offen und keck, ob Ehen nicht im Himmel geſchloſſen würden, zwei Menſchen ſich immer zu verbinden hätten, auf Ewigkeit und Seligkeit. Es war als ſträubte ſich ihr jungfräulich Herz, anders einem Mann angehören zu können. Was Prieſter des mittelalterlichen Chriſtenthums im Bündniß der Ehe als ſacroſanct erkannten, war alſo doch wohl nicht künſtlich erfunden, liſtig ausgedacht, vielmehr ein Naturgeſetz, das ſich die reine, unberührte Seele der Frauen ſelbſt gegeben.

Luther ſah ſich faſt genöthigt, auf Sephchen beſchwichtigend einzuwirken. Wollet Ihr das Bündniß als im Himmel geſchloſſen erachten, ſagte er, ſo ſei's für das Glück Eures Himmels. Der Prieſter am Altar kann Euch dies Glück des Himmels nit geben, Ihr müßt es Euch ſelber ſchaffen, den Himmel in Euch ſelber tragen, und vom Geiſtlichen nur fordern, daß er auf den von Euch ſelber geſchloſſenen Bund das Siegel

drücke, den Segen gebe. — Nach Luthers Bekenntniß war die Ehe kein Sacrament; wohl aber ſei das Gelöbniß Zweier, mit Leib und Seele, zu Luſt und Leid einander angehören zu wollen, eine Sache des Gewiſſens. Gott wolle die Ehe, darum ſei ſie ein heilig Naturgeſetz. Und „ein groß Ding“ bleibe immerdar ein Bündniß zwiſchen Mann und Weib. Am Kreuze und an Schmerzen werde es, ungerufen, nicht fehlen, zumal dem Weibe nicht, aber ob daſſelbe gleich ein ſchwach Gefäß und Werkzeug ſei, ſo habe es doch der größten Gnaden gewärtig zu ſein. Als ein weltlich, bürgerlich Ding unterſtehe das Bündniß zweier Menſchen den Geſetzen gemeiner Wohlfahrt, müſſe aber wie jede gute Sache mit Gott angefangen werden. Und wenn man dafür ſei, daß Ehen im Himmel geſchloſſen würden, ſo ſolle man nur, was Himmel heiße, nicht erſt in einem Jenſeits beginnen wollen, vielmehr ſchon den Schauplatz hienieden für werth erachten, aller guten Gaben theilhaftig zu ſein.

Die Freifrau und Sephchen bückten ſich tief vor dieſen ſeinen Worten und küßten ihm die Hand, wie er ſo ſprach und das Paar zum Altar treten ließ; der Mann Gottes war ihnen ein Geweihter, ein Bote des Himmels. Graf Günther, Ritter Hans und Luther drückten ſich nach vollzogenem Trauact, wie Männer, die ſich Bürgen ſind, die Hände.

Andere Scrupel, den jungen Grafen und ſein hohes Haus betreffend, wußte Luther eben ſo klar, einfach und gediegen zu löſen. Der Verwandtſchaftsgrad des neuen Paares — Sephchen war die Enkelin der Frau von Günthers Aelterbruder — war ihm kein Ehehinderniß. Die Erbſünde war ihm allgemein menſchlich Erbtheil; ſie als ein Erbübel und als einen Fluch in der Familie zu erkennen, widerſprach ſeinem hellen Denken, das keine Herrſchaft dunkler Dämonen zuließ. Vater Erlaucht habe kein Recht gehabt, ſein geſammtes Haus ſammt Zukunftsſproſſen auf dem Altar der Kirche darzubringen; Abraham weiland hab: Iſaak opfern wollen, aber ein Engel des Herrn ſei ihm in den Arm gefallen, und wenn von vier Söhnen, dem Gelübde des Vaters gehorſam, der Eine in der Kutte der Dominicaner dahingeſunken, ein Zweiter das weiße Kreuz genommen, um als Karmelitermönch noch tiefer und dunkler Gott zu dienen, der Vierte als Straßburger Chorherr ſein vielleicht gut geartet weltliches Herz zu geißeln ſich befleiße, ſo ſeien der Opfer, falls ſie nöthig geweſen, wohl genugſam viele dargebracht, und könne und dürfe ein Poſthumus mit offener Stirn an der Hand eines Weibes, um Gott wohlgefällig zu werden, in's volle Menſchenleben treten, um da zu wirken was edel und gut. — Dabei rieth Luther gleichwohl dem jungen Grafen, auf einem Familientage der Schwarzburger ſich und ſein Thun

darzulegen, von den Vettern und Agnaten Zusage einzuholen, daß er sich keines Rechtes und keines Anspruchs als Mitglied des Hauses zu begeben gedenke, wenn er, dem wörtlichen Gelübde Vater Erlauchts zuwider, nicht als Mönch mit dem Brevier in der Hand, nicht als geistlicher Ordensritter mit dem Kreuz auf dem Mantel, sondern weltlich, als Laie, als Mensch, als Bürger gemeiner Wohlfahrt, Gott zu dienen entschlossen sei. —

Und in der That, dies wollte und betrieb Graf Günther eifrig in nächster Zeit, während er in seiner fünfgängigen Mühle zu Erfurt mit seiner Gattin sich häuslich einrichtete. Sephchen entfaltete sich rasch als Hausfrau mit der ganzen Klugheit, Einsicht und Gewandtheit ihres Wesens. Sie übernahm, während den Gatten der Dienst in der Stadt als Befehlshaber der Bürgerwehr in Beschlag nahm, die Führung des Mühlengeschäftes. Sie führte Buch; Verwalter, Beamte und Knechte kamen, ihr Rechnung abzulegen, ihre Befehle entgegenzunehmen. Der junge Graf ließ ihr freien Willen und freie Zeit, und sie wußte sich ihr neues Leben zu gestalten, ohne mit ihrer Vergangenheit zu brechen. Ihre Häuslichkeit war, sinnig und würdig, das Ausgepräge ihres eigenen Wesens. Ein stilles Gemach im Hinterhause ward von ihr zur Kapelle gestaltet, in welcher sie alles einordnete, was zu ihren Reliquien gleichsam, zum Angedenken an die Ihrigen gehörte. Sie

beſuchte öfter die Pfortenmühle. Der neue Sculletus überließ ihr gern, was ſie aus den Büchern Vater Jakobs, aus der geheimen Kapelle der Mutter zu beſitzen wünſchte. Graf Günther verſagte ihr ſelbſt nicht den Verkehr mit Genoſſen des alten Glaubens. Sephchen ward gern geſehen im Hauſe der Frau Viwis. Als die junge Gräfin mit dem Gefolge eines ritterlichen Edelknechts zum erſten Male die Stufen des Hauſes beſtieg, in welchem ſie ſo lange gewohnt, kam ihr die Muhme bis zur Thür entgegen, ſich tief vor ihr verneigend, ſie mit dem weißen wehenden Schweißtuch willkommen heißend. Wie Sephchen traulich mit ihr im Zimmer ſaß, konnte freilich die Alte nicht umhin mit leichtem Spott ihr zuzuflüſtern: „Hätt' nit gedacht, daß die chriſtliche Edeldame ſich zu mir verſteigen, — will ſagen: ſich zu mir herablaſſen werde! Indeſſen, Firma Viwis, Seliger und Compagnie iſt vielleicht trotzdem noch was werth?“ — Im gemeinſamen Angedenken an theure Todte fühlten ſich Beide gar bald als alte treue Bundesgenoſſen. Sephchen war nicht vornehm geworden, wie man zu ſagen pflegt, und wie die Muhme ſie auch anfänglich beargwöhnte. Aber ſie war ſehr ſchweigſam geworden. Ihr Gehirn war nicht mehr ſo kreiſend, ihr Zünglein nicht mehr ſo beweglich und ſchlagfertig. Auf die Stürme, die ſie geſchüttelt, war Stille eingetreten. Sie konnte in der Mühle an der Gera ſtundenlang

ſitzen und ruhig auf das Geplätſcher der Wellen, auf das Geſchaufel der Räder lauſchen; ſie ließ Wellen und Räder für ſich plätſchern und plaudern. —

Die Cognaten der andern Linie des Hauſes Schwarzburg hatten auf Graf Günthers Einladung zu einem Familientage auf dem Kiffhäuſer Berge theils ablehnend und ausweichend, theils gar nicht geantwortet; ſie überließen, was ſtreitig war beim Ausgleich ihrer Sache, Kaiſer und Reich zur Entſcheidung. Das Schreiben an den Canonicus von Straßburg traf dieſen nicht mehr an Ort und Stelle. Statt deſſen lief aus dem fernen Voruſſenlande an der Weichſel ein Volumen von Schriftſtücken ein, die für die Angelegenheiten des Hauſes nicht ohne Belang waren. Der ehemalige Canonicus ſchrieb aus dem Heerlager des Deutſchen Ordens von Thorn, wie folgt:

„Bruder, ich hab's nimmer ausgehalten, bin entſprungen, hab' den Chorrock ausgezogen und trage Pickelhaub' und Kettenhemd. Das kam ſo. Ich bin nach Mainz an den Hof Kurfürſt Albrechts, Cardinal Erzbiſchofs. Als Brandenburger verſteht er gut Deutſch und ich red'te Deutſch mit ihm. Halten zu Gnaden, ſagt' ich ihm, hier iſt mein Brevier, ich geb's hin, ich greif' zur Plempe, und ſollt' ich durchbrennen und Landsknecht werden! — Er ſchalt mich aus und ſprach, ich ſollt' doch nit des Teufels ſein und Streiche machen.

Schirmſtreiche, ſagt' ich, will ich auch nit mehr machen, aber Schwertſtreiche! Darauf hat er gelacht und gemeint, man könn' auch mit dem Sabul Gott dienen. Das ſtimmt! ſagt' ich ihm. Er vergab mir raſch meine Sünden und ſchickte mich ſpornſtreichs durch Heſſen, Brandenburg, Pommern zu ſeinem Vetter, ebenfalls Albrecht genannt an die Weichſel. Bruder, ſo bin ich Deutſcher Ordensritter worden."

* * *

„Wir Männer vom ſchwarzen Kreuz auf weißem Mantel wollen hier unter wilden Boruſſen, Litthauern, Maſuren, Sarmaten, und Kaſſuben deutſches Recht handhaben, zunächſt mit dem Sabul. Die ganze deutſche Oſtmark muß unſer werden. Schirmen wir ſie, ſo ſind auch wir Mehrer des Reichs. Hoch lebe Haus Brennibor zu Ehren geſammter Mutter Germania! Brav ſind ſie Alle, die Brandenburger; zäh und nüchtern, aber hinter'm Harniſch klopft ein redlich Herz und — ſo Gott oder Teufel will — Haare ha'n ſie auf den Zähnen. Etwas halsſtarrig ſind ſie, hahnebüchen und ſtrammbulſterig, aber ſchad't nit, wollen ſie ſchon 'rumkriegen, daß ſie förderlich ſind zum ganzen germaniſchen Wohl. Mein Groß- und Deutſchmeiſter hat mich auf offenem Felde umarmt. Nach etlichen guten Hau- und

Stoßgefechten bin ich ſein Adlatus worden. Er hat mich lieb und ich laß' mein Leben für ſeine Sache.

„Seine Sache? Was iſt denn die? Ei, mein Großmeiſter läßt den Doctor Luther grüßen und melden, er wollt' ihn einmal heimſuchen und ihm was in's Ohr raunen. Sein Vorſchlag, um die Kirche Chriſti an Haupt und Gliedern zu reformiren, iſt dieſer: Jeder Biſchof muß ein ehelich Weib nehmen und ſein Bisthum in ein weltlich Herzogthum wandeln. Was man ſäculariſiren nennt. Das walt' die Sucht! rief Herzog Georg der Sachſe, als er zu Leipzig weiland den Luther disputiren hörete. Ich ruf' mit Herzog Albrecht dem Brandenburger: Das walt' Gott!"

* * *

„Bruder, ich leb' hier eitel unter deutſchen Ordensrittern und polniſchen Juden. Der Juden hat's hier zu Land ſoviel wie Sand am Meere. Aber ſie machen ſich nützlich, wollen lieber zu uns halten und deutſch werden als ſarmatiſch. Der große polniſche Edelherr, immerdar verſchuldet und verloddert, verkauft ſchier ſein geſammtes Korn oft ſchon auf dem Halme an jüdiſche Leut', und die thun wohl ſich fürzuſehen, denn ſie ha'n noch nit einen Groſchen beſehen, während Jener das Kaufgeld ſchon verlüdert. Kommt Hagelſchlag, bums!

iſt die Ernte hin und das ganze Geſchäft geht — pleite. So ſagt Schmuel, und hat Recht, nimmt er Zins von Zins. Anderweit iſt er mäßig und nüchtern. Nirgend hier ſeh' ich trunkne Juden, wohl aber Manchen, der's ſchwarze Kreuz auf weißem Mantel trägt, Tag und Nacht knüll. Gegen Knüllheit, Bruder, ſchützt Chriſti Kreuz nimmer, nur wohlgeborene Bravheit von Natur.

„Beiläufig, ſoll ich Dir über hieſig Leben im Sarmatenland reinen Wein einſchenken? Aber es iſt halt eben reiner Wein, beſonders Rheinwein, was ich hier vermiſſe. Bruderherze, es giebt im Menſchenleben und zumal in der Menſchenbruſt ein Etwas, ſo man: Dorſcht nennt. Zimperlinge mit ſpitzen Lippen ſprechen: Durſt. Bei mir iſt er ſtark, alſo ſprech' ich mit breitem Maule: Dorſcht. Schon im Elſäſſer Straßburg, wenn ich als Canonicus im Chore ſaß und ſang, entfaltete ſich in mir dies unlöſchbare Etwas. Nun aber erſt in der Hitze des Gefechts, Bruder! Hier hat's auch Wein, ſie nennen's ſo; ſelbſt die Kloſterbrüder in Oliva liefern's, aber kein Katz' miaut danach. Ich bin Kätzer genug, um mit Krätzer aus Thüringen, etwa Naumburger, fürlieb zu nehmen. Schaffet mir doch was her, ſo etwa ein Oxhöftchen, und wär's ein ganz kleines, von der Saale oder Elbe Strand. Was ich hier hab', langt kaum für 'nen hohlen Zahn, und bei mir iſt der hohle Schlund allzeit trocken und ledern. Fülle mir, Bruder,

dieſen Lederſchlauch, bitte! Dein Dir ſunſt vergnüglicher Komthur des deutſchen Ordens,

„Heinrich XXX.“

* * *

„Bruder Günther der Junge, ſing' ein hohes Lied der Freude! Der Jude Freidank hat unſerm Ahnherrn König Günther weiland nit das Gift gemiſcht, unſeres Aelterbruders Weib iſt alſo nit vom Stamme eines Mörders im Schwarzburger Hauſe! Vivant die Todten!

„Der brave Ulrich Hutten hat's herausgekriegt aus alten ſchweinsledernen Urkunden in Klöſtern und Kirchen zu Mainz und Frankfurt. Hier folgen die Schriftſtücke in beglaubigten Copien. Ich faſſ' es zuſammen wie folgt:

„Bruder, Du weißt, unſer Ahnherr iſt nit römiſcher Kaiſer geweſt, blos deutſcher König. Nit als Göckelmann des römiſchen Biſchofs, ſondern als deutſcher Ritter und Fürſt ward er geküret gegen die wälſchen Ränke des papiſtiſchen Lützelburgers Karol von Böheim, der die deutſchen Pfründen wegſchenkte an ausländiſche Pfaffen und Laffen, des Papſtes Säckel füllte, die deutſchen Lande zum Lotterbett der Wälſchen machte, dergeſtalt daß man ihm nachſagte, er ſei nit ein Mehrer des Reichs geweſt, ſondern deſſen Minderer und Ver-

geuder. Alſo hat ihn noch unſer letztes Oberhaupt Kaiſer Max geſcholten. Solchergeſtalt war Verrath geübt, daß rechtmäßige Wähler das Reich für vacant erklärten, Brandenburg, Baiern und zum Theil auch Sachſen zuſammentraten und unter ſich den beſten Mann, den tapferſten Kämpen, den edelſten Ritter kürten.

„Das war unſer Ahn. Anno Domini 1349 am 30. Jänner, am Tage von Mariä Reinigung, war der Wahlact zu Frankfurt vollzogen, desgleichen allda König Günthers Krönung im Dom, während die geiſtlichen Satrapen Roms, Mainz und Köln, nach wie vor zum Böhmen hielten, der mit ſeinen Tſchechen heranzog, deutſche Lande überſchwemmend. Es galt, der römiſchen Furie die Larve der Heiligkeit mit gewaffneter Hand abzureißen, und denen Pfaffenknechten gegenüber ſteht König Günther in der Hiſtoria als Martyr da. Er hatte alle Handlungen und Lehrſätze wälſcher Biſchöfe, ſoweit ſolche mit chriſtlich apoſtoliſchem Glauben unvereinbar, für nichtig erklärt; der von deutſcher Nation Erwählte ſei kein Unterthan des Papſtes. Darob der giftige Haß der Wälſchgeſinnten, darum das Gaukelſpiel des Giftmordes. Höre, wie's geſchah. Als König Günther zu Frankfurt ſich gerüſtet und ſein Kettenhemd angelegt, hat ihn Unbäßlichkeit befallen, ein leichtes Fieber, ein ganz natürliches. Er ſucht Rath und ſchnelle Hülfe bei einem jüdiſchen Arzet, der, ſeit Jahren in

der Mainſtadt wohl bekannt, in beſtem Anſehen ſteht. Dieſer Mann verſpricht, das linde Weh ganz raſch zu heben durch einen guten Heiltrank. König Günther, ohnfähig, an ein Bubenſtück zu glauben, denkt doch, beſſer ſei beſſer, und bittet den Medicus, ſein belobtes Schnellkraftmittel ſelbſten zu verſuchen. Der Arzet trinkt ganz harmlos und ohn Arg; dann leert der König den Becher. Der Medicus aber erblaſſet urplötzlich, verfällt in Zuckungen und wird halb bewußtlos fortgeſchafft; nach zweimal vierundzwanzig Stunden iſt todt Magister physicus Fridangus. Unſer Ahn, ein Recke, wehrt ſich lang des Gifts im Leibe. Auch ward ihm beigeſprungen mit Gegenmitteln; alsbald aber trat Geſchwulſt und Lähmung ein und er lag wochenlang darnieder. Bei der Kunde aber, der Böhme ziehe heran, rafft er ſich auf, wirft Decken und Kiſſen von ſich und giebt Befehl, mit Hörnerſchall Ritter und Reiſige zuſammenzurufen. Die Geſchwulſt hindert ihn, den Harniſch anzulegen. Günther lächelt verächtlich, läßt ſich Lendener, Helm und Schwert reichen und ſagt: Das genügt zum Gottesurthel! Er ſchickt dem Böhmenkönig ein ritterlich Angebot zum Zweikampf, um das Blut der Völker zu ſchonen und den Richter im Himmel entſcheiden zu laſſen. Da König Karol das ſcheut und verwirft, zieht König Günther mit ſeinen Mannen aus, Eltvill zu decken, das der Feind berennen will. Des Lützelburgers

tſchechiſch Volk wirft ſich plündernd auf die Dörfer. Unſer Schwarzburger mit ſeinen Getreuen hin, ſtreckt den leichten Reiterſchwarm der Feinde nieder, ſtäubt das ſlaviſche Geſindel von hinnen. Ein Sieger ſteht er da mit deutſchem Schwert, aber ein Beſiegter durch Gift der Wälſchen. Er bricht zuſammen und auf einer Bahre wird er nach Frankfurt zurückgeführt, allwo ihn in der Fahrgaſſe die Brüder Johannes des Täufers pflegen. Im Gefühl des Todes entſchließt er ſich, um dem Reiche Frieden zu geben, zur Abdankung, falls der Gegenkönig ſeine rechtmäßige Wahl anerkennt und Sühne zahlt zur Entſchädigung der Seinigen. Dann ſtirbt er am achtzehnten Juni, in der Blüthe ſeiner Manneskraft, in den Vierzigen ſeines Lebens, nachdem er fünf Monde und zwölf Tage lang das Regiment geführt. Sexto Calendas Augusti iſt er feierlich im Dom beerdigt unter demüthiger Geleitſchaft ſeines Gegners und mit deſſen Einverſtändniß, in ſeinem Sieger ehr' er den beſten deutſchen Mann und König. Nit mit deutſcher Ehrlichkeit, nur mit wälſcher Tücke iſt er zu beſeitigen geweſt. Bleibt fraglich, wer das Gift gemiſchet. Der Credenzer iſt nit zugleich der Mörder geweſt, hat doch der Arzet Freibank, der den Becher reichte, ſich ſelber den Tod getrunken; was man doch nit gern thut, iſt man des Inhalts ſich bewußt.

„Nun hat der Hutten auskundſchaftet aus alten

morſchen Papieren der Zeit, Etwelche hätten urkundlich ausgeſagt, das Gift ſei vom Famulus des Medicus in den Becher geſchüttet, heimlich und zwar aus eignem Antrieb, aus Eiferſucht und Rachbegier wider König Günther, der ihm ſein Geſponns hab' abwendig machen wollen. So fein gaunern die wälſchen Novellenſchmiede mit erdifteltem Lug und Trug! Andere ſchwafelten, dem Medicus ſei das Bisthum Speier zum Lohn verſprochen worden, wenn er den König vergifte. Ei, dann wär' ja der Freidank kein Jüd' geweſt! Eitel Fabelei. Ein Jüd' war er, der Fridangus aus Heeringen, aber Bechercredenzer und Giftmiſcher waren nit Eine Perſon. Das Säftchen war eher kanoniſch. Für uns aber ſteht feſt, daß unſeres Aelterbruders Weib nit von einem Mörder ſtammt. Quod erat demonstrandum.

„Noch Eins kommt dazu. Zwei Stunden vom Kiffhäuſer Berge liegt Frankenhauſen. Dort im Kloſter ſtarb König Günthers Wittib, Eliſabeth, eine Hohenſteinerin, Tochter des Grafen Dietrich V. von Hohenſtein. Zahlreiche kirchliche Handlungen bezeugen ihre tiefe Trauer um den gemordeten Gemahl. Sie hat in ihrem Teſtamente unter allerlei Stiftungen auch die Familie jenes Meiſters Freidank, falls ſie ſich taufen ließe, mit Gaben bedacht. Die Aebtiſſin des Kloſters zu Frankenhauſen ſtellte ſich wohlweiſe dumm und konnt' nichts davon auffinden; erſt nothgedrungen gab ſie das

Document heraus, das da bekundet, die Wittib König Günthers ſelber habe ſchon des Glaubens gelebt, der Frankfurter Medicus ſei kein Giftmörder geweſt, vielmehr ſei ihm wegen ſchnöden, falſchen Verdachts eine Sühne zu bereiten, ein Ehreneingeſtändniß zu machen.

„Bruder, wir ſind's, die zu fordern ha'n, erſtlich die Anerkennung, daß es nit ehrenrührig, uns mit einer Freiban! gemein gemacht zu ha'n, zweitens bei Kaiſer und Reich die Herauszahlung der Entſchädigungsſumme, ſo Karl IV. beim feierlichen Geleit und Todtenamt ſeines Gegners in Sanct Bartholomäi zu Frankfurt gelobt und zugeſtanden. Beläuft ſich auf zwanzigtauſend Mark Silber. Dies ſein Gelöbniß ſpricht von Reue, von Anwandlung des Gewiſſens. Selbige Summe aber iſt der faule Wenzel, Karl's Sohn und Nachfolger, zum großen Theil ſchuldig blieben. Selbſt die Stadt Frankfurt war noch Anno 1437 in Rückſtand, und als das heimliche Vehmgericht dieſerhalb die Schöffen der Stadt vorlud, ließ Kaiſer Sigismund, derſelbe, der dem Böhmen Huß ſein Kaiſerwort brach, den Freigrafen der Vehme abſetzen. Von da ab ſchweigt die Hiſtorie. Aber wenn Menſchen verſtummen, müſſen Steine predigen. Baſta! Sela! — Amen: ſag' ich nit mehr. —

„Wir lagen vor Graudenz lange Zeit müſſig. Anitzo geht's wieder los. Mein gut Schlachtroß ſpitzt die Ohren und bäumt ſich, als könnt's nit erwarten

bis ich im Sattel bin. Heida, drauf und dran! Leb' wohl, Bruder Günther der Junge, herzlieber Benjamin unſeres Hauſes! Trifft mich ein Sarmatenſabul, ſo iſt dies mein letzter Schreibebrief. Die Drometen ſchmettern, die Karthauen donnern. Gegen Kloſtergeheul klingt mir das wie ein friſch Wiegenlied. Bin ich dem Herrgott einen Tod ſchuldig, und ſoll's geſtorben ſein, dann ſei's ein fröhlicher Reitertod!"

Elftes Capitel.

Zur Ehrenrettung einer Hexe.

Dieſe brieflichen Mittheilungen ſind das letzte Actenſtück, das wir über Leben und Wandel des Grafen Heinrich zu überliefern haben; aus den Archiven ſeines Hauſes wurden uns nur wenig Angaben noch über ihn zu Theil. Der ehemalige Canonicus von Straßburg ſtarb nicht den „fröhlichen Reitertod", dem er entgegenſah und entgegenging. Er blieb ſeinem Großmeiſter unverſehrt treu zur Seite; möglich, daß er als deſſen Ablatus die Umwandlung des deutſchen Ordenslandes in ein weltlich Herzogthum erlebte. Er kehrte dann in's Thüringer Land zurück, in der Tracht ſeines Ritterordens, ohne jedoch an deſſen Gelübde noch gebunden zu ſein. Er iſt zweimal vermählt geweſen, aber kinderlos

geſtorben. In der Stiftskirche zu Nordhauſen liegt ein Henricus XXX. begraben, wir vermuthen, dies ſei unſer Mann geweſen. Ein anderer Heinrich, der Siebenunddreißigſte, ſeiner Zahl nach, wurde mit einem Günther Anno 1525 im Bauernaufruhr auf dem Rathhauſe zu Arnſtadt gezwungen, dem Begehren der Rebellen zu genügen und Unterſchrift zu leiſten, welche Rebellen dann aber bei Frankenhauſen „kopflings“ dafür beſtraft wurden. Dieſer Guntherus, als der Neununddreißigſte ſeines Namens und als Herr zu Arnſtadt und Sundershauſen bezeichnet, heißt es in der Chronik des Hauſes, ſei der letzte „Grave“ geweſen, ſo der „Bapſt-Religion“ zugethan. Ein anderer Heinrich, ein Zweiunddreißigſter, wird der erſte „Lutheriſche Grave“ genannt, der ſich 1541 auf dem Reichstage zu Regensburg zum „verbeſſerten“ Chriſtenthum bekannte.

Ueber die Theilung beider Linien des Hauſes Schwarzburg und die Feſtſtellung ihres Ländergebietes ward auf einem Familientage entſchieden, der außerhalb des Rahmens liegt, welcher die Epiſode unſerer Novelle aus der Geſchichte umſchließt. Uns erübrigt nur noch, als Beitrag zu den Documenten und Aufklärungen für den ſpätern Familientag des Schwarzburger Hauſes die „Ehrenrettung einer Hexe“ zu liefern.

Graf Günther der Junge und ſein angetraut Ehegemahl Sephchen, Joſepha getauft, hatten noch die

Aufgabe, den „Schatz“ der grauen Begine auf dem Kiffhäuſer Berge zu heben. In der Kapelle zum heiligen Kreuz, in den Gemächern der Klauſe des armen Juſtus-Jodocus, fand ſich der Schlüſſel zu der eiſernen Kiſte und der Hauer ſammt der Wünſchin wußten die Stelle im unterirdiſchen Gange, wo dieſelbe eingemauert worden. „Hier liegt die Seele der armen Begine,“ ſtand auf dem Volumen von vergilbten Schriftſtücken, Aufzeichnungen und Protokollen des heiligen Amts, Geſtändniſſen und Beichtzetteln. Ignota hatte alles geſammelt, was darüber Aufſchluß geben konnte, wie ſie bei ihren Feinden, den Dominicanern, in den Verdacht einer Hexe gekommen, die nur Chriſtin geworden, um deſto ungeſtörter heimlich Jüdin zu bleiben und durch Zaubermittel das Herz des Erbgrafen Günther des Aelteren zu berücken, der ohnedies ſtarker Hinneigung zur Ketzerei verdächtig geweſen und ſtatt einer Romfahrt zur Pönitenz einer dreißigtägigen Bußwanderung auf dem Kiffhäuſer Berge verdammt war. Die Acten dieſes Hexenproceſſes waren bis nach Rom gegangen und von da mit dem Verdict des Cardinalcollegiums an das Amt der Dominicaner zurückgeſendet. Das Urtheil erſtreckte ſich nicht blos auf die Angeklagte, ſondern auch auf deren Beichtvater und Vertheidiger, Pater Saleſius. Es lautete auf Freiſprechung vom Verdacht der Hexerei, aber auf lebenslängliche Pönitenz ſowohl des irregeführten

Beichtkindes als des irreführenden Beichtvaters und Seelsorgers, der mit Ertheilung heiliger Sakramente ein bedenklich Spiel getrieben. Taufe und Trauung wurden nicht aufgehoben, aber was Segen an beiden, ward in Fluch verwandelt, damit Buße auf Erden die Seelen im Lande Jenseits rette. Für den Erbgrafen Günther lautete das Strafmaß auf einsame Klosterhaft, auf Trennung von der Tochter der Sippe eines Freibank, der in der Geschichte des hohen Hause als Giftmischer dastehe.

Wir lieferten bereits die Ehrenrettung des angeblichen Königsmörders; die Unschuld seiner Urenkelin nachzuweisen wird uns gleich sehr gelingen. Wir stellen zusammen, was sich aus den Acten des heiligen Amtes und aus den privaten Aufzeichnungen des Pater Salesius ergiebt. Was Ignota über sich selber eingestand, trug den Stempel einer aufrichtigen, reinen Kinderseele, die freilich in ihrer Harm- und Sorglosigkeit keine Ahnung hatte, wie der blöde Wahn und die Tücke des Argwohns sie mißverstehen konnte.

Sie war ein armes Mädchen vom Volke Israel aus Heeringen an der Helme. Der Vater sammelte Kräuter im Walde und handelte mit Spezereien. Sie begleitete ihn schon als Kind auf seinen oft heimlichen und nächtlichen Wanderungen durch Flur und Hain. Er kochte Salben und Säfte aus Wurzeln und Pflanzen; er galt

für einen guten Helfer in der Noth, deſſen Spruch und Medicament ſich heilſam erwies für Vieh und Menſchenkind. Erſt als das Geſchäft einträglich wurde, beneidete man ihn und beargwöhnte ſein Thun. Neid iſt ja ſo häufig eine Quelle des Böſen in der Welt. Er hatte auf ſeiner Bodenkammer, als die Nachfrage nach ſeinen Mixturen ſtieg, ein ganzes Waarenlager von Kräuterſäcken und geriebenen Wurzeln aufgeſtapelt. Man überfiel ihn Nachts und ſchrie: Der Jude will den Medicus machen! Die Bodenkammer ward geplündert, das Häuschen verwüſtet und der Büttel trieb die Sippe zum Thor hinaus. Der Alte ſtarb alsbald vor Gram und Verdruß, daß Diejenigen, denen er mit ſeinen Pulvern und Säften gut gethan, ihn mit der ſchlechten Münze des Undanks bezahlten. Wir haben ihn, ſo erzählte Ignota, ſtill in jener Gegend eingeſcharrt, die ſie die „Wüſtung“ nennen, wo nichts als Haidekraut wuchert, das ſchlechte Kraut, das er doch ſo gut zu ſchätzen und zu verwerthen wußte, denn nichts, hat er geſagt, ſei ſo ſchlecht in der Welt, daß es nicht nutzenbringend wäre, verſtänd' es nur der Menſch. Unter Haideblumen, für die ſein Herz gefühlt, weil er ihre gute Wirkung kannte, ruht ſein Leib, ſeine Seele in Abrahams Schooß.

Mit der Mutter wanderte Ignota von Dorf zu Dorf; an einem Orte, der ſie dulden würde, gedachten ſie den Spezereihandel wieder aufzunehmen. Sie zogen

über die Rothenburg auf den Kiffhäuſer hinauf. An deſſen Fuße, im Dorfe Kelbra, blieb die kranke Mutter liegen; ſie konnte nicht weiter. Ignota ſtreifte in Flur und Feld umher, Kräuter und Wurzeln ſammelnd; zu Hauſe ſchabten ſie Pulver und kochten Latwerge. Oft genug mußte Ignota heimlich Nachts ihre Wanderungen antreten, aus Furcht vor den Menſchen am hellen Tage. So ward ſie vertraut mit dem Dickicht der Wälder, wo ſo viel gute Kräfte ſchlummern, aber auch freilich ſo viel böſe wuchern, — ganz wie in der Seele des Menſchen, gleichviel ob er Chriſt, Jude oder Heide. Auf dem Kiffhäuſer Berge fand ſie die kräftigſten Pflanzen, unter den dortigen Eichen und Buchen die heilſamſten Kräuter, beſonders in den ſogenannten „Teufelslöchern," in welche keine Chriſtenſeele ſich gern wagte, weil Sanct Winfried Bonifacius die heidniſchen Götter dahinein verfluchte. Dort ſollten die böſen Geiſter „kauzen" bis an den Tag des jüngſten Gerichtes, oder bis eine reine Magd ſie erlöſte. Sie bildete ſich nicht ein, als reine Magd dieſe Macht zu haben Noch weniger konnte ſie ſich die Aufgabe ſtellen, armen Chriſtenſeelen aus dem Fegfeuer zu helfen. War ſie doch eine Tochter vom Stamme Iſraels, und wenn die Chriſten in der Mutter Gottes die reine Magd des Herrn, ja ſelbſt die Himmelskönigin anbeten, warum ſollte denn Dieſe nicht mächtig und nicht erbarmungsvoll genug ſein, das Werk der

Erlöſung zu verüben? Aber die in die Teufelslöcher gebannten Geiſter waren heidniſcher Art und um deswillen hätte ſie ſich wohl gerne ihrer erbarmt. Sie fand keine Kobolde, keine herumirrenden Seelen, ſah keine Geiſter in den feuchten Felſenklüften, nur Kräuter und Pflanzen, die niemand kannte und deren würzige, narkotiſche Heilkraft ſie entdeckte, prüfte und ausnutzte. Sie hatte in der Umgegend die Bekanntſchaft mit zwei Menſchenweſen gemacht, die für verrufen oder für verdächtig galten, mit denen ſie alſo auch nur ganz geheim verkehren durfte. Davor hatte ſie keine Scheu, gehörte ſie doch zu einem Menſchenſtamme, den die fromme Chriſtenheit für peſtartig hielt. Dieſe beiden Menſchenweſen waren der Scharfrichter und ein alter Schäfer. Einem Henker ward von den Prieſtern das Abendmahl verweigert; denn er galt für unehrlich ob er ſchon ſein Amt auf Befehl chriſtlicher hoher Herren vollzog Er gehörte nach Erfurt, wo das Hochgericht ſtand, wanderte jedoch, um tolle Hunde einzufangen, viel im Lande um. Der alte einäugige Schäfer, der auch im Stillen gern „docterte," galt für blödſinnig, obſchon er wetterkundig war und die Leute gern heimlich zu ihm ſchlichen, weil er gegen Uebel Heilmittel kannte, die ſich aller Weisheit der Gelehrten, freilich auch den Geboten der Prieſter entzogen. Naturmenſchen verſtehen ſehr gut und theilen oft die ſcharfe Witterungsgabe der Thiere, des Hundes,

des Käuzchens. Auch das Pferd wittert ſtark, und Ratten verlaſſen das Schiff, noch eh' der Lenker weiß, daß es ſinkt. Ignota lernte vom Scharfrichter und vom Schäfer nicht blos ſich in der Gegend zurechtfinden, auch in Pflanzen und Thieren gewiſſe Wahrzeichen, die der denkende Menſch nicht begreift, alſo leugnet.

Der Eine freilich hält die ganze Welt für ſchlecht, dem Böſen verfallen, eine Geburt Satans, und der Andere ergeht ſich in Prophezeiungen vom Untergang all deſſen was noch gut und leidlich am lieben Menſchenleben. Kindlich Geſinnte begnügen ſich mit Kleinigkeiten. Iſt das Bruſtbein der Martinsgans weiß, ſo bedeutet es einen ſtrengen Winter; iſt es roth, einen gelinden! Daran glaubte der Schäfer feſter als an das Evangelium Chriſti, von dem er freilich nur allzu wenig wußte. Mitunter war ſein Inſtinct auch ganz chriſtlich, aber ſein Naturſinn wurde religiös gefälſcht. Die Sommerfäden in Wald und Flur, wenn die Inſecten zum Herbſt ihr Geſpinnſt verlaſſen, nannte er den vom Winde zerzauſten Mantel, den die Mutter Maria bei ihrer Himmelfahrt von den Schultern fallen ließ. Mit ſolchen Ausdeutungen natürlicher Erſcheinungen machte er ſich wieder zuläſſig und genehm. Auch ſtören die Prieſter nicht gern den Aberglauben des Volks, wenn er ſich kirchlich färbt. In einen Abendmahlskelch ſich ſpiegeln, heilt von der Gelbſucht! Vielleicht aber nur aus Schreck,

ſich der geheimnißvollen Schaale, in der Gottes Blut auf und abwallt, ſo nahe zu ſehen, und doch nicht theil daran zu haben, weil deſſen nur ein Prieſter werth!

Ignota fing an zu „doctern“, ohne den Glauben des Volks dabei zu kreuzen. Furcht und Schreck wirken oft ſehr viel zur Heilung. Einem vom Fieber Befallenen ſteckte ſie einen lebendigen naßkalten Fiſch in's Genick unter's Wams und hieß ihn ſo lange laufen, bis der Fiſch ſich zu Tode gezappelt. Der Hautſchauer thut's. Will aber der Kranke die Kur am Tage ſeines Heiligen vollbringen, damit ihn dieſer ſein Heiliger, nicht der Fiſch und das Naturmittel, befreit und erlöſt, ſo „mag er's ha'n, der gute Schelm!“ So dachte ſie oft und ließ den Volksglauben walten, heimlich ſeiner lachend und ſpottend. Sie verdiente ſich damit ein Stück Brod, oder ein Stück Geld, um daheim die kranke Mutter zu erquicken. Nach und nach erſt, mit dem ſteigenden Erfolg ihrer Kuren und Proceduren, ward ſie ſicher, und in der Sicherheit übermüthig. Dann ſahen die Leute ſie ſcheel an und begannen ſie zu meiden, in dem Argwohn, es gehe bei ihr doch nicht mit rechten Dingen zu. Ein Burſch in Tilleda hatte beim Abendmahl die Oblate nicht verſchluckt, ſondern im Munde behalten, zu Hauſe ſie auf's Brod geſtrichen und mit dem Brode übte er Zauberei. So dachten die Leute, weil ſie an die göttliche Macht des Leibes Chriſti glaubten und

darum des Bubenſtreichs vergaßen. Wenn Jäger die Hoſtie in die Büchſe laden, dann fehlen ſie nie; aber Der ſie lud, verfällt dem Teufel. Nun freilich, die Wirkungen der Hoſtie bleiben ſicher und unzweifelhaft und ein Menſchenleben iſt nicht viel werth! Was will man aber mit der kleinen Spitzmaus anfangen, die am Altar den heiligen Leichnam benagte und davonlief, bis man ſie einfing?

Ignota fragte ſich das im Stillen, bis ſie einen geiſtlichen Herrn fand, dem ſie ihre ketzeriſche Scrupelſucht eingeſtand, weil er aufgeklärt oder menſchenfreundlich genug ſchien, ihr das nicht für Todſünde auszulegen oder für ein Verbrechen, auf das der Holzſtoß gehörte. Mitunter fand ſie im chriſtlichen Volksglauben auch Züge, deren ächte Menſchlichkeit und Kindlichkeit ſie rührte. Im Thüringerlande ging der Glaube um an Vampyre, Blutſauger, Nachzehrer. Sie holen in kurzer Zeit nach ihrem Tode die zurückgebliebene Familie nach. Auch der alte Schäfer predigte das und der Scharfrichter, der zeitweis auf dem Kiſſhäuſer Friedhof auch den Todtengräber machte, war der Meinung, das „Schmatzen“ im Grabe ginge darauf hin. Armen Seelen, die nicht zur Ruhe kämen, müſſe man das Gebet, in welchem ſie ſtecken geblieben, weiter beten; ſonſt kämen ſie wieder und gingen „ſpöken“. Die Erlöſung dieſer „Wiedergänger“ geſchah am wirkſamſten durch Geſchenke an

Kirchen und Klöſter. Wenn jemand das ſchuldig gebliebene Gelübde an Stelle des Geſtorbenen erfüllt, ſo hilft er der armen Seele aus dem Fegfeuer. Zärtliche Theilnahme, ſagte man, wirke erlöſend, aufopfernde Liebe habe ſühnende Macht. Da es ſo wenig gute Arzneimittel gab, trachtete das Volk danach, den Kranken das Sterben zu erleichtern. Wär' ein „Nürnberger Ei", eine Uhr, in der Nähe, ſo müſſe man ſie ſtillſtehen, den Pendel halten laſſen. Auch ſei's gut, dem Sterbenden eine Citrone unter's Kinn zu legen, damit der Mund nicht offen ſtehe, wenn ihm die Seele entwiſchen wolle; ſonſt hab' er keine Ruhe im Grabe, und werde leicht ein Nachzehrer. Am Todtenhemd müſſe man die Buchſtaben des Namens herausſchneiden; ſonſt würde die Familie nachgezehrt. Dem Geſtorbenen aber müſſe man die Augen zudrücken, ſonſt warte er auf noch Einen und hole ihn nach. Auf Leiche und Leichenkleider dürfe man keine Thränen fallen laſſen; ſie ſeien entweder für den Todten wie brennend Feuer, oder der Weinende ſterbe bald nach, kämen ſeine Zähren mit in die Gruft. Jede Thräne um einen Todten ſei ein Tropfen Oel für ſein Fegfeuer. Alſo, liebe Seele, weine nicht zuviel; ſondern lebe, fühle und handele lieber im Sinne des edlen Todten!

Seelen, die Schätze bewachen, werden erlöſt, — ſo glaubt das Volk, — wenn man dieſe Schätze hebt,

todtes Gold also wieder zu nutzbarem Eigenthum macht. Schätze in todter Hand haben ja keinen Werth für arme, lebendige, hülfsbedürftige Menschen! Das ist, sagte Ignota vor Gericht, der schöne Sinn des unmündigen Aberglaubens. Das Volk aber meint: Alle sieben Jahre heben sich am Charfreitage die Schätze in die Höhe, sie sonnen sich, blühen, brennen. Hebt sie Niemand, so versinken sie wieder auf sieben Jahre. Blaue Flämmchen sollen einen Ort bezeichnen, der sie birgt. Das könnten freilich eitel Irrlichter sein im Sumpfe. Wo eine Sternschnuppe hinfällt, oder wo der Regenbogen sich aufstützt, da liegt ein Schatz, sagen die Leute. Beim Heben spricht man das Christophelgebet. Das Jesuskind erkürt sich darin den heiligen Christophorus zu seinem Schatzmeister und giebt alle verborgenen Schätze der Erde in seine Gewalt. Man darf sich beim Schatzgraben nicht umsehen, wird man gerufen; denn damit necken uns böse Geister, die den Menschen nichts gönnen. Auch sprechen darf man nicht dabei, denn das zerstreut. — Ach wie wahr! sagte Ignota vor Gericht und die Männer des heiligen Amtes waren gerührt. Also stand im Protocoll am Rande.

Die Angeklagte gestand, daß sie mit den „Tatern", jenen Tataren und Zigeunern, die das Land durchzogen, im Verkehr gewesen, auch mit sogenannten Venedigern, die aus dem Süden heranzogen, im Kitzbüheler Berge

nach Schätzen zu graben oder Silberminen zu muthen. Man fand bei ihr ein Traumbuch, verfaßt von einem ehemaligen Zigeuner. Mit dieſen Kurgängern und Schatzgräbern, ſagte ſie, habe ſie ſich eingelaſſen, um ſie auszuhorchen, daß es juſt am Himmelfahrtstage ſein müſſe, wo man Schätze heben könne, an dem heiligen Tage, wo die Erde ſich aufthue, Todtes zu entlaſſen. Das habe ſie als Jüdin nicht geglaubt. Wenn aber Einer das spectrum Salomonis aufgeſchlagen, einen Spiegel, der da zeigen ſollte, was im Innern der Erde verborgen ſei, da habe ſie eifrig mitgemacht, denn Salomo ſei ja doch ein Heiliger ihres Volkes und Doctor Fauſts Höllenzwang gehe zurück bis in die Geheimniſſe des weiſen Königs von Juda. Auch nach der „blauen Blume“ ſuche Mancher im Kiffhäuſer Berge, nach jener Glücksblume, die zu entdecken Viele reizt und Niemand gelingt. Die primula veris, die Schlüſſelblume, die den Platz erſchließt, wo ein Schatz liegt, ſei eine Erfindung der Diebe, ſagte Ignota. Oft ſeien es auch Räuber geweſen, die da gehauſt und gewirthſchaftet, wie auf der Rothenburg. In Loth's Höhle auf dem alten Rennweg war ein Mordgeſell abgefangen; er ſtarb zu Sondershauſen im eiſernen Käfig. Kurz vor ſeinem Tode hatte er zum Kerkermeiſter geſagt: „Dir vertrau' ich's, Gevatter. Geh' auf die Rothenburg, ſtell' Dich unter die mittelſte Linde; da wird Dir ein Maßholderbaum in's

Auge fallen. Unter diesem schaufele, da liegt — nicht der Hund, — aber der Schatz begraben.“ Der Wärter sagt's einem Küster in Kelbra, der verlacht ihn und räth ihm dann allen Ernstes ab, denn es wär' sein Verderben; ging aber selber hin, grub nach und fand die vom Räuber verscharrten zehntausend goldnen Gülden. Ach, das sind sehr schlechte Geschichten! Was wahr daran, ist doch falsch, denn es hat andere Bedeutung. Und die Schlüsselblume erschließt keine Schätze, wohl aber der Arzneikunde die Kraft ihrer Blüthe. So sagte Ignota vor Gericht. Die besten Pflanzen und Kräuter hatte sie selbst gefunden und in ihnen eine heilsame Wirkung entdeckt und erprobt.

Im Nachtschatten des Waldes, in den Schluchten und Klüften des Kiffhäuser Berges schleicht im grauen Mantel gar manche alte Sage geheimnißvoll geschäftig hin und her, lockend und schreckend, reizend und wunderlich, heilsam oder tödtend, und der Glaube des Volks steigert die Kräfte alles natürlichen Gewächses. Die Leute erzählen sich von Kobolden und Neckegeistern, und was sie nicht mit eigenen Augen leibhaftig gesehen, just das wächst ihnen erst recht über den Kopf. An jeder Mooswand hängt ein Märlein und in jeder Felsenspalte kauert eine Legende aus alter Zeit. Und so ist's denn auch ein alter Kaiser, der in den unterirdischen Sälen der Burg — nicht umgehen, sondern sitzen,

ſchlafen und träumen ſoll, bis ein Adler die Raben verſcheucht, die den Thurm umkrächzen. Er ſitzt, den Kopf in die Hand geſtützt, nickend und mit den Augenlidern zwinkernd am runden Steintiſch, den ſein Bart ſchon zweimal umſchlingt, falls er nicht gar durch die Platte hindurch gewachſen iſt. Hat ſein rothes Haar den Tiſch zum dritten Mal umwuchert, dann wird er aufwachen, auferſtehen, ſein Haupt ſchütteln, ſeinen Arm ausſtrecken über's verlorene Vaterland, „ſeines Schildes Laſt, hängen an den dürren Aſt", in's Hifthorn ſtoßen, ſeine Mannen zuſammenrufen und das untergegangene Reich wiederherſtellen. Die Einen ſagen, er ſei von den Prieſtern in den Bann verflucht, weil er nicht habe nach Paläſtina ziehn wollen, das Grab des Erlöſers aus den Händen der Sarazenen zu befreien. Die Andern ſagen, er ſei endlich noch mit Heeresmacht aufgebrochen, aber zu ſpät, mit dem Bann belaſtet, ſo daß ihm ſelbſt aus der frommen That kein Heil mehr erwachſen, er ſei ertrunken im Fluſſe Saleph-Kalykadnus, und Jeruſalem ſei nicht befreit. Das Volk aber raunte ſich zu, das ſei nicht wahr. Der alte Friedrich habe ſich im Unwillen gegen die ſchlechten Menſchen mit ſeinem Töchterlein Utchen aus der Welt zurückgezogen, traure im Stillen und könne nicht ſterben vor Schmerz über das untergegangene, machtlos gewordene Reich Germania.

„Mich kümmerte das nit," ſagte Ignota aus vor

Gericht, — „ein Märchen mehr: was thut's! Die Leute erzählen ſich ſo viel Wundergeſchichten von den Heiligen der Kirche: warum ſoll's nit auch einen Heiligen geben, der am Elend der Welt zum Märtyrer worden? Glauben die Chriſten an die Wiederkehr ihres Heilandes, warum nit an die Auferſtehung eines untergegangenen Kaiſers? Mein Seelſorger, der Kaplan Pater Saleſius, hat mir das Wahre geſagt und den Sinn der Legende gedeutet. Es ſei an der Geſchichte von einem Hohenſtaufen-Friedrich, er ſei nun der Erſte oder der Andere, nichts wahr, als nur die Sehnſucht des Volkes nach Herſtellung des Reichs, und die Kraft der alten Helden werde wieder erwachen; ſie ſei nit todt, nit begraben, ſie werd' auferſtehen. Bei ſolchem Glauben müſſe man die Welt laſſen, ja erhalten, hat mir der Pater geſagt, obſchon ſachlich nichts daran ſei."

Hier ſtand am Rande des Actenſtücks von der Hand eines vaticaniſchen Cardinals eine Gloſſe, des Inhalts: Die pia fraus ſei nicht überall zuläſſig, und Heilige im Harniſch geb's nicht, ſie zögen denn das Büßerhemd an!

„Rumort hat's im Berge oft," erzählte Ignota. „Der Eine in Tilleda ſagte: Petrus ſchiebt Kegel unten! Ein anderer Bauer flucht und ſchreit: Der Teufel ſchlägt Feuer an! — Jeder nimmt's wie er's in

ſeinem Unverſtand vermag. Iſt's denn anders mit den allerheiligſten Legenden der Kirche?"

Ueber dieſe Stelle im Protocoll hatte das hohe Cardinalcollegium der Eminenzen zu Rom einen eminenten Tintenklecks fallen laſſen, ob aus Verſehen und Ungeſchick, ob aus weiſem Calcül und als Eingebung von oben, erfuhren wir nicht.

„Wie's im Berge tief unten ausſah, wollte Jedes gern wiſſen," erzählte Ignota. „Mancher Bergmann fuhr in den Schacht, ohne die rechten Adern zu entdecken, die Venediger bohrten in die Tiefe, ohne Schätze zu finden. Oben am alten Thurm iſt noch der Schlund offen geblieben, den Kurgänger aufgewühlt. Der Vorwitz, der ſich hineingewagt, hat es oft büßen müſſen. Ein Prahlhans ſchurrte hinunter und kam gar nit wieder zum Vorſchein; er war im Moderduft ſchlimmer Dünſte erſtickt. Der luſtige Fiedler in Kelbra iſt auch hinabgeſtiegen in den unterirdiſchen Gang, blieb lange, kam endlich wieder, aber ganz bleich, fahl, leichenblaß, kaum daß er athmen und ächzen konnte; er hatte nit blos ſeine Luſtigkeit, auch die Sprache verloren. Eine magere Sau jedoch, die in's Loch gekrochen, kam fett heraus. Wie das der Graf von Stolberg, ſo auf Roßla reſidirt, hörte, ward er neugierig als Landwirth und meinte, wenn es da unten nit geheuer ſein ſollte, ſo wär's doch vielleicht von Heil, ob auch nur für ein

Schwein. Er rief Ritter und Knappen auf, hinabzusteigen in die halb verfallenen Gänge des Berges. Da Keiner Luſt hatte, ließ der Graf einen Mann, der auf den Tod gefangen ſaß, aus dem Thurm ſeines Schloſſes holen und verſprach ihm Leben und Freiheit, wenn er hinabſtiege bis zum Barbaroſſa und ihm wahrheitsgetreu erzählte, wie's da unten beſchaffen. Der Mann, der Ketten ledig, fuhr zwar hinunter, ſtieg auch wieder empor, erzählte aber ſchnurrig Zeug und hat Zeit ſeines Lebens geflunkert, immer Neues, aber immer Erlogenes; denn ſo lang er ſchwatzte, was er geſehen, blieb er frei, wie ihm der Graf gelobt."

„Hoher Gerichtshof!" — Wir laſſen die Angeklagte ſprechen, wie ſie vor dem heiligen Amt der Dominicaner Rede ſtand. „Es iſt Zeit, auch über Den mein Geſtändniß zu machen, der mir ein Seelſorger geweſt, ob er ſchon in Verdacht kam, ſchlecht für meine Seele geſorgt, mich ſchlecht getauft zu ha'n. Er war mir ein Prieſter der Liebe, und ſie ſagen ja, das Chriſtenthum ſei eine Lehre der Gnade und des Erbarmens mit armer, dummer Creatur. Er hat mich oft hart angelaſſen, verwarnt, geſtraft, aber doch ſchließlich allezeit die Einſicht walten laſſen, meine Verſchuldigung ſei blos Unverſtand, meine Sünde keine böswillige Verſtocktheit, mein Irrglaube keine Einflüſterung des Teufels. Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben!"

Hier ſtand am Rande: „Falſch citirte Bibelſtelle! Die Kirche hat den vollen Glauben, giebt ihn, befiehlt ihn; den Irrwahn beſtraft ſie mit Feuertod. Dagegen hilft kein Beten.“

„Der Kaplan hatte von meinen Kuren in den Dorfſchaften herum gehört. Er kam in unſere Hütte und zeigte mir ſeine verdorrte Hand. Sie war ſchlecht geheilt; in die vernarbten Wunden kam neue Geſchwulſt, aber ich hatte ein gut Kraut dawider. Wie ich zum erſten Mal die Hand beſah, ſagt' ich dem Pater: Das ſieht nach Daumſchrauben aus, iſt's auf der Folter vor einem heiligen Amt geſchehen? — Er ſagte: Nein, ein weltlicher Gerichtshof nach peinlicher Halsordnung hab' es ihm angethan; die Kirche ſei unſchuldig daran, die Kirche hab' im Gegentheil ihn aus den Händen der weltlichen Juſtiz befreit. — Dabei ſah er aber doch wie ein halber Märtyrer aus, wie Einer, der wenigſtens mit dem einen Arm an's Kreuz genagelt.“

Hier war gloſſirt: „Müſſen Beide noch völlig zu Kreuze kriechen, Beichtvater und Beichtkind, Lehrer und Schülerin!“

Ignota's Stoßſeufzer vor Gericht lautete: „Ach, was ſich die liebe Menſchheit immer erſt Wunden ſchlägt, um daran einen Gegenſtand der Wehklage zu haben! Muß das ſein?“

Auch dies verſtand ſich am Rande, wie man zu ſagen pflegt; dort ſtand aus Rom: „Muß ſein.“

„Können die Menſchen, die das Heil verkünden, nit die Uebel verhüten, ſtatt ſie hinterdrein zu beſtrafen?“

„Non possumus!“ ſtand am Rande. Von anderer Hand jedoch darunter: „Wir wollen auch nicht! Wenn es keine Sünd' gäbe, gäb's auch keine Reue. Amen.“

„Pater Saleſius verbot mir, meine Wurzelpulver, Pflanzenſäfte, Kräuterkiſſen an die Leute zu geben, bevor er ſie mit Weihwaſſer beſprengt, mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes geſtempelt. Der Schäfer ſei wegen unbefugter, ohne Wiſſen der Kirche vollzogener Kuren mit der Excommunication bedroht; eine Jüdin, wie ich ſei, werde dafür geſtäupt werden.

„O je! ſagt' ich. Aber es reizte mich zur Bosheit. Der Kaplan meinte, wenn der Arzet zu theuer, müſſe das Volk zum Geiſtlichen ſchicken und zur Stärkung um's heilige Abendmahl bitten.

„Ich ſagte keck, ein Schluck Wein wär' gut für arme Leut', aber das kriegten ſie ja nit.

„Der Prieſter nimmt's für ſie, ſagte der Kaplan und was der Prieſter zu ſich nimmt, bekommt den Laien gut.

„Glaubt man! ſagt' ich.

„Der Glaube thut's, war die Entgegnung.

„Ich meinte: Mein Kräuterſaft thut's! Was kann der bloße Glaube?

„Berge verſetzen! machte der Kaplan zürnend.

„Ich hab's noch nit geſehen! geſtand ich offen.

„Dann hat's am erſten Gebet gefehlt!

„Gebet? Was kann es? fragt' ich und bat um Belehrung. Daß die Erzväter meines Volks in ihrer Noth zum Herrn gerufen, das wußt' ich wohl, aber daß er ſie allezeit erhört, wußt' ich nimmer, denn der Allweiſe habe oft beſſer gewußt, was ihnen frommte. Bitte, Hochwürden, was iſt Gebet im Sinne der Chriſtmenſchen? — Das Gebet, ſagte der liebwerthe Pater, das Gebet iſt die zuſammengefaßte Kraft der Seele; der Menſch erhebt ſich damit wunderbar bis an die Stufen des Thrones, auf welchem Gott allmächtig ſitzet.

„Das war ſehr gut geſagt vom Pater Saleſius, ich aber wollte noch mehr Belehrung und wandte ein: ich könnt' doch den Herrgott nicht drängen und drangſaliren, mir nit einbilden, ich hätt' Einfluß und Macht auf ihn, daß er thäte wie ich wollte. In Wurzeln und Kräutern aber wußt' ich Heilkräfte der Natur aufzufinden, die juſt nit Wunder wirkten, aber ſchwache Kräfte ſtärkten, Schmerzen ſtillten, Uebel linderten. Die Gaben aus dem Schooß der Natur ſtammten doch auch von Gott dem Herrn, und ſeien Darbietungen des guten Geiſtes; ſelbſt Gifte, wüßt' man ſie richtig zu verwenden, auch Digitalis, was ſie Fingerhut nennen, ſei nur bös, wenn der Menſch die Kraft davon nit verſtünde.

„Da hat der Pater klein beigegeben; heilt' ich

ihm doch auch ſeine Hand. Wochenlang, monatelang ging ich täglich in die Klauſe zum heiligen Kreuz, rieb des Paters Finger ein mit meiner Salbe, verbannt ſie mit erwärmten Kräuterkiſſen, wickelte ſie auch in die Haut eines friſch geſchlachteten Ochſen. Brauchte dabei die Kiſſen und Salben nit erſt zu weihen, die Ochſenhaut nit erſt mit dem Kreuz Chriſti ſtempeln zu laſſen. Die Naturkraft that's; er ſah es ein, oder ließ es bei ſich zu, verbot mir nur dem Volke ungeweihtes Medicament zu verabreichen.

„Er hatte mich lieb, weil ich ihm gut that; höchſtens ſchalt er mich eigenſinig, wenn ich ungläubig und bei meinem Sinn blieb. Er hat auch geſcherzt mit mir, mir die Backen geklopft und geſagt: Du kleine Hexe!

Hier ſtand am Rande: „Hätte ihr ſtarke Backenſtreiche geben und ſie für eine große Hexe halten ſollen!"

„Einmal fragt' ich ihn dreiſt, warum er blos bei ſich die Kräfte der Natur in Wurzeln und Kräutern zulaſſe. Darauf hat er geſagt, er ſei ja ein Prieſter, und was ein Prieſter thue und zulaſſe, ſei alles geweihet. Ich dachte: Glaubt Einer ein Auserleſener zu ſein, Gott näher zu ſtehen, als andere arme ſündhafte Menſchenkinder? Ja, freilich, der Glaube thut's! — Das ſagt' ich ihm nit, es hätt' ihn gekränkt. Er war

auch einmal ſo gütig, auszurufen: O, wenn Du Dich in Deiner Einfalt doch taufen ließeſt!

„Hochwürden, hab' ich da geſagt, blos um mir den Stempel des Kreuzes aufzudrücken? Bin ich gut, ſo bin ich's von Natur, bin ich ſchlecht, dann auch.

„Dann ſagte er zu mir, ich ſei ſchön wie Rahel, klug wie Ruth.

„Hochwürden, lacht' ich, das ſind jüdiſche Heilige, aber wir prunken nit mit ihnen!" —

Hier waren vom Collegium der Cardinäle drei Kreuze angezeichnet, gleichſam zur Abwehr, als wollten ſie rufen: Apage, Satanas! — An der Stelle: „Schön wie Rahel, klug wie Ruth," war nichts bemerkt; ſie war alſo zuläſſig befunden, nicht beanſtandet. Huldigten die Wälſchen doch der Schönheit allezeit, und gaben der Kunſt den Flügelſchlag frei! Und vor der Klugheit beugen ſie ſich, oft in Windungen wie eine Schlange. Die Prieſter Roms ſind nur empört, wenn Einer offen, ehrlich und dreiſt die Rede führt, wie der Mönch von Wittenberg.

* * *

Bis hierher konnten wir zum Theil wörtlich aus den Acten berichten. Was die Angeklagte über die Wendung ihres Geſchickes in der Ohrenbeichte eingeſtand, wird nur mit Benutzung deſſen erklärlich, was wir aus

dem Verſteck eines Kloſterarchivs hervorgezogen. Wir geben den Ertrag davon. —

Auf dem ſonſt ſo ſtillen Kiffhäuſer Berge war plötzlich Leben und Bewegung eingekehrt. Der junge Erbprinz des Schwarzburger Hauſes hatte das Schloß bezogen, mit Gefolge und Dienerſchaft, wie es ſein Rang gebot, aber doch als Gefangener, als Sträfling der Kirche. Als Knabe ſchon der Ketzerei angeklagt, im wälſchen Lande des Verkehrs mit den Waldenſern verdächtig, war er dazu verurtheilt, die mit willkürlichem Trotz unterbrochene Romfahrt in einem dreißigtägigen Buß- und Bittgang auf heimiſchem Boden abzubüßen. Der ganze Kiffhäuſer war in einen Kalvarienberg verwandelt. An jedem Felſenvorſprung, wo der Pfad eine Wendung nahm, war eine Station errichtet, mit Kreuz und Altar, Marterwerkzeugen und Betpulten, an denen der Schuldbeladene, der auf dem Leidensgange ſeiner Schuld und Chriſti inne werden ſollte, ſeine Gebete, ſeine Geißelungen zu verrichten hatte. Das Landvolk ſtrömte in Schaaren herbei, ſich an der heiligen Buße zu betheiligen oder ſtaunend und zitternd Zeuge zu ſein. Das Staunen und Zittern der Menge ging in Bewunderung über, wenn der zarte, edle, hochgeborene Jüngling barfuß im härenen Gewande, einen Stachelgürtel um die Hüften, in der einen Hand die Geißel, in der andern eine Todtenkerze, früh Morgens vom Burgſchloß

herunterſtieg, um auf der andern Seite den ſteilen Weg zur Kreuzkapelle hinaufzuklimmen, um an jedem Schmerzensorte, wo Chriſtus niederſank, reuig zu knien und zu beten. Er ſchien es willig zu thun, regelrecht und ganz devot. Wir erfuhren im Dominicanerkloſter zu Erfurt, daß die Schwarzburger ſchon in alter Zeit einen heiligen Günther zu den Ihrigen zählen. „Ein zweiter Günther! ein neuer Heiliger!“ rief das Volk im Anblick des Jünglings. Er ſah bleich aus, aber er lächelte leutſelig, wenn er auf die Menge blickte, die ihm ſo fromm und wahnbethört zujubelte. Seine blaſſe Miene ſchien ſagen zu wollen: Ich thu's ja nur um des vierten Gebotes willen, das da Vater und Mutter zu ehren uns anheiſchig macht, nur um der Meinigen willen, die meine Seele für eine verlorene halten! — Oft rieb er ſich die Stirn, als wollt' er ſagen, er verſtänd' es nicht; oft aber griff er krampfhaft ſchmerzlich mit der Hand an's Herz, als hätt' er da ein Weh und ein ſtilles Uebel. Er war in der That krank und leidend. Vielleicht that ihm ein Arzet, ein Mann der Natur, mehr noth als ein Mann Gottes.

Ignota ſah das und fühlte tiefes Erbarmen. Um die Sünde, die ihn belaſtet, kümmerte ſie ſich nicht; ſie hielt Umfrage und forſchte nach dem leiblichen Gebreſt, das ihn drückte. Ein Medicus ſchien nicht zur Stelle zu ſein, hätt' auch wohl nicht neben den Prieſtern zu

Worte kommen dürfen. Vom Kaplan erfuhr ſie, der junge Erbgraf leide an einem zu großen Herzen. Das iſt ſehr bös unter kleinen Menſchen des dunklen Wahns, aber ich weiß ein heilſam Kraut, das gut dafür iſt! So dachte Ignota. Im tiefſten Dickicht des Waldes wußte ſie die Pflanze, die mit würzig narkotiſchem Duft die Wallungen des Blutes mildert, die Sinne ſtärkend, die Nerven erfriſchend. Es war das geheimſte unter ihren Kräutern, unter ihren Geheimmitteln das beſte. Sie ging Nachts hin, es zu ſammeln, flocht es in Sträußchen oder nähete es in Kiſſen ein und wenn der Büßer am frühen Morgen mit dem erſten Strahl der Sonne auszog, fand er an jedem Altar und Betpult, an jeder Station ſeines Leidensganges dies wunderbare Kraut, deſſen Duft er einſog, deſſen Würze aus dem Dunkel des Waldes, mit dem friſchen Morgenthau benetzt, ihm ſegensvoller dünkte, als der Dampf verbrannten Weihrauchs in der Kapelle zum heiligen Kreuz oder wo man ſonſt eine gläubige Menge nach kirchlichem Brauch oder angeblich von Gottes Gnaden damit betäubte. Der junge Büßer gewöhnte ſich an den Duft; er ſammelte die Sträuße, die Kiſſen, ſteckte ſie in ſeine Kutte, brachte ſie heim in ſein Gemach, ſchichtete ſie dort auf mit ordnender, Tag für Tag eintheilender Hand. Die Macht der Gewohnheit war ſo ſtark, daß er nur noch in der Atmoſphäre des geheimen Krautes

athmen konnte. Er hatte von der blauen Blume gehört, hielt das für eitel Fabelei; das Kraut aber wirkte lebendig auf ihn ein, blutſänftigend, herzerquickend, alle ſeine Sinne beflügelnd.

Plötzlich blieben die Gaben aus. Die Sträuße waren nicht mit Weihwaſſer benetzt, die Kiſſen nicht mit dem Kreuz verſehen; ohne das aber durften ſie nicht Wunder wirken! Pater Saleſius ward vom Collegium der Prieſter, welche bei der Bußfeier aſſiſtirten, zur Rede geſtellt. Er nahm Ignota „in's Gebet," wie er ſagte, als ob er ſchon ihr Beichtiger wäre, deſſen Beichtkind ſich freilich noch in der zähen Hartnäckigkeit des verſtockten Judenthums gefiel. Hatte ſie doch mit ihrem, aus Blumen gepreßten Salböl an ihm ſelber wie eine Magdalena, wie eine wenn auch ungetaufte, doch chriſtlich barmherzige Schweſter gehandelt. Man verbot ihr „den Handel", wie ſie's nannten, legte Beſchlag auf ihre ganze Apotheke. Das verdroß Ignota und ſie ward nun erſt, wofür man ſie hielt, ein Trotzkopf, aus Stolz, aus kindiſchem Eigenſinn. Der junge Büßer verlangte täglich nach dem unbekannten Kraut und der Kaplan kam wieder zu ihr; ſie ſollte geſtehen, wo es wuchs. Es iſt ja ein Höllenkraut, ſagte ſie, ſehr ſelten und wächſt nur in der geheimſten Schlucht der Teufelslöcher, wo der heilige Gutthäter, der Bonifaz, die böſen Geiſter hineinbeſchworen. Ihr haltet Euch Alle für

Gutthäter und scheltet bös die ganze Welt. Mein Kraut — gehet doch selber es zu suchen! — Wie es heiße, wollte der Pater wissen und versuchte, sie zu gewinnen. — Mir unbekannt! gab sie zur Antwort. — Herba ignota also! sagte der Priester, wie Du selbst, böses Kind! — Seitdem hieß sie Ignota bei Jedermann in der Gegend.

Ihr Trotz aber schwand, wenn sie den leidenden Prinzen auf dem Bußgang sah. Er war sehr schwach und hinfällig, vielleicht vom vielen Fasten, und er jammerte laut nach den würzigen Blättern, die ihm eine unbekannte Heilige oder eine geheime gutgesinnte Fee dargebracht und geopfert. Sein liebevolles, mattes Auge lief suchend über die Menge hin, die ihm wehmüthig folgte auf Schritt und Tritt. Sie war nicht mehr hartnäckig, sie wollte das Opfer bringen, sie fühlte tiefe Rührung mit dem angehenden Heiligen, den der Wahn der Menschen in eine so früh schon verwelkende Blüthe verwandeln sollte.

Es war in der Nacht vor dem letzten der dreißig Bußtage, als Ignota, von Angst getrieben, ihr Lager verließ. Es ließ sie nicht ruhen, sie mußte eine gute That thun, auch gegen das Verbot des Kaplans und aller Welt. Ihre Pulse klopften, ihr Blut wallte, ihr Herz drohte zu zerspringen; sie schien jetzt selber der krampfstillenden Kräuter bedürftig. Sie eilte in die

Schlucht der Teufelslöcher. Das Mondlicht lugte nur verſtohlen durch die Spalten und eine kleine Blendlaterne half die dunkelſten Stellen beleuchten, wo zwiſchen ſickerndem Quellwaſſer das Wunderkraut wuchs. Sie füllte damit ihre Wandertaſche und ſtieg zur Unterburg hinauf. An die Stationsplätze des Calvarienberges wagte ſie ſich nicht; dort lauerten die Wächter der Dominicaner. Sie ſtand vor der offen gebliebenen, halb verſchütteten Höhlung, in welche ehedem die Venediger geſtiegen, um Schätze zu ſuchen. Da iſt noch viel zu holen! hatte ihr der Schäfer geſagt. Wer nur den rechten Spaten und die rechte Leuchte dazu hat, oder — den rechten Glauben! Sie hatte nicht den rechten Glauben, war auch kein Sonntagskind, dem manches gelingt. Eine reine Magd, ja das war ſie, aber bildete ſich nicht ein, daß eine ſolche einen Zauberbann zu löſen vermag. Und doch dachte ſie ſtill für ſich: Ach, wenn mir doch ein Schatz brennen wollte! Später in Thränen hat ſie bitter über ſich ſelbſt geſcherzt und geſagt, ſie habe, ohne darum zu wiſſen und zu flehen, einen Schatz gehoben, aber ſich zum tiefſten Unheil.

Wie ſie in den dunklen, wirren Schlund hinabſtarrt, flackert in der Wölbung unten ein bläulicher Schein. Sie bückt ſich hinüber, reißt die Steine auseinander; doch wie ſie in der loſen Ummauerung ein Felsſtück fortwälzt, bricht der morſche Gewölbbogen,

auf dem ſie kniet, plötzlich mit einem Krach unter ihr zuſammen und ſie ſchurrt mit den Trümmern der Quaderſteine, an denen ſie ſich halten will, jählings in die Tiefe. — Betäubt lag ſie unten am Boden. Rings um ſie her war dichte Finſterniß, auch der bläuliche Schein, der ihre Neugier gelockt, war verſchwunden. Eine Todesangſt überfiel ſie; ſie dachte an die Geſchichten von den böſen Neckegeiſtern und Kobolden, über die ſie ſo oft gelacht; ſie gedachte des luſtigen Fiedlers von Kelbra, des fürwitzigen Schalks, der vor Schreck in den unterirdiſchen Gängen ſeine Sprache verloren und zeitlebens ſtumm geblieben. Sie ſchrie laut auf nach Hülfe; ſchon um zu erproben, ob ihre Stimme noch laut tönte. Ihr Ruf erſtickte im dumpfen Kellerraum. Da fiel ihr der Kaiſer Rothbart ein, der unten hauſen ſoll. Utchen, Utchen, ich komme! ſchrie ſie in der Angſt ihrer Seele nach dem Töchterlein des alten Kaiſers, das er mit in den Berg genommen. Der Schäfer hatte ihr erzählt, der Barbaroſſa werde nur erlöſt, wenn eine reine Jungfrau hinunterſtiege und alle Heiligen, wenigſtens die Vierzehn Nothhelfer anriefe, um die verzauberte Prinzeſſin zu befreien. Sie konnte nicht ſo beten, wie man wollte, ſie ſchrie nur, um ſich Muth zu machen. Endlich erhob ſie ſich vom Boden und tappte mit den Händen umher. Es war ein gewölbter Gang; die Mauern, eng an einander gerückt, waren naßkalt, ihr

Dunſt ſo ſtechend, daß ſie nach dem Sack mit den Kräuterbüſcheln griff, um nicht im Modergeruch zu erſticken. Zürück konnte ſie nicht, denn die Schurre, auf der ſie in die Tiefe geſchleudert, war ſteil. Eine ganze Weile ſchritt ſie vorwärts über Steingeröll hinweg, mit den Füßen den Boden, mit den Händen die Wände betaſtend. Das war auch eine Bußfahrt und der Weg glich vielleicht dem Höllenpfade, von dem die Chriſtenmenſchen ſagen, das Fegfeuer, um ihn zu erleuchten, ſei noch eine Wohlthat dagegen. Endlich ſah ſie wieder den bläulichen Schein. Er wuchs, je weiter ſie vorwärts ſchritt. Nach einem Schatz wollte ſie nicht mehr ſuchen; es war auch keine blaue Flamme, die über einem ſolchen brennt, es war das Mondlicht, das durch den Riß einer geſprengten Wölbung drang. Die Wölbung erweiterte ſich mit dem Spalt im Felſen. Es war ein offenes Fenſter und der Vollmond ergoß ſein Licht auf halb zertrümmerte Stufen einer Treppe, die nach oben führte. Ignota tappte hinauf, und erſt als friſche Luft ſie anwehte, brach ſie erſchöpft zuſammen.

Es waren Räume des obern Schloſſes, zu welchen der Kellergang aus der Unterburg führte. Eine Lampe erhellte einen Vorſaal, in dem ſie ſtand, ein Knecht in voller Rüſtung, der gewiß Wache halten ſollte, ſaß auf der Bank über den Tiſch gelehnt. Anfangs dachte Ignota, ob das der König Rothbart ſei, der da ſitze

und ſchlafe. Draußen hörte ſie die Raben krächzen und im inneren Gemach huſchten Fledermäuſe hin und her. Der Mann im Harniſch mit der Lanze ſah aber nicht kaiſerlich aus, er hatte weder Krone noch Scepter, der Bart wuchs ihm auch nicht um den ſteinernen Tiſch. Der Knappe war jung und hatte mit dem alten Kaiſer nichts gemein, als daß er ſchlief und ſchnarchte. Wie er ſich dehnte und reckte, trat ſie ſcheu in den Winkel zurück; ſie wollte den Ausgang ſelber finden. Statt deſſen aber ſchlich ſie, in der Irre umhertappend, von Gemach zu Gemach und trat in einen hohen Saal, deſſen Thüren offen ſtanden. Der Schreck lähmte ihren Fuß, ſie ſtand wie gebannt; auf dem Ruhebette lag der Schwarzburger Graf, der kranke Büßer. Durch die buntbemalten Scheiben des Fenſters fiel das zitternde Mondlicht und Ignota blickte in das Antlitz des ſchlummernden Prinzen. Er ſah ſehr bleich aus und es war ihr, als ob der Schein der blauen Flamme, der ſie in die Tiefe gelockt um ſein Angeſicht flackerte. Er regte ſich; dann ſtöhnte er laut auf und ſtreckte beide Hände aus, die eine auf ſeine Stirn, die andere auf ſein Herz. Die Leute ſagten, er habe ein Herz mit einem Doppelſchlage, aber die Heiligen würden ein Einſehen haben und ihm helfen. Ignota wußte, daß ihr Wunderkraut ihm helfen werde. Sie kniete nieder und griff nach ihren Büſcheln. Hier! flüſterte der Schläfer träumend

und deutete wieder auf die beiden Stellen, wo es ihm weh that, auf die Stirn, auf den Sitz ſeines Verſtandes, der nicht begriff, weshalb er büßen ſollte, und auf ſeine Bruſt, die unter dem Drucke zu ſprengen drohte. Betäubt, als hätte ſie ein geheimer, ſtiller, aber allmächtiger Geiſt gerufen, nahm ſie zwei Kräuterbüſchel und legte ſie ihm auf Stirn und Herz. Wie er abermals eine Bewegung machte, deckte ſie der Schatten im Winkel des Zimmers und ſie huſchte zur Thür hinaus. Von ferne hörte ſie noch den Prinzen rufen: O, ſüßer Duft! Himmliche Fee, wer biſt Du? Heilige Jungfrau Maria, ſandteſt Du mir den Gruß?

Von Gemach zu Gemach in der Dämmerung taſtend, fand Ignota den Ausgang, den Weg zurück in den Vorſaal. Zwei Kriegsleute traten ein, die Wache abzulöſen. Wie der Eine, die Kienfackel, die er trug, in die Wand ſteckte, erblickten ſie die Magd im Winkel. Auf die Frage, wer ſie ſei, flüſterte Ignota in der Angſt, der Kaplan von der heiligen Kreuzkapelle habe ſie hergeſchickt mit den geweihten Kräutern. Das war gelogen, geſtand ſie ein, vor Gericht, denn die Kräuter waren noch nicht mit Weihwaſſer beſprengt. Die Kriegsknechte wollten die Verdächtige fortſchleppen, aber der herbeigerufene Anführer der Rotte bedeutete die Knappen, ſie ſei die Dirne, die mit Amuletten und Kräuterkiſſen handele. So erlangte ſie freien Abzug und ſtieg den

Berg ohne weitere Gefährniß hinunter; der erſte Strahl der Morgenſonne fiel auf ihr ſchamroth brennendes Geſicht.

Tagelang verkroch ſie ſich und blieb am Lager der kranken Mutter. Sie hätte verſchwinden mögen vom Antlitz der Erde; ſie hielt ſich verborgen und blieb mäuschenſtill. Um ſo lauter ging es her oben in dem Burgſchloß und in den Dörfern rings herum, bei der frohen Kunde, die Bußfahrt ſei beendet, der Himmel geſühnt, der junge Erbgraf kein Ketzer mehr, geſund an Leib und Seele; die Mutter Gottes ſei ihm erſchienen oder irgend eine wohlthuende Heilige aus dem Walde, aus der Tiefe des Berges. Er ſelber erzählte dem Kaplan von der Erſcheinung in der Nacht vor dem letzten Bußtage, er wiſſe nur nicht, wer ihm die duftenden Kräuter gebracht, vielleicht gar Utchen, Kaiſer Barbaroſſa's Tochter, die, vom Bann erlöſt, aus dem Berg geſtiegen, ihn zu heilen an Leib und Seele. In der Kreuzkapelle, in den Kirchen und Klöſtern rings herum läuteten die Glocken, erſchollen Dank- und Jubellieder auf die Sühne und Geneſung des jungen Erbherrn und zukünftigen Landesfürſten. Günther der Heilige! rief ihm das Volk von neuem zu; er aber ſagte, das ſei er nicht, ſondern Günther der zum Leben Erſtandene. Er ſaß wieder zu Pferde, ritt von Dorf zu Dorf, durchſtrich die Wälder in froher Jagdluſt. Täglich kam er

auch früh Morgens in die Kapelle und verlangte, wenn die Meſſe zu Ende war, nach friſch duftenden Kräutern, die ihm der Kaplan weihte, aber das ächte, geheime Wunderkraut war nicht darunter. Der Vorrath war bald verbraucht und was der Schäfer brachte, oder ſonſt ein Burſch, war nicht die herba ignota, deren Platz Ignota allein kannte und nach welcher Graf Günther Verlangen trug. Wie gern hätte ſie die blaue Glücksblume oder die Pflanze des ewigen Lebens, von der die Prieſter ſingen und ſagen, gepflückt! Sie ſaß ſtill am Lager der Mutter, für deren Tod ſie kein Kraut wußte, ſelber krank, wehleidig und menſchenſcheu. Der Kaplan beſuchte ſie und bat dringend, ſie ſolle ihm das Wunderkraut holen. Wie er drohte, ſie zu verrathen, machte ſie ſich auf in der Dämmerung des Abends. Niemand ſollte ſie erblicken.

Sie ſtieg die Berglehne hinab in die Schlucht der Teufelslöcher. Da hörte ſie plötzlich dicht vor der Höhle eine Männerſtimme, vor deren Ton ſie erzitterte. Sie ſprang hervor, aber raſch in das Dickicht zurück. Ein hohler Baum ſollte ſie verbergen; ein Sprung und ſie hielt ſich für geborgen. Aber am Fuße der Buche ſtand Graf Günther, ſtreckte die Arme in die Höhe und rief: „Meluſine, biſt Du's, Fee des Waldes?“ Er klomm hinauf, holte die Zitternde aus der Höhlung des Baumes herunter, hielt ſie in ſeinen Armen feſt und drückte

einen Kuß auf ihre Lippen. „Das iſt der Kuß," ſagte er, „den ich Dir ſchuldig bin, ſeitdem Du mir Nachts erſchienſt und mir auf Herz und Stirn das Wunderkraut legteſt; es duftet nach Deinen Lippen, denn Du hatteſt es berührt; nicht von Prieſters Hand, von Deinem Mund geweiht, nicht vom Weihwaſſer, nein, von Deinen Thränen war es benetzt!"

Ignota war ſtarr und willenlos. „Meluſine!" rief er von neuem; ſie wußte nicht, was er meinte, ſie ſagte blos, ſo hieße ſie nicht, ſie wäre ein armes verſtoßenes Mädchen, eine Unbekannte, die ihren Namen, und wär' er ſo ſchön, wie Rahel oder Ruth nicht ſagen wolle, er würde ſonſt erſchrecken und ſie verwünſchen. „Dann ſollſt Du Ignota heißen," ſagte auch er.

„Und bei dieſem Namen," geſtand ſie, „hat er mich feſtgehalten, Ignota bin ich auch getauft. Wie er mich Meluſine nannte, fragte er lachend, wo die ſieben Raben wären, die ſieben Brüder, für die Meluſine in der Einſamkeit die Kleider geſponnen. Ich ſagte, ich wiſſe nichts von ſieben Brüdern, nur von den ſiebenmal ſieben Raben, die den Kifthäuſer umflatterten, bis ein Kaiſer käme, deſſen lange Bußzeit zu Ende ſei, wie die Leute fabelten. „Auch meine Buße iſt beendet," ſagte Graf Günther, „ich bin geſühnt und erlöſt vom Bann. Es müßte denn ein neuer Bann mein Herz befallen!" — Das aber erklärte er, ſolle keine Fabel, kein Märchen

ſein; ſeine Fee ſolle ſie bleiben, wahrhaftiglich, kein Truggebilde, nein, ſeine Braut, ſein Weib ſolle ſie werden, er wolle ſie einführen in die Burg ſeiner Väter.

Damit begann für Ignota das Märchen und ein Traum; ihre Sinne ſchwirrten durcheinander. Wie der Graf in ſein Jagdhorn ſtieß, kam das Gefolge herbei zu Fuß und zu Roß. Ignota fühlte ſich wie gefeſſelt, gefeit und gebunden. Stumm und ſtarr ließ ſie ſich in den Sattel heben; Graf Günther ſaß hinter ihr auf und ſo ritten ſie den Kiffhäuſer Berg hinan, durch das Erfurter Thor hinein in's Schloß. In der Betäubung ließ ſie alles mit ſich geſchehen. Seitab vom Palas der Burg, im Flügel der Kemenate, war ihr ein Gemach hergerichtet und ſie ward da, wie von Rieſen und Zwergen, ſorgſam bewacht, behütet und bedient. Als der Kaplan herbei gerufen wurde, ſtarrte er zurück, wie der Graf ſie an ſein Herz drückte. „Ein Kind vom Stamme Juda!“ rief er athemlos. — „Fee'n ſind immer Töchter des Morgenlandes!“ lachte Günther. „Iſt ſie ein Kind des Verderbens, Prieſter, ſo rette ihre Seele! Aus Liebe zu mir wird ſie Chriſtin werden.“ — Und ſo geſchah es. Ignota ſagte aus vor Gericht, Graf Günther habe Recht gehabt; aus Liebe zu ihm ſei ſie Chriſtin geworden. Was aber ihr Glück geweſen,

hätten ihr die Menſchen, die ſich Prieſter der Liebe Gottes nennen, in Unheil verwandelt, Segen in Fluch. —

Aus den Geſtändniſſen des Pater Saleſius, aus ſeiner Selbſtvertheidigung vor dem heiligen Amt, heben wir noch Folgendes hervor.

„Ich habe Ignota, dies mein Pflegekind, getauft und getraut. Der Ehebund mußte geheim geſchloſſen werden; aber ich hatte dazu kraft meines geiſtlichen Amtes Recht und Fug. Mich länger dagegen ſträuben, hätte Gefahr gebracht Leibes und der Seele. Die Neigung des Grafen zu Ignota flieg zur krampfhaften Raſerei, ſobald ich Miene machte, zum Bündniß die Hand zu verweigern. Zaubertränke hat ſie ihm nicht beigebracht; der einzige Zauber, den das Weib über den Mann verübt, iſt ungeſucht und freiwillig die Liebe. Sie ſoll aber Rückfälle in's Judenthum verrathen haben, ihn dem Glauben ihres alten Volkes geneigt zu machen! — Nun, werthe Väter und Brüder im Herrn, muß ich das Siegel des Beichtgeheimniſſes leiſe heben, ſo geſtattet mir das, und ſtrafet meine Offenheit nicht mit Bann, nicht mit Haß und Zorn!“

„Ignota hat ihrem Gatten in der Brautnacht, bevor ſie ſein ward, den Schwur abgefordert, niemals das Volk Iſrael zu verfluchen. War das gefrevelt? War das eine jener Sünden, die nie vergeben werden können, die Sünde wider den heiligen Geiſt? Sind nicht

die Schriften des alten Bundes die Säulen zum Bau des neuen? Sind die Erzväter des Volkes Israel nicht gleich ſtarke Grundpfeiler, wie die Heiligen in der Kirche Jeſu Chriſti, der ja doch nur das Geſetz der Strenge in die Verkündigung der Gnade, den Gott des Zorns in den Gott der Liebe wandelte! — Und Graf Günther leiſtete ſeinem Weibe dieſen Eidſchwur mit der ganzen Fülle ſeiner beſten Empfindungen. Ja, er hat der bang beſorgten Ignota jubelnd von ſeinem Abenteuer im wälſchen Lande erzählt, wie er in den Wäldern Piemonts aus den grauſamen Händen wüſter Henker ein unſchuldig Waldenſiſch Mädchen befreit und erlöſt, als man ſie zum Hochgericht ſchleppte. — Väter, Brüder, ſeien wir nachſichtig, wenn wir herrſchen wollen, duldſam, wenn es gilt, das Scepter Chriſti dauernd zu führen; regieren wir die Welt in Liebe, nicht im Zorn! Ich ſelbſt, der die Angeklagte vertheidigte, ſitze nun auf der Anklagebank. Ich leugne nicht, ich hab' dem Grafen Günther ſogar die Fahne der Waldenſer, die er in ſeinem Zimmer ſich aufgepflanzt, nicht mit Gewalt entriſſen, nur die Inſchrift darauf: „Das Licht dringt durch die Finſterniß," in den Spruch der Kirche: Via crucis, via lucis!" verwandelt. Moſes weiland zerſchmetterte freilich den Kindern Iſraels das Kalb, das ſie anbeteten. Als Jünger Chriſti hätte er ihnen das falſche Symbol in das ächte, in das Lamm Gottes umgewandelt. Den

alten Aegyptern kann man den Apis, den ſie anbeten, zertrümmern, aber beſſer: Man klärt ſie auf über den wahren Apis und ſpricht: Was Ihr im Stier anbetet, iſt ja doch nicht der Stier ſelber, ſondern die Macht und Stärke, die in ihm lebt, Macht und Stärke aber, die ewige Dauer haben, ſind in Gott! Die alten heidniſchen Römer zerſtörten nicht den unterworfenen Völkern die Götzenbilder, ſondern führten ſie auf ihr Capitol, damit, was von Kraft und Heilſamkeit in ihnen ſteckte, der ewigen Roma zu gute käme. Chriſti Kirche aber ſollte das wahre Pantheon ſein, in welchem ſich die Götter aller Völker geweihet und geheiliget zuſammenfinden. Der Apoſtel Paulus zertrümmerte nicht in Athen den Altar des unbekannten Gottes, ſondern er erläuterte den Heiden den ihnen bislang unbekannten Gott, als den allein wahren und nun in Chriſti Lehre offenbarten. Im Sanct Peter zu Rom giebt es eine Bildſäule des heiligen Petrus. Man ſagt, es ſei urſprünglich ein Aesculap geweſen. Man hat das alte Bildwerk nicht zerſtört, ſondern ihm eine neue Miſſion gegeben, aus dem alten Aesculap einen wahren Heilarzt der Menſchheit geſchaffen. So denk' auch ich, und ſo möcht' ich ſein ein Miſſionär Jeſu Chriſti.

„Meine Seelſorge bei dem von mir eingeſegneten Paar war nicht mehr von langer Dauer; ich ward nach Erfurt berufen, als erwählter Prior des Dominicaner-

kloſters, nachdem das Ehebündniß auf dem Kifſhäuſer Schloß vom Himmel geſegnet worden. Graf Günther ward von ſeinem Vater, dem regierenden Herrn des Hauſes, vorgefordert, Rechenſchaft abzulegen. Er leiſtete bei der Unebenbürtigkeit ſeiner Ehe Verzicht auf ſein Erſtgeburtsrecht, gewann aber keine Verzeihung, keine Verſöhnung und blieb der Ausgeſtoßene. Der Streit, ob auf ſein hinfällig gewordenes Erbfolgerecht als regierender Herr ein gänzlicher Ausſchluß von allem Beſitzthum folgen werde, dauerte lange Jahre, und die beiden Linien des Hauſes Rudolſtadt und Sondershauſen machten vergeblich Anſtrengungen, den Streit auszugleichen. Graf Günther war lange Jahre abweſend von Weib und Kind, um ſeine Sache bei Kaiſer und Reich zu betreiben. Er hatte Ignota zur Herrin in Haus und Hof gemacht auf dem Kifſhäuſer Berge. Iſt ſie im ſorgloſen Uebermuth ihres Glückes zu weit gegangen, dann iſt ſie hart genug dafür geſtraft. Nachdem ſie dem alten Mütterchen die Augen zugedrückt, nahm ſie Vetter und Baſen aus ihrer Heimath, Männer, Frauen und Kinder vom Stamme ihres Volkes bei ſich auf. In den Dörfern, die zur Burg gehörten, begünſtigte ſie die Anſiedelung jüdiſcher Leute, gab ihnen Arbeit, Wohnung und Koſt; ganz Kelbra ward eine Colonie von Genoſſen des alten Glaubens. Bekehren konnte ſie dieſelben nicht; das war ja, meinte ſie, Sache chriſtlicher

Apoſtel; aber ſie konnte ſie zu brauchbaren Menſchen machen, und das hat ſie gethan. War das Verrätherei am Chriſtenthum? Rückfall in alten Irrglauben? — Als die Peſt in's Land zog, Städte und Dörfer verwüſtend, da blieben ihre Juden verſchont', denn dieſe waren mäßig und nüchtern, und der Würgengel des „ſchwarzen Todes" zog vorüber, ohne ſie zu berühren. War das nicht ein Zeichen des Himmels? Und ſollten wir uns nicht hüten, ſolch Zeichen falſch zu deuten?

„Graf Günther war wieder zugelaſſen am Hofe des regierenden Herrn, ſeines Vaters, er hoffte von neuem auf eine Sühne. Die Friſten ſeines Ausbleibens wurden immer länger, endlich ward ihm die Rückkehr unmöglich; ein reitender Bote brachte ſeiner Gattin die Zeilen: „Ignota, unſer Vater Erlaucht ringt mit dem Tode, eine neue Entdeckung hat grauſes Weh über uns gebracht, einen neuen Fluch, den wir nur ſühnen können, wenn wir und unſer ganzes Haus Buße thun. Weib, Du biſt eine Freibank, eine vom Stamme jenes jüdiſchen Medicus, der unſern Ahnherrn, König Günther, mörderiſch vergiftete!" —

Frau Ignota machte ſich eilends auf nach der Stammburg des Hauſes; das Kind hatte ſie, wie ſie gemeint, treuen Händen anvertraut. Am Hofe des regierenden Herrn aber zog ſie ein unter dem Klang der Todtenglocken. Jedermann bekreuzigte ſich, wich ſcheu

vor ihr zurück, als ſie durch die Reihe der Gemächer ſtürzte, nach ihrem Gatten rufend, ohne daß ihr Jemand Kunde gab.

„In der Schloßkapelle ſtand der Katafalk und am offenen Sarge kniete ein Mann im Gewande der Dominicaner. Laut ſchreiend ſtürzte ſie auf ihn zu; es war Graf Günther. Er ſtarrte ſie an, ſchlug den Blick gen Himmel, preßte dann krampfhaft die Hände an ſeine Bruſt, als drohte ihm ſein Herz zu zerſpringen und rief ihr zu, auf den todten Vater deutend: „Ich und mein Haus, wir müſſen dem Herrn dienen!“ Krank an Leib und Seele ſtarb er im Kloſter des Ordens, deſſen Kleid er auf Geheiß ſeines Vaters trug; ein Herzſchlag machte ſeiner Buße ein Ende. —

„Als Ignota auf den Kiffhäuſer Berg zurückkehrte, hatte man ihr das Kind geraubt, die ganze Sippe ihres Stammes aus der Gegend verjagt; eine Freidank galt für eine Verfehmte, von Gott Gezeichnete. Vor Schmerz und Zorn brach ſie zuſammen. Aus ihrer Bewußtloſigkeit erwachend, ſah ſie ſich im Gewande der grauen Beginen, unter den Händen der barmherzigen Schweſtern, deren Kleid ſie fortan trug, als Zeichen ihres Leides. Die irrgläubige Gräfin galt für geiſteskrank, und das Irrenhaus entließ ſie erſt nach langer Zeit. Das geiſtliche Gericht ſprach ſie frei von der Anklage als Hexe, verurtheilte ſie aber zu lebenslänglicher

Pönitenz. Und dieſe Buße nahm ſie auf ſich, ohne ſich ſchuldig zu fühlen, bis in ihr hohes Greiſenalter. Auch von ihrem Irrwahn ließ ſie nicht ab; ſie ſuchte nach der geraubten Tochter und fand nur noch die Enkelin; ihre Ruheſtatt fand ſie auf dem jüdiſchen Friedhof, außerhalb der Mauern der Stadt Erfurt, dicht am Hochgericht, dort wo die Wüſtenei beginnt. —

Wir haben die Anklage, in einem Meiſter Freidank einen Königsmörder zu ſehen, widerlegt. Die Opfer aber, die dem Wahne fielen, können wir aus den Gräbern nicht wieder in's Leben rufen.

Zwölftes Capitel.

Neue Stürme, Luthers Flucht.

Luther fühlte ſich wieder ſehr einſam und verlaſſen in ſeiner Zelle auf der Wartburg. Er hatte einen liebwerthen Todten beſtattet, er hatte deſſen Töchterlein getauft und getraut. Er predigte oft in der Kapelle. Es war in der Nachbarſchaft ein offenes Geheimniß geworden, wer der gefangene Junker Görg ſei, und das Landvolk ſtürmte herbei, ſein Wort zu hören. Die kleine Gemeinde, der er das wieder entdeckte Evangelium verkündete und das Abendmahl in beiderlei Geſtalt darbot,

wuchs heran. Er wirkte ſegnend, ſoweit ſeine Hand, ſein lebendig Wort reichte. Aber er hätte auch gern laut fluchen mögen auf das, was draußen in der Welt geſchah, und ſein Fluch erſtickte zwiſchen den engen Wänden. Es thürmten ſich im Reiche Wogen herauf und er wäre gern ein Poſeidon mit dem Dreizack ſeiner Rede geweſen, dem wilden Aufruhr der Elemente zu gebieten. Die Saat, die er ausgeſtreut, ging hier und da wider ſeinen Willen auf und er ſaß fern und konnte nicht jäten, nicht dreinſchlagen, nicht den Acker mit dem Pflugſchaar umſtürzen, um ihn neu zu beſtellen. Er war kein ſtiller Denker, der das Für und Wider bei ſich erwägt, kein Syſtematiker, der ſein Gebäu logiſch aufführt, mit Stützen und Streben verſieht; er war ein Mann der That, der zugreift, um das, was noth war, zu retten, und wär's, was er hinſtellte, auch nur ein Nothbau, eine Regenſchauerhütte für Sturm und Wetter. Er wurde, wenn ihm Kunde von draußen ward, ſehr kleinlaut, hielt ſich und, was ihm ſchlimmer dünkte, ſeine Sache für verloren. Und er hatte ſie doch dem Herrgott ſo dringlich empfohlen, als ſei ſie deſſen, nicht ſeine. Er dachte verzweifelnd, ſein Werk ſei gebrochen, zerfallen; denn die auf ihn hörten, lieferten das Afterbild ſeiner ſelber. Seine Seele war betrübt bis in den Tod. Wir ſterben in der That ſo oft ſchon, eh' wir wirklich todt ſind! Sollte er auf der Wartburg bei lebendigem Leibe

ſchon ſich einen Denkſtein ſeines Ablebens ſetzen? Er ſeufzte: Herr, hilf mir über dies mein Ende hinaus!

Er bedurfte als Menſch, um ſtill auszuhalten, der Hand eines Freundes, einer Freundin, und ſie fehlte ihm. Ritter Hans von Berlepſch war meiſt abweſend von der Burg im Dienſt ſeines Herrn. Frau Katharina, fortan ganz zugethan dem Glauben Luthers, war nach ihrem Frankenlande zurückgekehrt; ſie litt unter dem ſchmerzlichen Eindruck der Kunde, daß ihr Jugendverlobter, der arme Jobſt, nicht im gelobten Lande, ſondern auf dem Kiſſhäuſer Berg ſein Grab gefunden. Sie mied auch ſchon lange für immer die Begegnung mit den Dominicanern in Eiſenach, die am Fuße der Wartburg grollend auf die ihnen verlorene Beute lauerten und gegen den von Gott verfluchten Ketzer und Irrlehrer im Stillen auf Rache ſannen.

Luther griff wieder zur Feder, ſeinem Schwert des Geiſtes, aber es dünkte ihm das nur ein Nothbehelf, konnt' er nicht Aug' in Aug' mit lebendigem Wort ſeinen Gegner faſſen.

Die Strenge ſeiner Haft milderte ſich nach dem Grade ſeiner wiederholten Beſchwerden und Erkrankungen. Es wurden ihm größere Ausflüge zu Pferde geſtattet; man will wiſſen, daß er auf den angeblichen Jagdritten zweimal von der Wartburg bis auf's Erfurter Weichbild vorgedrungen, um ſich mit dem getreuen Johann

Lange über die dortigen Wirren in Vernehmen zu ſetzen; nur die unter den Mainzer Landsknechten ausgebrochene Peſt habe ſein Auftreten in der Stadt behindert. Der Reitknecht, ſein Begleiter, vom Burghauptmann darüber zur Rede geſtellt, ſagte aus, ſie hätten ſich im Walde verirrt, Nachts beim Unwetter in einer Köhlerhütte geherbergt, andern Morgens aber entdeckt, wie gar nahe ſie den Thoren Erfurts geweſen. Dann ſei ein Mann gekommen und habe mit dem Junker Görg geſchwätzt, aber lateiniſch, hab' ihn geherzt und geküßt, da's aber in ſchwarzer Kutte ein geiſtlicher Herr geweſen, ſo hätt's doch ein Knecht nicht wehren können.

Die Vorgänge in Erfurt brachten den Bruder Martin gewaltig in Harniſch. Hätte er früher, als die Beutelratte Tetzel mit der Büchſe klappernd im Lande umging, Kurfürſtliche Gnaden milde behandelt, „als wenn ſie nit wiſſe, was Gräuel unter ihrem ſolennen Mantel und Namen verführt würden," ſo wollte er jetzt dem hohen Cardinal-Erzbiſchof ſchnurrſtracks und haarſcharf entgegentreten. Ein Biſchof, wollt' er dem Albrecht ſagen, dürfe kein „Wulf" ſein, die Büberei des Ablaßſchachers aber ſei „wülfiſch." Habe Erzbiſchöfliche Gnaden noch immer für's Pallium nach Rom zu ſteuern, ei, ſo werfe ſie lieber das Pallium weg und ſei ein deutſcher Seelenhirte, ſtatt eines römiſch-heiligen Scheinkönigs Schleppenträger! Wartet! dachte Luther,

ich will's Euch eintröpfeln, daß Ihr Nimrode von Babylon an der Tiber ſein wollet und wir das arme ſcheuche Gethier, ſo Ihr in den deutſchen Wäldern jaget! Kurfürſtliche Gnaden von Mainz meine wohl, Kaiſer und Reich hätten den Auguſtiner Mönch ſtill abgemucket, kalt geſtellet? Hat ſich was! Der Luther iſt noch nit todt und wird wieder dreinſprechen, und wär's auch nur hier aus der Wüſten, mit einer „timperen" Stimme. Der Pornokrate treibt in ſeinem heidniſchen Serail auf der Moritzburg zu Halle wohl auch mit chriſtlichen Sächelchen neue Kurzweil, mit Reliquien, die er ſammelt, als da ſeien drei Locken vom Schopf Abſaloms, einem Ei, das der heilige Geiſt als Taube gelegt? — „Doch, was ſchelt' ich," dachte Luther, „die Großen dieſer Welt! Sie würden in elender Menſchheit Noth eher ein Einſehen haben, wären nicht die Schwänzelgänger da, die ihnen katzenbuckeln! Denen ſollt' ein Fegfeuer, das einzige, an das ich glaube, angezunden werden!"

Das Büchlein: „Wider den Abgott zu Halle" iſt aus der Wartburg vom 1. November 1521 datirt. Luther ſchickte ſein Schriftſtück an Spalatin. Dieſer aber verzögerte und verhinderte den Druck; Friedrich, der weiſe Sachſe, wollte nicht, daß ein Reichsfürſt alſo tractirt werde. Luther war empört, daß man ihn brachlegen wollte; er ſchrieb über dieſe Hinterzügigkeit

an Spalatin; wenn er dem Papſt widerſtanden habe, werd' er doch vor deſſen Creatur nicht weichen ſollen! Er fügte ſich dann; er rieth, ſeine Arbeit dem Melanchthon zur Correctur zu überlaſſen; aber auch in der gemilderten Form hielt der Geheimſchreiber des Kurfürſten die Schrift zurück. Dafür ſandte Luther den 1. December privatim an den Mainzer hohen Herrn ein Schreiben mit der Bitte um Antwort in vierzehn Tagen; ſonſt würde ſein Büchlein wider den Abgott zu Halle in die Welt gehen. Und der Cardinal-Erzbiſchof kroch zu Kreuze vor dem gefangenen, gebannten und geächteten Mönch, meldete auf Luthers „Wohlmeinung" die Abſtellung der Mißbräuche und verſprach, „als ein arm ſündiger Menſch und unnützer Knecht dem werthen Doctor um Chriſti willen Gutes zu erzeigen, allezeit williger denn willig."

Zufällig ſtarb juſt am ſelbigen Tage, am 1. December, Papſt Leo zu Rom. Als die Kunde davon nach Deutſchland kam, athmeten tauſend gute Seelen, die eine Neugeſtaltung der Dinge erſehnten und erſtrebten, hoch auf. Kaiſer Karl war gleich von Worms nach den Niederlanden gegangen und von da nach Spanien, wo er acht Jahre lang blieb, zurückgekehrt. Er lag auf der Lauer wider Frankreich und den Großtürken. Wenn ſich Beide wider ihn verbündeten, ſtand es ſchlecht mit ſeinen Plänen auf eine Weltherrſchaft unter ſeinem Scepter.

Er mußte die Dinge in Deutſchland ſich ſelber überlaſſen, ſo lang' er nicht wußte, welchen neuen Papſt ihm der heilige Geiſt im Conclave der Cardinäle beſcheeren würde. Leo X. war mitten in der Fülle ſeines Glanzes geſtorben, ganz plötzlich, ohne Nachtmahl, faſt erſtickt im Rauſch ſeines üppigen Glücks und der Verklärung ſeiner Herrlichkeit durch die Kunſt. Die Cardinäle waren rathlos, wer die Schuldenlaſt des glänzenden Papſtthums antreten ſollte. Ein ſparſamer Wirthſchafter im Vatican, etwa ein deutſcher Haushalter, that noth, und ſie fanden ihn in einem ehrſamen, hochbetagten Niederländer, ehemaligem Profeſſor von Löwen. Hadrian war der Lehrer Karls von Gent geweſen; das konnte den Kaiſer günſtig ſtimmen, den Uſus des päpſtlichen Hofes zu ſchützen auch in Sachen des alten Glaubens und der Weltherrſchaft über die Geiſter. Hadrian von Utrecht war unbeſcholten, rechtſchaffen, lebte ſtill und einfach; er brachte ſogar ſeine alte Aufwärterin von Holland mit nach Rom. Es iſt das letzte Mal geweſen, daß die Cardinäle Roms einen Nichtitaliener wählten. Sie dachten, ein Fremdling würde ſich nicht in italieniſche Dinge miſchen, ſich nicht hinein finden. Und Hadrian, der letzte Ausländer auf dem Stuhl Petri, fand ſich auch nicht zurecht. Er war ſo ehrlich, zu ſagen, er wiſſe, es habe eine geraume Zeit beim heiligen Stuhle viel Verabſcheuungswerthes ſtattgefunden und vom Haupte ſei

das Verderben in die Glieder, vom oberſten Biſchof in die Prälaten gefahren. Hat doch ſelbſt Cardinal Bellarmin, ein Gegner der Reformation, eingeſtanden, einige Jahre vor der Lutheriſchen Ketzerei ſei faſt kein Ernſt mehr bei päpſtlichen Gerichten geweſen, keine Zucht in den Sitten, keine Gelehrſamkeit in Sachen der heiligen Schrift, ja, es habe kaum noch Religion gegeben! — Hadrian ſetzte im Vatican ſein Profeſſorenleben fort; er beſeitigte die verſchwenderiſche Ueppigkeit des Hofes. Das war gut für den Nothſtand des Augenblicks, das heilte die Schwindſucht der päpſtlichen Caſſe. Aber der neue geſtrenge Statthalter Chriſti beſeitigte auch die Möglichkeit, die Caſſe wieder zu füllen; er tadelte den Ablaß. Er unterſuchte die Würdigkeit der Bewerber um die 5000 Beneficien, die er zu vergeben hatte. Und dieſe Rechtſchaffenheit nannten die Wälſchen bornirt, ſeine Einfachheit langweilig. Daß er den deutſchen Forderungen gerecht werden, die Klagen über Mißbräuche unterſuchen wollte, fanden ſie bedenklich. Eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern erſchien ihnen ein Verbrechen, auch wenn er ihnen, was ſpäter geſchah, den Ketzer Luther, weil er ſich nicht unter Roms Richterſpruch geſtellt, preisgab. Hadrian konnte ſich nicht in die Dinge der Wälſchen finden und das gab ihm den frühen Tod. Auf ſeinem Denkſtein in der deutſchen Kirche zu Rom hätte man ihm die Inſchrift ſetzen

ſollen: Er verſtand nicht, daß das Papſtthum ein italieniſches Fürſtenthum geworden war. Sein Nachfolger, ein Medici, hat das beſſer verſtanden, aber weil er als treulos, ränkeſüchtig und eidbrüchig befunden wurde, hat ihn Kaiſer Karl züchtigen müſſen. Des ſiebenten Clemens Schlechtigkeit hat wider Willen der deutſchen Glaubensſache viel genutzt. Der deutſche Landsknechtsführer Georg Frundsberg ſagte: „Wenn ich nach Rom komme, laß ich ihn hänken!“ Juſt wie in unſern Tagen Blücher vom Corſen: „Wenn ich ihn kriege, laſſ' ich ihn aushauen!“ Das war beide Male ſehr deutſch und ſehr grob; wenn aber die Feinheit verbuhlt und laſterhaft iſt, dann wird die Grobheit allezeit für eine Tugend gelten müſſen.

Auf der Wartburg hatte Luther, der „grobe Waldrechter“, Zeit und Muße, Betrachtungen darüber anzuſtellen, wasmaßen ein ehrlicher Mann, wie der Holländer Hadrian, auf Petri Stuhle ſich gebährden, was er anfangen und ausrichten werde, Chriſti Hürde zu reinigen und die Tenne zu fegen, auf daß uns Gott darauf ſein Erbe beſcheeren könne.

Sorge machten ihm weit mehr noch ſeine Deutſchen in drängender Nähe, ſeine eignen Genoſſen, die werthen Brüder und Mitarbeiter am Werke Gottes. „Dem armen Häuflein Chriſti in Wittenberg“ hatte er mit Ueberſetzung und Erläuterung des 37. Pſalms ein vom

1. November datirtes Troſtſchreiben zugeſendet. Die Auguſtiner daſelbſt ſchafften im Gottesdienſt die Privat- und Winkelmeſſe ab, und er widmete ihnen als Ausdruck ſeiner Genugthuung das Büchlein: „Vom Mißbrauch der Meſſe.“ Ende des Monats erſchien er plötzlich, ohne Wiſſen ſeines Landesherrn, aber doch wohl mit Erlaubniß ſeines Burghauptmanns, unter den Freunden in der Stadt an der Elbe und verlebte dort heimlich einige Tage in Amsdorfs Hauſe. Er erfuhr dort, daß Spalatin ſeine Schriften der Oeffentlichkeit entzog, ſein Wirken für's Große und Ganze lähmte. Beſtürzt und betrübt kehrte er in ſeine Gefangenzelle zurück, die ihm mehr als je wie eine gezwungene Vorhalle zu ſeiner Gruft erſchien. Wie ein Menſch, der ſein Teſtament zu machen genöthigt iſt, wollte er im Winter mit aller Welt ein Facit machen, Abrechnung halten, damit er, falls Gott ihn rieſe, rein und fertig hingehen könne, niemanden etwas ſchuldig ſei zur Steuer der Wahrheit, ſei's in Zorn oder in Liebe. — An Hans Luther, ſeinen lieben Vater daheim, datirte er, zu deſſen Beruhigung, ſein lateiniſch geſchriebenes „Urtheil von den geiſtlichen Kloſtergelübden,“ worin er reuig ſeinen jugendlichen Wahn beklagte, im Kloſterleben ein „ſein geruhſam gottgefällig Weſen“ geſucht und gründlich durchgebüßt zu haben, ob er ſchon Gott danke, daß ihm der Irrweg nicht erſpart geblieben; ſonſt

hätten ſeine Widerſacher geſagt: Sehet, er ſpricht von etwas, das er nicht kennt! Dies Büchlein, das Juſtus Jonas, Probſt zu Wittenberg, in's Deutſche überſetzt, war unter der Jugend beiderlei Geſchlechts von zündender Wirkung; es ward ſpäter auch Grund und Urſach, daß ihm ein weiblich Gemüth ſich zuwandte, an deſſen Seite der Menſch in ihm ſein höchſtes Erdenglück erlebte. Dem zukünftigen neuen, damals noch ungewählten Papſt ſandte er als Neujahrsgeſchenk eine Gloſſirung der Gründonnerstagsbulle, mit welcher der Statthalter Gottes, der Stellvertreter Deſſen, der die Liebe gebot, Bann, Haß und Fluch gegen die halbe Welt zu ſchleudern gewohnt iſt. Zorn und Bann mußte Luther freilich ſelber gegen Die ſchleudern, die das Afterbild ſeiner ſelbſt lieferten in vermeintlicher Herſtellung eines reinen Chriſtenthums. Carlſtadts wilder Eifer führte zur Bilderſtürmerei; Studenten und Bürger ſtürmten zu Wittenberg in die Kirchen und warfen alles Schmuckwerk zum Tempel hinaus. Und während ſie damit den Gottesdienſt zu reinigen vermeinten, erklärten ſie alles Prieſterthum für unnütz, für ein verderblich Hinderniß, für eine Scheidewand zwiſchen Gott und den Menſchen.

Die Tumulte zu Wittenberg drohten in einen Bürgerkrieg auszuarten. Des Kurfürſten Sendboten blieben ohnmächtig, die Parteien auszugleichen, und der Rath der Stadt gab bald der einen, bald der anderen

nach. Meſſen, Vigilien, Proceſſionen, Bittgänge und Bettelkram wurden beſeitigt, aber wie ehedem die Huſſitiſchen Taboriten, ſchrien die Neuerer jetzt: Fort mit den Hochſchulen, keine Gelehrten, keine Zwiſchenkaſte mehr! Carlſtadt ſelber predigte den Studenten: Gehet nach Hauſe und greifet zum Dreſchflegel und Pflug, denn es ſtehet geſchrieben, im Schweiße ſeines Angeſichts muß der Menſch ſein Brod eſſen! In Zwickau aber, der ſächſiſchen Stadt ehrſamer Weber, ſtanden himmliſche Propheten auf, die da ſagten: Jeder iſt ſich ſelbſt allein ſein Prieſter und wem es der Herr nicht giebt im Traum und in Geſichten, der hat kein Heil! Niklas Storch, ein Tuchmacher, hatte Viſionen, wählte ſich zwölf Apoſtel, verließ und verwarf die Kirchen und Kapellen und forderte unter freiem Himmel in Eingebungen Gottes das Licht des ewigen Geiſtes, ſei's im Schein der Sonne, ſei's in Donner und Blitz. Das neue Chriſtenthum ſchien ſich in alte Naturreligion verwandeln zu wollen.

Da gedachte Luther an Flucht; er wollte nicht vor dem Sturm fliehen, ſondern ihm entgegentreten. Er mußte hin, er mußte dreinſchlagen mit dem Donner und Blitz ſeiner Rede, da heller Sonnenſchein bisher verfinſterte Seelen nur blendete. In ein Reich des Satans ſchien ſich verwandeln zu wollen, was er die Weltordnung der geſunden Vernunft und die Herrſchaft

eines Gottes der Liebe genannt. Und wenn er Einen Teufel ausgetrieben, ſo lauerten nun tückiſch ſieben andere, hinterrücks, ſprungfertig wie das wilde Thier in der Apokalypſe!

Andreas Bodenſtein, der Carlſtadter, erſchien ihm mit ſeinen drei Anfangsbuchſtaben wie ein wahnſinnig gewordenes A B C. Hab' ich geſagt, rief Luther, Bilderdienſt ſei als Rechtfertigung vor Gott nichts nütze: müßt Ihr da hinlaufen und die Bildſäulen in Stücke ſchlagen? Moſes hat geſagt: Ihr ſollet Euch kein Bild, noch Gleichniß machen, keinen Abgott zum Anbeten! Wollet Ihr umbeswillen die ſchönen Malereien verfluchen und mein Lucas daheim in Wittenberg ſollt' nit mehr eine ſchöne Tafel verzieren dürfen zu freundlich ernſtem Gedächtniß? Und weil ich Euch ſagte, Werkeldienſt ſei um des geiſtlichen Wuchers willen verwerflich, wollet Ihr hingehen und als Nichtsnutze und Faulwamſe gar nichts thun? Iſt das die Freiheit der ächten Kinder Gottes: frei zu ſein von aller Scham, frei in aller Narrethei, wie's jedem Hanſen beliebt? Und weil ich Abendmahl in beiderlei Geſtalt nach Chriſti Einſetzung ſtatthaft finde, müſſet Ihr da Alle, die ſich das nicht zutrauen, vom Tiſche Gottes fortjagen? Und weil ich geſagt, der Prieſter dürft's nit allein für ſich voll hinnehmen, wollet Ihr ſagen; Es ſoll's uns Keiner mehr reichen! Wollet es ſelber grapſchen? O,

Ihr Schwarmgeiſter und Gäuche! In der Finſterniß der Päpſte war und iſt eine gebundene, gefeſſelte Einheit, eine graue Nebelſchicht. Aber anitzt Losgebundenheit von aller Zucht, ein Meer der Verwilderung? O, o, ich muß hin, unter die räudigen Propheten des wüſten Aufruhrs eine Bombe werfen, dem hämiſchen Teufel das aufgeſchoſſene Unkraut jäten!

Und ſo geſchah's. Am 3. März des nächſten Jahres brach Luther von der Wartburg auf. Hat Kurfürſtliche Gnaden, ſetzte er dem Burghauptmann auseinander, mir verboten, dies mein Schlupfloch zu verlaſſen, weil Sie mich nit ſchützen könnte zu Wittenberg, ſo habe Sie keine Bange: ich ſteh' in viel einem höheren Schutz. Hängt auch die Acht über mir: mein allergütigſter, ſorgſamer Herr Friedrich laſſe ſie hangen! Ziehen Kriegsknechte aus, mich zu fahnden, ſo braucht Kurfürſtliche Gnaden nit juſt den Stockmeiſter zu machen, ich werd' ſchon zuſehen, wo der Zimmermann ein Loch gelaſſen. Will Herzog Georg zu Sachſen mich in Leipzig abfangen, ſo thu' er, wie er nit laſſen kann. Ich muß hin, und wenn's neun Tage eitel Herzog Georgen regnete, und ein jeglicher wär' neunfach wüthiger wie Er. Er hält meinen Herrn Chriſtus für einen Mann aus Stroh geflochten. Das kann mein Herr und ich wohl eine Zeit lang leiden, aber wo der ſtärkſte

Glaube iſt, da iſt die größte Macht. Hat Kurfürſtliche Gnaden nit den Glauben, ſo könnt' ich Sie eher ſchützen, als Sie mich!

Und in dieſer Weiſe ſchrieb er auch ſeinem Landesfürſten, gegeben zu Borna, unterwegs, am Aſchermittwoch Anno 1522. Er ritt in der Verkleidung als Junker Görg, in Wams und rothem Lederkäpplein, ohne Rüſtung, aber ein Schwert zur Seite, dergeſtalt, daß zu Jena in der Schänke Johann Keßler und andere ſchweizeriſche Studenten, die daſelbſt herbergend mit ihm zuſammentrafen und ſich nach Wittenberg, wohin ſie ziehen wollten, bei ihm erkundigten, ihn ſchier für den Ritter Huldreich von Hutten anſahen. So haben die liebwerthen Schweizer Jünglinge ſelbſt beſtens ausführlich erzählt.

Luther aber zog unerkannt fürbaß und langte den 7. März in ſeiner lieben Stadt Wittenberg an, wo er die Auguſtinerkutte wieder anzog und tagtäglich von ſeiner Kanzel herab in die Finſterniß des Aufruhrs griff, Licht und Kraft verbreitend. Denn der Irrthum iſt das Trübe, die Wahrheit aber eine lichte Kraft Gottes!

Dreizehntes Capitel.

Luther und Melanchthon.

Trotz Bann und Acht hatte Luther es gewagt, zu Wittenberg ſeine alte Kanzel zu beſteigen; er fühlte ſich eben in „gar viel höherem Schutz“ als ihm ſein Kurfürſt wider Papſt und Kaiſer gewähren konnte. Er hat vom Sonntage Invocavit bis Reminiscere die acht Faſtenpredigten gehalten, die das ganze Heldenthum ſeines Glaubens und ſeines Thuns bezeugten, ſeines Glaubens, denn er ſtellte deſſen Säulen von neuem darin feſt, ſeines Thuns, denn er warf damit die Rotte des wüſten Aufruhrs darnieder. Die Zwickauer Propheten, Carlſtadt und die Bilderſtürmer flohen eiligſt die Stadt und ſuchten ſich andere Schauplätze, wo ſie unter Trümmern ein Reich Gottes zu gründen gedachten. Er wetterte gegen „Mordpropheten.“ Der echte Prophet hatte ſie verjagt mit dem Schwertſchlag ſeiner Predigt und die alte Gemeinde hatte ihn wieder, und hörte den Donner ſeines Wortes und das liebliche Säuſeln ſeiner Rede. Hätte Einer damals Hand an ihn gelegt, das Volk vom Witten Berge hätt' ihn geſteinigt, oder zu Meſſer und Hammer gegriffen, ihn zu ſchützen. Das wär' freilich gar ſehr gegen ſein eigen Gebot geweſen, denn nicht mit

der Fauſt, nur mit geſunder Menſchenvernunft und mit dem göttlichen Worte Chriſti dürfe gefochten, könne das Heil errungen werden. Es würden freilich, eiferte Luther, mitunter auch ſanftlebende Brüder und Leiſetreter im Herrn kommen und ſagen, ſie ſeien die ächten Söhne Jeſu; das ſei das heimlich ſchleichende Gift Derer, die in eitlem Dünkel Geſichte haben wollen. Vor der Hand aber ſeien die groben Klötze zu ſpalten, denn wer zum Schwert greife, werde auch durch's Schwert umkommen, und wenn der Jungherr nichts tauge, habe der Knecht noch nit das Recht, ihn todtzuſchlagen, der Dreſchflegel ſolle nit triumphiren, wenn des Ritters Waffen frech und wild geworden. Blödſinn hüben, Blödſinn drüben; das ſei beides vom Uebel. Das menſchliche Herz iſt krumm, ſagt Jeremias, und wir Alle von Natur ſind Kinder des Zorns, derweil wir Kinder der Liebe ſein ſollten. Drüben die Pfaffen Roms, die da ſagen: Küſſet nur in Holz, Erz oder Stein den geſchnitzten oder gemalten Heiligen, das genügt, um aller Sünden ledig und vor Gott gerecht zu ſein. Götzendienſt iſt kein Gottesdienſt. Die aber hüben in die Kirchen ſtürmen, die Bilder zerſchmettern und mit Füßen treten, die ſind nit minder des Teufels. Sie ſagen freilich, ſchon Moſes habe verboten, ſich vom Herrn ein Bild und Gleichniß zu machen. Aber hat er nit in der Wüſte eine eherne Schlange aufgericht't, und eine Schlange iſt

doch auch ein Bild. Und über dem Gnadenſtuhl im Tempel, eben da, wo Jehovah allein wollt' geſucht und angebetet ſein, hielten da nit zwei Cherubim mit ihren Flügeln Wache? Das ſind ja doch auch Bilder geweſt! Teufelsbrut das, links wie rechts! Schuftige Heuchler dorten und tölpiſche Schwarmgeiſter hier! Wie komm' ich ihnen nur bei, um graden Weges, geſunden Sinnes und mit heiler Haut durchzukommen? Man muß halt zu beiden Seiten ſtark die Ellenbogen einſetzen!

So ſann und dachte Luther ſicherlich, wenn er von der Kanzel ſtieg und daheim in der ſogenannten Hölle hinter'm Ofen den Feldzugsplan für ſeine Predigten entwarf.

Der gute Ofen war danach, daß er ihm Schutz gab vor dem ſtürmiſchen Schneegekräuſel, das wider die Fenſter ſeiner Wohnſtube im Auguſtiner Kloſter tobte. Es war ſchon im Mai und der böſe Winter guckte noch einmal wie ein Nachzügler mit ſeinem Kopf rückwärts um die Ecke und ſtreckte noch einmal ſchließlich ſeine Tatzen aus, bevor er floh. Die Fenſterſcheiben waren bunt bemalt. War etwa auch das ſchon ein Aergerniß denen wüſten Bilderſtürmern? Der Koloß von Ofen aber, der es ſo gut meinte, war, wie man noch heute weiß, nach Bruder Martins eigner Structur und Zeichnung aus gebrannten grünen Kacheln aufgebaut, mit allerlei Zier und Schmuck, Bildergruppen aus altem und neuem

Teſtament in der ganzen Reihenfolge unten von Adam und Eva an bis hoch oben zum Lamm Gottes mit der Siegesfahne. Das Gemach, in welchem der Auguſtiner von neuem ſein „Loſament“ hielt, war ein geräumiger Saal mit geſchnörkeltem Tafelwerk, in der Decke mit gewaltigen Balken, die das Dach des Hauſes wie mit Rieſenarmen hielten, und die um ſo mehr, ſollten ſie nicht das Gemüth des Bewohners trübſelig bedrücken, mit Schnitzwerk in Blättern, Blumen und Roſetten ihre Laſt zu mildern ſuchten. Die beiden Fenſter ſteckten in breiten, tiefen Mauern, die ſo ſchwerfällig und dick waren, als wollten ſie zwei Kapellen bilden und vom Gemach abſcheiden. Es ſtand aber in den Fenſterniſchen kein Betpult und kein Fixus, vielmehr blos ein hölzerner Doppelſitz mit Lehnen, ein Gegenüber von zwei Menſchen, als ob ſich hier jemals deren Zwei, ein Männlein und ein Weiblein, zum traulichen Geplauſch einfinden würden. An der getäfelten Wand neben der Innenthür hing ſtatt eines Heiligenbildes Luthers Siegelzeichen: von einem Roſenkranz umſchloſſen ein Herz mit einem Kreuz in der Mitte, als wollte ſich damit der Spruch verſinnbilden:

Des Chriſten Herz auf Roſen geht,
Wenn Chriſti Kreuz inmitten ſteht.

Auf dem großen gewaltigen Viereckiſch, noch ausziehbar und zu erweitern, wenn liebe Gäſte ſich ein-

fanden, lagen vor der Hand hohe ſchwere Schichten von Büchern und Epiſteln, Acten und Schriftſtücken aller Art, zum Zeichen, welch einen Briefverkehr der Reformator führte. Hatte er die Privatbeichte ſammt Winkel- und Murmelmeſſe abgeſchafft, ſo bekam er doch täglich Bittgeſuche und Anfragen von Rathloſen und Hülfsbedürftigen aus Nah und Fern, aus allen Ecken der Welt. Und er beantwortete alle fleißig und getreulich.

Das Zimmer, ſo Luther bewohnte, war das größte im ganzen Auguſtinerkloſter zu Wittenberg. Es war ſo geräumig, man hätt' drinnen einen Convict halten können, während die ſämmtlichen Zellen im Hauſe leer ſtanden. Die Auguſtiner hatten das Kloſter verlaſſen, um als Seelſorger und Miſſionäre weit hinauszuziehen unter die Menſchen, nicht mehr in müßiger, ſelbſtgefälliger Einſamkeit Gott zu dienen, ſondern heilskräftig mit dem lebendig und zur That gewordenen Wort Chriſti zu wirken. Die Einzigen, die noch das Stift bewohnten, war Luther ſelbſt und der greiſe Prior, ein kranker, ſtiller Mann, der dem hochwerthen Bruder Martin gern das beſte und weiteſte Gemach einräumte und gönnte. Bittſteller und Bittſchriften häuften ſich Tag für Tag bei dieſem dergeſtalt, daß er nicht ſowohl für die ganze Welt ein Heiliger ſchien, zu dem man wallfahrtete, als vielmehr ein wirklicher, geheimer, alt-

ſächſiſcher Cultusminiſter, der für Alle und für Alles Rath wußte, auf den in ihren Nöthen Fürſten, Gemeinden und Völker blickten als auf den, welcher für alles Leid der Welt die Heilmittel kannte. Für Wittenberg war er ſeit ſeiner Rückkehr von der Wartburg der ſorgende Vater, der Erretter aus der Noth, der Befreier und Friedensſtifter. In Erfurt war nicht in ſo kurzer Zeit nach dem letzten Pfaffenſturm Ordnung und Ruhe hergeſtellt worden. Dort mußte der Rath der Stadt Bürger und Studenten bewaffnen, der Cardinal Erzbiſchof von Mainz ſeine Landsknechte und Wallonen einrücken laſſen, um den Aufruhr zu dämpfen bis die Stadt im Stande war, ſich ſelber zu helfen. Friedrich von Sachſen, der weiſe Cunctator, hatte gegen Wittenberg keine Truppen aufgeboten, nur Commiſſäre geſandt zu friedlichem Vergleich, und als der Verſuch, mit den Bilderſtürmern zu pactiren, mißlang, ließ er ſeinen Profeſſor, den Bruder Martin, von der Wartburg entwiſchen und drückte gnädiglich und klüglich ein Auge zu, daß der kühne Mönch trotz Bann und Acht in der Schloßkirche die Kanzel wieder beſtieg, den Sturm zu beſchwichtigen. Acht Predigten hatten ausgereicht und Wittenberg konnte ein andächtig Oſterfeſt feiern. Vor Luthers Wort waren die wüſten Stürmer und die falſchen Propheten geflohen; es hatte kaum noch der Rumorknechte bedurft, Kirchen und Klöſter zu ſchützen. Und

wenn der Triumphator in der ſchwarzen Auguſtinerkutte von der Kanzel ſtieg, um heimzukehren in ſeine Kloſterzelle: Siegespalmen hätte das Volk auf die Gaſſen ihm gern hingebreitet und Hoſiannah gerufen; nur ſein eigen Verbot hinderte ſolch äußern Pomp, und die Menge, die ihm von der Schloßkirche zum Kloſter ein ſtill andächtig Geleit gab, ließ er in ſeiner Demuth ruhig nach Hauſe gehen, denn nicht er, ſondern Gottes Wort, ſagte er, habe gewirkt.

Wenn man heutzutage im Wittenberger Auguſtinerkloſter den Treppenthurm hinaufſteigt, um Luthers Wohnung zu betreten — das große Gemach iſt mit dem Hausgeräth, wie wir's oben erwähnten, wieder ganz hergeſtellt, — ſo öffnet ſich uns zunächſt ein Vorgemach. Jetzt iſt es leer; für Luther war es Bücherei, Acten- und Rumpelkammer. Belauſchen wir ihn dort in der Werkſtätte ſeines Thuns und Treibens, indem wir uns in die Maitage des Jahres 1525 verſetzen.

In der dunklen Ecke des Hintergrundes ſtand eine eiſenbeſchlagene, mit einem großen Schloß verſehene, mächtige Truhe. Sie glich einem Gotteskaſten, in deſſen offenen Schalter ehedem der Reiche ſeine Gabe und die arme Wittwe für die noch Aermeren ihr Scherflein geſteckt haben mochte. Wir wollen nicht behaupten, daß Luther dies Kirchengeräth zu weltlichem Privatzweck unrechtmäßig ſäculariſirte, wie er freilich die Schätze der

Kirchen und Klöſter, für arme Seelen im Fegfeuer geſtiftet, zu Schulen und zu bürgerlicher Wohlfahrt verwendet wiſſen wollte, damit das im guten Wahn den Todten Zugedachte ſchon der lebendigen, heilsbedürftigen Menſchheit zu gut käme. Gleichviel, in dieſe geheime Truhe ſteckte Luther aus ſeinem reichen Briefwechſel Alles, was er dem Auge der Welt entziehen wollte, Beichtzettel bedrängter Gemüther, denen er nie Antwort ſchuldig blieb, Geſtändniſſe irrender Seelen, denen er auf den rechten Pfad verhalf, Hülfrufe Verzweifelter, denen er Troſt gab, Sündenbekenntniſſe von Fürſten, Prälaten und Laien, auf die er ein ſtrafend oder ein tröſtlich Wort erwiderte. Was aber der Welt und der Oeffentlichkeit angehörte von den großen und kleinen Streitfragen der Zeit, das lag aufgeſtapelt auf den Bücherbrettern, Ricken und Repoſitorien dieſer ſeiner Actenkammer, deren Fachwerke an den Wänden des Zimmers bis hoch an die Decke reichten, alphabetiſch geordnet von A bis Z, wie es nur ein ſolider Calculator pflegt und liebt.

Luther ſtand auf einer hohen Leiter, um in den oberſten Rubriken einige Faſcikel zu ſchichten und zu regeln. Ein kleiner, ſchwächlicher Mann hielt und ſtützte das Geſtell mit beiden Händen; er ſchien wie ein Famulus ihm behüflich zu ſein. Beide hielten Muſterung über das, was unter den Acten, Briefen und Schrift-

ſtücken noch gültig war, lebensfähig oder erledigt und beſeitigt. Der Kleine blickte gläubig und andächtig zum großen Doctor hinauf, während Luther von oben herab zu ihm einſprach und commandirte. Sie ſtanden mit der Leiter zu Anfang des Alphabets von A und B.

Wer A ſagt, muß auch B ſagen, meinte Luther, aber dem ſei nit allezeit ſo. „Erſt kam der Bann und dann die Acht. Nun, die Bannbulle hab' ich dermalen verbrannt. Werfen wir die Reichsacht auch zu den Todten, bis Kaiſer Karl ſich eines Beſſern beſinnt und deutſche Dinge nit verfälſcht und verwälſcht!"

Der Buchſtabe B trug in der Regiſtratur noch eine zweite Aufſchrift: „Babſt betreffend." So ſchrieb ſeiner Zeit Luther, und er ſchrieb ſo, weil er ſo ſprach als guter Sachſe, während wir heutzutage correcter ſind, und das Wort, als von „Papa" ſtammend, mit einem harten P ſchreiben, wie ja denn der Biſchof von Rom der Vater aller Chriſtmenſchen ſein möchte. Zu den Todten freilich können wir ihn noch nicht zählen; auch wir liegen, wie Luther, noch in einem Kampf mit ihm, in einem Kampf, für den es kaum einen Ausgleich giebt. Der Gehülfe, der dem Luther die Leiter hielt, dachte und hoffte ſeiner Zeit auf einen Ausgleich; Oberhirte, meinte der kleine Mann, könne uns wohl der römiſche Biſchof ſein und bleiben, nur nicht —

„Nur nit Oberherr!“ unterbrach ihn Luther, „nit Despot und Tyrann!“

„'s iſcht ſo!“ ſchwäbelte der Kleine.

Es war Philipp Melanchthon, der hier in Luthers Actenkammer aufräumen und ordnen half. Er war vierzehn Jahre jünger als Luther, und wenn er, wie jetzt, neben Dieſem ſtand, ſo erſchien er mit ſeinem blonden Haar und den matt hellen Augen, mit der hagern, faſt dürftigen Knabengeſtalt wie ein Schüler, der ſeinem Lehrmeiſter kaum bis zur Schulter reichte. Er hielt ſich ſchief und ſchräg, ſo daß man meinte, er ſei nicht grad und regelrecht gewachſen. Dieſer Knabe aber war ein hochgelehrter Mann, dergeſtalt, daß man ihn nochmals den Praeceptor Germaniae nannte, Luther nie duldete, wenn Magiſter Philippus ihn ſeinen Herrn, Lehrer und Meiſter nannte, da er ſich wohl bewußt war, ſeinerſeits von ihm gelernt zu haben, Melanchthon ihm ſprachlich den Gehülfen auf der Wartburg, den Meiſter Jakob, erſetzte, wie es denn weſentlich Melanchthons Werk und Mitverdienſt war, wenn ſchon im Jahre der Rückkehr Luthers nach Wittenberg, im September 1522, das neue Teſtament in der Fraumutterſprache gedruckt erſchien und in alle Lande der deutſchen Zunge ging. Philipp Schwarzerd, denn ſo war ſein Familienname, war zu Bretten, einem Städtchen in der untern Pfalz, geboren. Sein Vater, ſeines Zeichens ein

Waffenſchmied, ſtarb früh und ſo kam er in das Haus einer Großmutter, die Reuchlin's Schweſter war. Der große Humaniſt erkannte den frühreifen Geiſt des Knaben, der ſchon in ſeinem zwölften Lebensjahre die Hochſchule zu Heidelberg bezog. Als Johann Reuchlin die Berufung nach Wittenberg ablehnte, empfahl er dem weiſen Sachſenfürſten für die Lieblingspflanzſchule deutſcher Wiſſenſchaft den einundzwanzigjährigen Enkelneffen, der ein Jahr nach Luthers Anſchlag der Theſen in Wittenberg das Katheder beſtieg und in ſeiner ſchwäbiſchen Einfältigkeit und Demuth die gelehrte Welt mit Bewunderung erfüllte. Da er als Theolog die höheren Weihen nicht empfangen, konnte er ſich in ſeiner ſtillen Gemüthſeligkeit auch einen Familienheerd erbauen; er freite die Tochter des Wittenberger Bürgermeiſter, Katharina Krapp. Luther ſcharmuzirte gar oft und gern mit der Gattin des Freundes; war ſie doch ſchon die dritte Katharina, die ihm im Leben geworden war, nach der Frau Cotta zu Eiſenach, die er ſeine Heilige, ſeine Wohlthäterin nannte, und nach der Gemahlin ſeines Burghauptmanns Hans von Berlepſch auf der Wartburg. Melanchthons Ehegeſponns nannte er ſein drittes Käthchen, ohne zu ahnen, daß ihm ſein viertes, ſein eigentliches Käthchen ſchon dicht in ſeiner Nähe heranwuchs. Magiſter Philipps Schriften ſchätzte Luther über alles; ſie waren ihm in ihrem claſſiſchen Latein das Feinſte und Zarteſte, was

das Zeitalter hervorrief, und mit dem Ruhm des gelehrten Mannes ſtieg auch der Ruhm der Wittenberger Schule. Wir erwähnten ſchon, daß ihn die „ſublimen Meiſter“, die freien Maurer am Rhein, zu ihrem Convent einluden. Melanchthon ſteckte gern alles, was ihm an Ehren wurde, lächelnd in die Taſche und blieb in ſeiner demüthig beſcheidenen Haltung vor dem großen Kämpen in Sachen des Evangeliums Chriſti und einer frei gewordenen Kirche Gottes. Luther erſchien ihm wie das hohe Schlachtroß im offnen Felde, während er ſich wie ein ſtill fleißiger Gaul in der Tretmühle der großen Arbeit vorkam. Wo Martin gewaltſam dreinfuhr, da zitterte Philippus häufig, gab aber allezeit gern nach, denn was wäre das Werk der Zeit ohne den Rufer im Streit geworden! Melanchthon hätte zu Luthers Kraft gern die ſanfte Geſchmeidigkeit geſellt, zu Luthers Feuer ſeine Bedachtſamkeit, zu deſſen Unbeugſamkeit die duldſame Milde. Er hätte den hohen Freund gern ergänzt, aber es gelang ihm ſelten, den Zügel zu führen, wo Jener das Roß ſpornte. Er zog auch leicht den Kürzern, wenn Luther den Nachgiebigen der Feigheit zieh, ihn ſchalt und davor warnte, die Milch ſeiner ſanften Denkungsart werde ihm ſchließlich, aber dann zur Unzeit, ſauer ſchmecken. Immer jedoch blieb Luther im Gefühl des hohen Werthes und der großen Verdienſte ſeines lieben Magiſter; er ſelber, hat er geſagt, ſei nur

ein bloßer Waldrechter im verwachſenen Wildwuchs und Geſtrüpp, er rede grob, Philippus aber mache es fein ſäuberlich und kläre den Boden, ſei ein zarter Gärtner, der Blumen pflanzt, pflegt und begießt. —

Beide hielten Muſterung in der Rüſt- und Actenkammer ihrer gemeinſamen Arbeit. Sie blieben ſtehen vor dem Buchſtaben R in der alphabetiſchen Regiſtratur. „Ritterſchaftliches“ lautete die Ueberſchrift.

„Hier ha'n wir ſchon Viele beigeſetzt und zu den Todten geworfen!“ ſagte Luther. „Großthuende Scharrhänſe und Schnapphähne, die da meinten, ſie wären auch Kinder der Freiheit Chriſti!“

„Auch edle Kämpen,“ ſagte Melanchthon, „wie der Ritter Franz von Sickingen, der ſchier vor zwei Jahren auf ſeiner Burg Landſtuhl zuſammenbrach.“

„Iſt mir unklar verendet,“ wandte Luther ein. „Trat Anfangs ein für Kaiſer und Reich, bis er die Biſchöfe überfiel, um ſich an deren Stelle zu ſetzen. Mit Gewalt wird man nit gerecht vor Gott und mit dem Fauſtrecht kein Reichsfürſt.“

„'s iſcht ewig Schad',“ meinte Melanchthon, „daß auf dem Landſtuhl des Sickingers Archiv mit in Flammen aufging; ſonſt könnt' man erforſchen, wie weit in dem tapfern Rittersmann das Gelüſt aufſtieg, Kurfürſt des Reichs zu werden.“

„Der Bucer hattec rechtzeitig die Ebernburg ver-

laſſen," ſagte Luther, „er will nun zu Straßburg deutſche Meſſe ſtiften. Der Huldrich Hutten aber iſt ſchmählich draufgangen."

„Er überlebte den edlen Freund Sickingen nur wenig Monde, er ſtarb elend in der Schweiz auf der Inſel Ufenau. Have pia anima!"

„Bei lebendigem Leibe," murrte Luther, „war er längſt ſchon morſch und faul." —

Sie traten vor die Rubrik des Buchſtaben F, allwo „Fürſtlichkeiten" verzeichnet ſtand. „Auch hier vieles morſch und faul bei lebendigen Knochen!" rief Luther. „Kommet mir da der Landgraf Philipp von Heſſen, will zu uns halten, das heißt doch wohl zur Sache Gottes, und verlangt von uns, wir ſollten ihm ein Kebsweib ehelich antrauen. Da ſei Gott vor!"

Melanchthon ſagte, Abraham weiland hab' ein gleiches Gelüſt gehabt, und Sarah, hochbetagt, hab's ihm gut geheißen.

„Ei, Du ſauberer und reiner Knecht im Herrn!" fuhr Luther auf Melanchthon ein. „Willſt das alte Teſtament ſchlau benutzen? Leiſetreter auf Filzſocken!" Er hob drohend die Fauſt in die Höhe; die Zornader ſchwoll ihm auf der Stirn, ſein Geſicht glühte, ſeine Augen ſprühten.

Magiſter Philipp trat beſchämt zur Seite, und flüſterte: „Fürſtlichkeiten ha'n öftermals ihre Heimlichkeiten."

Luther eiferte: „Wenn er's heimlich halten will, ſo wollen wir dann ein Auge zudrücken. Aber herunter von der Bühne, herunter vom Poſtament der Oeffentlichkeit! Hinten hinein in's Verſteck, auf daß die Schand' der Kebsweiberei Niemand nit merket!"

Er ſtieg eilig die Leiter hinauf, holte ein Päckchen Briefſchaften aus der Rubrik, brachte es herunter, knüllte es mit den Fäuſten zuſammen, trat damit an die eiſenbeſchlagene Truhe und ſtopfte es in den Schalter. „Verſchwinde vom Licht der Sonne!" rief er feierlich, „denn der ſtille Gottesfaſten birgt ſchon manch Geheimniß jämmerlicher Menſchheit. Wo ſie's aber offen treiben, da erbarme ſich Gott ihrer Kammer, und wer des Teufels ſein will, dem können wir nit vom glühenden Roſt helfen. Da iſt der Blaubart von England, König Heinrich der Achte. Dieſem Achten kündige ich alle Achtung auf. Läßt ſich Defensor fidei nennen, derweil er mich einen Ketzer ſchilt. Will die ſieben Sacramente Roms beſchwören und würgt, wie ihm in ſeinem Gelüſt der Schnabel ſteht, in ſeiner Blutkammer ein Weibſen nach dem andern. Daß ſich Gott erbarm'! Wart', dem werd' ich's noch eintränken!"

Melanchton mahnte auch hier zur Vorſicht und Behutſamkeit. „Wir brauchen der Fürſten," flüſterte er leiſe, als wollt' er's nicht recht gehabt haben.

„Mich ſchelten ſie 'nen Fürſtenknecht!“ lachte Luther hell auf. „Guter Philippus, was ſeid denn Ihr? Ein pfiffiger Politicus? — Chriſtlich Regiment will ich in Dingen der Welt wie in der Kirche. — Will wohl gern Bedacht nehmen auf Eure wohlweiſe Fürſicht. Schlecht aber ſteht's ja überhaupt nit mit unſerer Sache in königlichen Ländern. In Dänemark, in Schweden wird frei das Evangelium verkündet. Selbſt in Tirol lodern auf den Bergen die Freudenfeuer über den Sieg des Lichts gegen wälſche Finſterniſſe. Halb Oeſterreich iſt ſchon unſer, der Adel baut ſich in ſeinen Schlöſſern evangeliſche Kapellen. Brandenburg iſt bald ganz unſer und auf den Stamm der Hohenzollern pfropfen wir das Reis des guten Glaubens. Den Albrecht von Mainz und Halle, den geb' ich freilich auf; öffentlich bleibt er ein Satrape Roms und heimlich ein Paſcha mit vielen Roßſchweifen. Aber der Albrecht an der Oſtſee, der macht's glorios. Wie er vor zwei Jahren hier war, mich begnadigend und heimſuchend, da ſagt' ich ihm: Hochwerther Mann, Ihr müſſet mit Zuſtimmung der Stände das Ordensland in ein preußiſch Herzogthum verwandeln, und damit Euer Baum wurzele, freien und Hochzeit machen vor Gott dem Herrn! Da hat er erſchreckt die Augen aufgeriſſen, dann aber geſchmunzelt und pfiffig dreingeſchaut. Keinen Muck hat er geſagt und jetzt: Vivat halloh, er vollführt's! — Mit

dem Joachim in Berlin an der Spree, da hapert's noch, halsſtarrig und hartmäulig, wie er iſt und wie ſie dort oft ſind."

Melanchthon empfahl, dem hohen Herrn in der ſandigen Mark fein behülflich zu ſein, ihm mit gutem Dung beizuſpringen, ihm unter die Arme zu greifen, Brücken zu bauen.

Luther ſagte: „Ich will dem Probſt Buchholzen nach Berlin ſchreiben. Wenn nur ſein Kurfürſt das Evangelium freigäbe, den Götzendienſt mit den Heiligen einſtellte, die Sacramente, wie ſie Chriſtus eingeſetzt, verwalten ließe, dann möcht' er ihm die Prozeſſionen um die Kirche geſtatten mit goldenem oder ſilbernem Kreuz, im Chormantel von Sammet und Seide oder Sackleinwand. Kurfürſtliche Gnaden zu Brandenburg können meinetwegen drei Chorröcke anziehen wie weiland Aaron, auch ſiebenmal wie Joſua um die Mauern Jericho's, Umzug halten, ja, wenn's beliebt, gleich König David, tanzen, ſpringen und harfen laſſen. Solche Stücke geben und nehmen dem Evangelium nichts, nur ſoll man Herr der Ceremonien ſein, nit deren Knecht, ſie nit für gezwungnen Dienſt halten als zur ewigen Seligkeit nothwendig. Hätt' mir das der Babſt eingeräumt, Gott ſoll mich —! Aber nein, damit ſie prunken und pranken können, ha'n ſie die Gaunerbettelei ſacrificirt und alles Heil in eitel Außendinge verkehrt.

Meſſe wollt' ich ja auch zulaſſen, nur müßt' ſie deutſch bei uns ſein, damit das arme Volk hier zu Land die Hantirung verſteht, und kein Opfer ſoll ſie ſein, ſondern ein Teſtament Chriſti, kraft deſſen der Herr uns als ſeine Kinder an ſeinem Tiſche empfängt."

Melanchthon fragte ſchüchtern: „Iſt Abendmahl nit auch zuläſſig als ein ſymboliſch Erinnerungsfeſt an den Herrn?"

Luther fuhr auf und bäumte ſich gleichſam, wie ein ſtörrig Pferd, das ſeinen ſchlechten Reiter abwirft. „Ihr Oberländer ſammt denen Schweizern!" ſagte er ſcharf und ſtreng, „Ihr geht darauf aus, das Abendmahl profan zu machen. Weh' Euch, wollet Ihr Gott um ſein Geheimniß betrügen!"

Er griff mit der Hand um ſich als wollt' er, wie zu Marburg ſpäter vor dem Ulrich Zwingli, mit einem Stück Kreide das „Iſt, iſt!" auf den Tiſch ſchreiben mit großer Fractur. „Weh' Euch, wo Ihr andern Geiſtes ſeid! Fluch und Unheil!"

Melanchthon bückte ſich tief und beklommen. In ſeinen ſchüchternen Augen ſtand der Argwohn: „Willſt denn auch Du ohnfehlbar ſein, während Du gegen die Ohnfehlbarkeit des oberſten Biſchofs kämpfeſt? Nicht Rom ſoll es ſein, aber Wittenberg?"

Luther rief: „Ich ſag' Euch, das Brod des Abendmahls iſt der Leib Chriſti und der Wein iſt ſein Blut!"

„Bedeutet, bedeutet!“ flüſterte Melanchthon, „s'iſcht ja doch Alles nur Symbol. Nenn' ich Gott das Aug' der Welt, mein' ich doch nur, daß ein Geiſcht da ſeie, der Alles ſiehet, uns geiſtig umgiebt, wie die Luft uns leiblich. Und Maria die Jungfrau doch nur, weil ſie rein iſt vor Gott. Alles iſcht ja doch nur ein „Bedeutet.“

„Nein, iſt, iſt!“ ſchrie Luther donnernd, leuchtenden Blicks, während ihm auf der Stirn die Zornesader ſchwoll.

„Essentialiter? Doch wohl: spiritualiter!“ murmelte Melanchthon. Luther war im Zimmer auf und ab getrabt; jetzt ſtand er ſchnaufend vor Melanchthon ſtill.

„Das hat mir ſchon Einer geſagt, der getaufte Jude auf der Wartburg. Bin ich denn von Verräthern umringt?“ Luther griff an ſeine Bruſt, und plötzlich überkam ihn wehmüthig die Erinnerung an den Todten und löſte ſanft ſeinen Zorn. Er flüſterte ſtill für ſich hin: „Freilich! Aber wie er mir das ſagte, der liebe Meiſter Jakob, und die Augen für ewig ſchließen wollte, da hat er ſterbend, teſtamentariſch, letztwillig, noch heimlich mir zugeraunt: Tauf' mir mein Kind, wie Du glaubſt und reiche mir das Abendmahl in Deinem Sinne! So ſtarb er hin, nit ſowohl im Glauben, als in der Liebe, in der Ueberwindung ſeines Eigenwillens. Ich gab's ihm nit mehr, aber er nahm's im Geiſt.“

„Dann war es unter Brüdern ein ächtes Liebesmahl," ſagte Melanchthon die Hände faltend.

In Luthers Augen zitterte eine Thräne des Angedenkens. Melanchthon lehnte ſein Haupt an des ſtarken Mannes Bruſt und Luther drückte ihn an ſich und küßte ihm die Stirn. Ein guter Geiſt ſchwang ſeine Flügel um die beiden Verkünder der wiederauferſtandenen Lehre des neuen Bundes. —

Der Strang der Glocke im Thurmhauſe war ſchon zu wiederholten Malen gezogen; die Männern hatten den Schall überhört. — Bislang waren die Auguſtiner Herren, obſchon ſie ſich Eremiten nannten, ſehr gut bedient geweſen. Luther hatte jedoch ſämmtliche Laienbrüder in Heilsanſtalten fortgeſchickt; ein lahmer Knecht bediente ihn und den kranken Prior. Wie die Glocke von neuem ertönte, verließ Luther das Gemach, eilte hinunter und machte ſelber den Pförtner. Ein Trabant in kurſächſiſcher Tracht überreichte ihm einen ſchwarzgeſiegelten Brief. „Von Spalatins Hand! Aus der Lochau?" — Zitternd ſtieg er die Treppe hinauf und brachte dem Freunde unerbrochen das Schreiben, das er ſelbſt nicht öffnen mochte. Seine Ahnung trog nicht; Kurfürſt Friedrich hatte das Zeitliche geſegnet, in dem geliebten, einſamen, waldumwachſenen Schloſſe, in der Annaburger Haide, wo er Heilung und Ruhe geſucht, beides gefunden, aber für ewig. Spalatin, der Intimus

unter ſeinen Räthen, der Vertraute ſeiner Gedanken und Sorgen, machte die Meldung aus dem Sterbezimmer des edlen Fürſten noch Abends am Sterbetage, den fünften Mai des Jahres 1525. Herzog Friedrich erlag der Laſt ſeiner körperlichen Leiden und der Angſt ſeiner Seele um die Wohlfahrt der deutſchen Sache. Nicht daß er irre geworden am Licht des neuen Heils; aber dem dunklen Gewölk, das der junge Tag zu durchbrechen hatte, war ſein ſorgenvoller Sinn nicht gewachſen. Er hatte dies Licht nicht heraufbeſchworen, ſeine Wahrhaftigkeit hatte ihn nur behindert, es zu dämpfen, es zu erſticken. Von der Schmach, von dem Herzeleid, das ihm zu Ende des letzten Jahres der Nürnberger Reichstag gebracht, hat er ſich nicht erholen können. Kaiſer Karl hatte ſich brieflich bei ihm beſchwert über Nichtachtung des Wormſer Edicts; aber der Kurfürſt wußte, daß die Acht gefälſcht war. Des Kaiſers Drohungen aus der Ferne, die deutſchen Händel mit bewaffneter Hand zu ſchlichten, waren leer. Er lag damals im Felde gegen ſeinen Widerſacher Franz, den er erſt im Februar 1525 bei Pavia gefangen nahm. Die Türken belagerten Belgrad und bedrohten Wien, die Johanniter waren von Rhodus vertrieben und ſuchten Malta zu ſchützen. Selbſt im eignen Hauſe ſtieß Karl auf Widerſpruch; ſeine Schweſter, Königin Iſabella von Dänemark, hatte ſich auf dem Nürnberger Schloſſe das Abendmahl in

beiderlei Geſtalt reichen laſſen. Sein Bruder, Erzherzog Ferdinand, der den Reichstag leitete, ſah mit Erſtaunen, wie in deutſchen Landen der Geiſt der Neuerung um ſich gegriffen; des Legaten Forderung, die Ketzer mit Gewalt niederzumachen, fand taube Ohren. Das hätte den weiſen Friedrich tröſten können, aber des Papſtes Brief an ihn hatte ihn tief verletzt. Hadrian goß über ihn die volle Schaale ſeines Zornes aus; derſelbe Papſt, der eine Reform der Kirche an Haupt und Gliedern für nothwendig erklärte, verfluchte den Martin Luther und rief die Höllenſtrafen auch über Den herab, der am eignen Heerd das Feuer des Aufruhrs nähre. Der edle Fürſt fand ſich ab mit ſeinem Gott, aber nicht mit Denen, die ihn auf Erden ſtellvertraten. „Das Wort Chriſti ſoll Statt haben!“ Das war die Summe ſeiner Ueberzeugungen, der Triumph ſeines langen Calcüls. Als er jung war, hatte er Reliquien geſammelt; ſchließlich hatte er das Buch der Bücher für das einzig gültige Heilthum erkannt, einzig gültig, dafern es wieder lebendig werde in den Herzen der Menſchen. In einem früheren Teſtament hatte er in fünfzig Klöſtern für Seelenmeſſen große Summen geſtiftet, und der Königin des Himmels ein neues Sternenkleid mit hundert Diamanten vermacht. Er hat, ſchrieb Spalatin, dies Teſtament zurückgenommen und ſein letzter Wille beſtimmt all jene Gaben und Geſchenke an Krankenhäuſer und Schulen; in jenen möge

die Mutter Maria Erbarmen üben, ohne durch Gold und Geſchmeide ſich dafür gewinnen zu laſſen; in den Schulen aber werde das Wort Gottes gelehrt, auf daß es, von den Todten auferſtanden, unter uns lebendig werde!

Luther ſaß ganz gebrochen auf ſeinem Stuhl, ſtarrte vor ſich hin und ſprach: „Sie fabeln von einem Kaiſer Friedrich im Kiffhäuſer Berge; der werde auferſtehen, Paläſtina erobern und das Reich herſtellen. Ach, an unſerem Sachſenfürſten hätten wir den Friedrich haben ſollen, der nit mehr Splitter vom Holz Chriſti ſammelte, ſondern das Kreuz neu pflanzte als einen Lebensbaum und ein Reich Gottes auf Erden ſtiftete für und für!“

„Amen!“ ſagte Melanchton, „Friede ſeiner Aſche!“ Er las dann weiter vor, was Spalatin ſchrieb. Es war am Freitag nach Miſericordia Domini, Abends zwiſchen vier und fünf Uhr, als er die leiblichen Augen ſchloß und ſeine Seele aufflieg.

„Philippus!“ rief Luther, „ſahet Ihr nit auch in jener Nacht das Zeichen am Himmel, den Regenbogen über der Lochau?“

Melanchthon las, Tages zuvor habe noch der Kurfürſt an ſeinen Bruder, Herzog Johann —

Luther ſagte: „Gott wolle ihn beſtändig ſein laſſen in Sachen des Evangeliums!“ Und demnach hat der

Nachfolger Friedrichs, Kurfürſt Johann, den Beinamen des „Beſtändigen“ in den Büchern der Geſchichte erhalten. Der ſterbende Friedrich hatte an ihn die Mahnung gerichtet, gegen die Bauern glimpflich zu verfahren; vielleicht habe man „den armen Leuten zu ſolchem Aufruhr Urſach gegeben“ und „ein ſo großer Handel“ könne nicht mit Gewalt geſchlichtet werden.

Luther ſchritt im Zimmer auf und ab mit ſo gewuchtigen Schritten, daß die Diehlen unter ſeinen Füßen knackten.

Die beiden Männer hatten das Vorgemach verlaſſen und machten ſich im Saal zu thun. Melanchthon kramte am Tiſch unter den hundert Bittgeſuchen, Hülferufen, Teſtamentsvorſchlägen und Gewiſſensfragen, über welche Luther entſcheiden ſollte. Melanchthon zog ein Schriftſtück hervor und ſagte laut und drängend: „Hochwürdigſter Vater, die zwölf Artikel der Bauern!“

Luther fuhr auf: „Sind ſie mit der Heugabel oder mit dem Dreſchflegel geſchrieben?“

„Mit Tinte,“ ſagte Melanchthon trocken.

„Mit Blut!“ rief Luther. „Mit dem Blute des Grafen Helfenberg und all Derer in Pfalz und Schwaben, im Elſaß und im Odenwald, ſo die Freiheit der Kinder Gottes nit verſtehen wollten wie räuberiſch Geſindel!“

„Es iſt ein Nothſchrei der Natur!“ mahnte Philippus.

Luther eiferte: „Wenn die Natur in mir aufſteht,

ſo ſag' ich: Nieder mit dem Fleiſch, es iſt ſündhaft! Die Pfaffen und die Fürſten haben es verſchuldet; aber die Tyrannen noch übertyrannen iſt frecher als frech. Soll Chriſti Name eine Schanddeckel werden? Der Thomas Münzer iſt ein wahnſinniger Schelm, den Satanas zum Hellſeher macht. Mir wird ſchlimm zu Muth nach beiden Seiten. Siegen die Ritter und Herrn, ſo wird der Teufel Abt, ſiegen die Bauern, ſo machen ſie des Teufels Großmutter zur Aebtiſſin!"

„Unter den zwölf Artikeln," mahnte Melanchthon, „iſt manch Körnlein Gerechtigkeit. Sie fordern in Nr. 1 das Evangelium lauter und rein, ohne menſchliche Zuthat; jede Gemeinde ſoll ſich ſelbſt ihren Pfarrer wählen."

Luther hatte ſich am Tiſch einen Platz zurecht gerückt. „Iſt gerecht!" ſagte er und ſchlug mit der Hand auf die Platte.

Melanchthon fuhr fort aus der Schrift der Bauern: „Sie wollen nit mehr Jemands Leibeigene ſein; das ſei gegen die Schrift alten und neuen Bundes."

Luther fiel ein: „Nit juſt alten Bundes! Abraham und die Patriarchen ha'n Leibeigne gehabt und ihre Knechte waren ihnen auch geiſtig in Lieb' und Treu zu eigen. Soll chriſtliche Freiheit nun dahin lauten, daß Keiner mehr dienen, Jeder herrſchen will? Wer wahr-

haft frei iſt, beherrſcht ſich ſelbſt und die beſte Freiheit giebt ſich ſelber ein Geſetz."

„Den Kornzehnten zum Unterhalt des Pfarrers wollen ſie leiſten," ſagte Melanchthon. „Das iſt ihr zweiter Artikel; aber Frohndienſt, Gülten und Robote ſeien Erfindungen der Junker. Gott der Herr hab' das Vieh frei für den Menſchen im Paradies erſchaffen, frei ſollten auch ſein Wald und Fluß, Jagd, Fiſcherei."

Luther lachte ſpöttiſch auf. Er rief: „Das hieße die Mutter Erde in ein' Wüſtenei wandeln und die Hantirung der Menſchen wär' eine Concurrenzbalgerei! Quod non. Auch ſind das Rechtsfragen, Philippus. Das Reich muß den Hader ſchlichten; Raubthiere aber ſchießt man nieder in der Wuth ihrer zügelloſen Gier." —

Die Männer ſaßen noch lange und oft beiſammen, ſich über den Nothſtand der Bauern berathend. In Schwaben hatte der alte Held Frundsberg helfen müſſen, dem Aufruhr meuteriſcher Blutſucht zu ſteuern.

Im Thüringerlande grub ſich alsbald zu Frankenhauſen, zehn Tage nach Kurfürſt Friedrichs Tode, die wilde Wuth der Bauern ihr eignes Grab. Ihrer Fünftauſend wurden da erſchlagen, auch manch gutes, wackres Leben gab in der Bethörung ſein beſtes Blut für ihre Sache hin. Thomas Münzer fand zu Mühlhauſen an der Unſtrut ſeinen Henker. Von Kindern der Stadt an der Gera ſuchte und fand ein alter Jüngling, der

Goliath mit der rothen Sturmfeder, weiland Senior der Franken und allezeit Helfer in der Noth, Wulf Katzenbrenner, mit dem Schwert in der Hand ſein Ende. Luther erzählte ſeinem Philippus von dem rieſigen Kampfhahn von Erfurt. Er ſagte bedauerlich. „Wie Schad' um ihn. Hätt' ihn doch der Frundsberg in die Schule genommen! Aber Jedweder iſt eigenwillig ſeines Schickſals Schmied, Jedweder ſtirbt an ſich ſelber. Und einen Tod ſind wir Alle Gott ſchuldig. Amen!"

Vierzehntes Capitel.

Luther und Katharina von Bora.

Wir ſind Gott einen Tod ſchuldig! war Luthers Wort. Aber die Sonne geht doch nicht unter, bevor ſie ihren Höhepunkt erreicht, von dem aus ſie eine Welt beglückte. Und dieſen Höhepunkt des Glückes als Menſch hat Bruder Martin in ſeinem Bündniß mit Katharina erreicht. —

In ganz Sachſen, im Thüringer Lande und in Franken waren die Klöſter maſſenhaft entleert. Nicht blos einzelne entſprangen heimlich den Gefängnißmauern der Clauſur; in Reih' und Glied, faſt Hand in Hand, offen und mit freier Stirn erklärten Mönche und Nonnen

ihre Gelübde für nichtig und kehrten in die Welt zurück, der sie meist nur widerwillig den Rücken zugekehrt. Nicht mehr in mechanischer Observanz, nicht mehr in einsamem Gebet oder gesammtem Geheul, sondern hülfebereit im Leben der Menschen Gott dienen zu wollen Das war die gute Inschrift der neu aufgepflanzten Fahne. Hinter der Kerze des neuen Lichtes fiel jedoch auch ein Schatten weit hin in's Land. Den frommen Müßiggang abzuschwören, befähigte noch nicht zugleich an der Arbeit der lebendigen Menschenwelt. Hatte doch auch Bodenstein-Carlstadt die Studenten aus den Hörsälen vertrieben, sie bedeutend, mit Hand und Fuß werkelthätig zu werden, um den Spruch zu erfüllen, daß der Mensch nur im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen dürfe. Das führte zur Caricatur des Heiligen. Müßige, aber prahlerische Schaaren lungerten herum in Stadt und Land. Ihrer Herr zu werden und sie fügsam zu machen für geordneten bürgerlichen Dienst: Das war für Luther, den „Anstifter von alle dem," die neue schwere Sorge. Die „Grundsuppen" der Klöster hatten „Fettbäuche" gemästet; wie sollt' er die zu gottgefälliger, menschenwürdiger Hantirung züchten! Und doch wandte sich Alles an ihn, als an den Hauptseelsorger, Fürsprecher und Helfer in aller, auch leiblicher Noth. Klöster und Stifter sollten, wie er meinte, „auf Sterbeetat" gesetzt werden, aber ihre Güter, „nit wie in Böheim

in die Kapuſe kommen," auch nicht den Fürſten und weltlichen Gemeinden bedingungslos in die Hände fallen, auf daß nicht neue Räuber die alten erſetzen, ſondern mit der Verpflichtung, Schulen und Pflegſtätten für Geiſt und Leib daraus zu geſtalten, um faule Lotterbetten in fleißige Heilanſtalten zu wandeln.

Schon vor zwei Jahren hatten im Bernhardiner Ciſtercienſerkloſter „Gottes und Mariä Thron" zu Nimtſchen bei Grimma im Lande Sachſen edle Fräulein, ihrer Neun an der Zahl, ein heimlich Bündniß, einen Orden gleichſam im Orden geſtiftet, wasmaßen ſie aus der Einſamkeit entlaſſen werden und in's liebe Menſchenleben zurückkehren könnten. Darunter waren eine Nichte von Luthers ehemaligem Principal und Ordensmeiſter Staupitz, Margarethe mit Namen, eine Canitz aus Thallwitz bei Wurzen, zwei Schweſtern aus dem Hauſe Derer von Zeſchau, Nichten des geweſenen Auguſtiner Priors zu Grimma, Herrn Wolfgang von Zeſchau, ein Edelfräulein von Gohlis und eine Eva Groß, auch zwei Schweſtern von Schönfeld, beide kurz zuvor in demſelben Jahre eingeſegnet, in welchem Katharina von Bora den Schleier nahm, die letzte aus einem Geſchlechte, das zu Steinlaußig, jetzt Mülden- oder Mildenſtein, einem kleinen Rittergute und Dorfe im Bitterfelder Kreiſe, ſeinen Sitz hatte, aber vollſtändig verarmt, ſchon im elften Jahre das Kind von ſich gethan zur Unterkunft im Kloſter.

Es waren nicht neun Musen, die sich hier zum Reigen die Hände boten, vielleicht auch nicht dreimaldrei Grazien, die das heimliche Bündniß schlossen, dem Klosterleben zu entsagen und in die Welt zurückzukehren. Ehrbar waren sie aber allesammt, klug und fest. Sie hielten zuvörderst Anfrage bei Eltern und Sippe, um Erlaubniß einzuholen. Nachdem ihr Gesuch abgeschlagen, wandten sie sich insgesammt schriftlich an den Doctor Luther in Wittenberg, ihren Entschluß verkündend, mit der Bitte, ihnen behülflich zu sein. Luther erschrak im ersten Augenblick; aber der Nothschrei war zu dringlich und es erwuchs ihm die Pflicht, dafür zu sorgen, daß der Schritt der Jungfrauen in allen Züchten und Ehren, fein bedächtig und ruhig geschah. Er wußte nicht, ob alle Neun reif und fähig, verständig und fleißig zu einem arbeitsamen, nützlichen Leben; aber es mußte eilends geschehen, um der Verzweiflung und einer jähen Flucht in's Weite und Wilde vorzubeugen. Es mußte für Unterkunft gesorgt werden. Spalatin und einige Bürger zu Wittenberg sagten ihre Hülfe zu. Heimlich aber mußte die Entführung der Jungfrauen veranstaltet werden. Kurfürst Friedrich durft' es und wollt' es nicht wissen und der Weg führte durch das Gebiet Herzog Georgs, der in seiner Wuth schon manchen Klosterflüchtling in's Zuchthaus gesteckt. Ein Torgauer Bürger, Leonhard Köppe, der mit dem Kloster Nimtschen in Handelsverkehr stand,

oftmals Waaren dahin und leeres Geschirr zurückfuhr, ward in's Vertrauen gezogen und übernahm den Schmuggel. Das Kloster hatte um Torgau herum liegende Gründe; daher der Frachtverkehr des Mannes. Einstmals hatte er Heringe daselbst hingeführt und in die leeren Tonnen, erzählt man sich, krochen die neun Klosterjungfrauen, um ungefährdet nach Wittenberg zu entkommen. Also geschah es in der Charfreitagsnacht zum heiligen Osterabend den 4. April im Jahre des Heils 1523. Mißlich war es auch allda für die entführten Nonnen, aus der Clausur heraus just in Studentenwirthschaft zu gerathen. Es galt mithin, die Jungfrauen, um ihre Ehre zu sichern, in ehrlichen Familien unterzubringen; Katharina von Bora kam in's Haus des ehrsamen Stadtschreibers Magister Philipp Reichenbach. Der hat ihr nach zwei Jahren rühmlich das Zeugniß ausgestellt, sich still und wohl verhalten zu haben. Auch hab' sie sich der Wirthschaft in Haus und Hof, Küche und Keller fleißig angenommen, schaltete tüchtig und commandire eifrig über Gesind', Kind und Kegel. Bei Luther aber stand sie in Verdacht, hochfährtig zu sein. Etwas Verschlossenes freilich hatte sie wohl in ihrer schlanken, hochgradigen Gestalt, wie eine „Jungfer Zipp"; wenn das Näschen sich rümpft oder die Lippe sich kräuselt, besteht sie auf ihren, fast unfehlbar bedünkten Willen. Luther scheint nicht oft vorgesprochen zu haben in des Stadtschreibers

Familie; Nicolaus von Amsdorf war dort geiſtlicher Hausfreund; Beide aber waren gleich ſehr bemüht, für Wohl und Weh, Fortkommen und Nutzbarkeit der neun geweſenen Nonnen zu ſorgen, die Gott nicht mehr in eitel Gebet dienen gewollt, mithin im Wirken und Werkeln deſto tüchtiger ſich zu erweiſen hatten.

„Lieber Nicol," ſagte Luther eines Tages zum Freunde, „ich halt', die Katharina könnt' ſehr wohl ökonomiſch einem Anweſen auf dem Lande vorſtehen, allein ſie müßt' ſich verheirathen, daß ſie halt nit blos commandiren, ſondern auch gehorchen lernete."

Zu Luthers Paſſionen gehörte ſein Heirathseifer für Andere, auf daß ſich Kraft und Anmuth in Mann und Weib zuſammenthäten, die liebe Creatur von ihrer Ichſucht befreit würde. Er hat ſich in der That manchen Kuppelpelz verdient, überall wo er auftrat, in Stadt und Land. An der Edeljungfrau Katharina ſchien ein junger Studioſus, der bei ihm Hörer war, ein Patricierſohn aus der freien Reichsſtadt Nürnberg, Hieronymus Baumgärtner, ein Wohlgefallen gefunden zu haben; nach der Heime jedoch zurückgekehrt, war er kleinmüthig geworden, um die Scrupel in der Sippe zu beſeitigen, die gegen eine vormalige Nonne war. Gelegentlich hat Luther ſogar in einem Schreiben bei dem Nürnberger Patricierſohn angefragt, ob er noch „ſeine" Katharina haben wolle; dann möcht' er dazu thun, eh' ſie einem

Andern, der zur Hand ſei, gegeben werde. Dieſer Andere war ein Vicar an der Schloßkirche zu Wittenberg und Pfarrer zu Orlamünde, Kaſpar Glatz, der ſie zum Eheweib begehrte. Dem Amsdorf, der beauftragt war, ihr deſſen Werbung zu erklären, hat Jungfrau Katharina, ſagt man, erwidert, eine Glatze möcht' ſie nit, auch überhaupt Keinen, den ſie nit hochehren könnte. „Nu, nu," hat Amsdorf erwidert, „ſeine Glatze iſt ſchier die Tonſur von früher, gut Kind! Und hochehrbar? Wie hoch ehrbar ſoll denn Der ſein, den Ihr freietet?" — „Nimmermehr den Glacium, eher Euch oder ſo Einen, wie den Doctor Luther."

So hat Katharina, wie man ſich erzählt, dem Amsdorf erklärt, und wie Dieſer es dem Freunde lächelnd mittheilte, hab' er hinzu geſetzt, er ſeinestheils beſcheide ſich bei ſolcher Gleichſtellung; auch habe die Bora wie im Sturmwind wiederholt: So Einer, wie der Doctor, der Vater Martin!

Luther ſchüttelte lachend den Kopf: „Mich alten Knorren? Daß Gott! Seh' ich aus, als ſtänd' ich auf Freiersfüßen? Bin nur noch gut, in den Ofen des Herrn geſteckt zu werden, um ſeine Kirche zu heizen!"

„Wirf den Gedanken, ein Weib zu nehmen, nit von Dir, Martin!" mahnte Amsdorf ernſt und wahrhaftig.

„Ha, ha!“ rief Luther, „da hat ja auch vorig Jahr die vielbelobte Frau Argula von Stauffen durch Spalatin mich auffordern laſſen, in den Eheſtand zu treten und ein Beiſpiel zu ſtiften zur Widerlegung all der von Gottes Wegen ab- und irregeführten Cölibatsheuchelei. Hab' ihr erwidern müſſen, darauf ſtehe mein Gedenken nimmer. Von Holz oder Stein bin ich nit, vielmehr von Fleiſch und Blut; aber tagtäglich von Feinden bedroht, iſt meines Lebensziel doch wohl nit allzu fern und wie ſollt' ſich ein Weibsbild, dem ich kein Heim, kein Haus, keine Hütte zu bieten hab', mein Partner zu ſein ſich entſchließen!“

Der treue Nikolaus ſah ihn gerührt an und legte ihm ſeine Hand auf die Schulter. „Liebwerther Bruder im Herrn!“ ſagte er feierlich. „Es wär' entſchieden eine ſittlich große That, — mehr als ſchafften Concil und Reichsverſammlung das Verbot der Prieſterehe bei Seite.“

„Heida!“ rief Luther; er konnte ſich noch immer nicht dazu ſtimmen, die Sache ernſt zu nehmen. „Denen Prälaten und Cölibatären, Heiligen und Heuchlern jeder Art, vor allen dem hochgeweihten Erzbiſchof Cardinal von Mainz, Kurfürſtlichen Gnaden, möcht' ich halt ein Beiſpiel liefern zur Nacheiferung, wo nit zum Aerger, Gott ſoll mich ſtrafen! — Doch ſtill, läſtern will ich nit, die Ehe ſoll ja ein Segen ſein!“

Es war im Auguſtinerkloſter, in der Wohnſtätte,

die wir ſchon mit Melanchthon betraten, wo Nikolaus von Amsdorf die Meldung machte. Luther ſchritt im Saale auf und ab; dann ſetzte er ſich am Fenſter in den einen Seſſel des Doppelſtuhls, und blickte ernſt auf den leeren Platz ihm gegenüber, wo in der That ein zweites Menſchenweſen gut und paßlich ſeine Stelle finden konnte. Er ſenkte den Kopf und ſprach dann halb ſpottend ganz in Gedanken für ſich: „Ein Weib nehmen, mein Herr Albrecht, heißt die Frauencreatur zu ſich erheben und ſich gleichſtellen! Aber nur Eines, iſt man kein Paſchah, der in den Weibern Sklaven ſieht, Sklavinnen des Vergnügens! — Doch was ſoll's mir? Laßt mich aus mit den Poſſen!“

Er ſprang auf von ſeinem Sitz und trabte von einer Ecke ſchräg zur andern, wie er ſtets in Aufregung gewohnt war.

Amsdorf legte ſein gutes breites Geſicht in Falten der Wehmuth und ſagte weich und warm: „Herzlieber Bruder, ſpotte als Menſch nit Dein möglich Glück hinweg!“

Luther ſtutzte, blieb vor dem Freunde argwöhniſch ſtehen und ſagte, über deſſen Drängen ärgerlich: „Was kann ſie von mir erwarten, verlangen, haben wollen! Ich zähl' der Jahre Vierzig und Zwei, und ſie — ein jung Ding!“

Amsdorf ſagte, mit Nachdruck betonend: „Sie

lebt und athmet in Hochachtung vor Doctor Martins Worten und Werken."

„Werken?" fragte Luther. „Meinen Büchern wohl? Die acht' ich ſelbſten gering und geb' ſie preis."

„Auch die Pamphlete lieſet ſie, die Deinem Jähzorn entfuhren."

„Nun auf das hin! Dann ſollt' ſie ſich doch in Acht nehmen vor mir, dächt' ich!"

„Würde ſie auch wohl, ſo gut wie Du Dich, Bruder, vor ihr! Ein gut Weibſen, iſt das Zwiegeſpann richtig, blickt dem Ehegatten über die Schulter in's Tintenfaß und das thut ihm vielleicht gar noth."

„Meinſte, Herr Nikol, und biſte ſo weiſe? Ha, ſoll ich mir Gardinenpredigten erwerben und ein Pantoffelregiment, was?"

„Halt' zu Gnaden! Sie iſt demüthig und nimmt ſich all Deine Predigten zu Herzen."

„Nu, ſo ſoll ſie bei der Andacht bleiben!" fuhr Luther unwirſch heraus.

Amsdorf ſchwieg eine Weile. Dann ſagte er: „Mit der Andacht eines Weibes hat's ein eigen Bewandniß. Eines Weibes Andacht, je reiner und wahrer ſie iſt, gehet allezeit auf den Mann in Perſon."

„Wird doch nit auf den Mann dreſſirt ſein?"

Amsdorf ließ ſich nicht ſtören: „Oeffnet ihr Einer den Himmel, ſo will ſie mit ihm, nit ohn' ihn, in

dieſen Himmel treten. Allein hat das Weib nit Flügelkraft genug und eine Rebe bedarf eines Ulmbaums, ſich an ihm aufzuranken.“

„Gott's Wunder! Du machſt mich wirre, Bruder!“

Mit dieſen Worten, die ein Blick ſeines dunkel ſinnenden Auges begleitete, ſah er dem Freunde nach, der von ihm ſchied.

Amsdorf, der treue Helfer, hat lange, unabläſſig feſt, an ihm gebohrt; er wußte, nur ſo wurmte es in ſeiner Seele. —

Und in der That, Luther konnte die Nacht nicht ſchlafen. Der Mond lugte hell in ſein Gemach; er ſtand auf, öffnete den Fenſterflügel und ſchaute hinauf in das Geſtirn des Himmels. Amsdorf hatte geſagt, die Rebe verlange nach einem Ulmenbaum. Oder nach einem Spalier, ſoll ſie gut keimen, blühen und fruchten. Und Frau Luna da oben hat vielleicht zum Herrn Sol, dem ſie ihr Alles faſt abborgt und verdankt, ihr Verhältniß! Ei, ei geht's denn beim Tanz des Lebens allerwege in der Welt nur zu Zweien?

Luther beſann ſich Nachts auch auf Stellen und Fälle in der Bibel. Paulus empfiehlt den eheloſen Stand, gebietet ihn aber nicht den Brüdern. Petrus und Philippus waren beweibt, und im erſten Briefe an Timotheus finden ſich Vorſchriften für einen Biſchof als Hausvater in ſeiner Familie. Das Cölibat iſt eine Er-

findung der Päpſte, um über eine nirgend gebundene, allzeit kriegsbereite, marſchfertige Soldateſca zu verfügen. Aus freiem Entſchluß mögen die Mönche einſiedeln wie ſie wollen; aber ein Zwangsverbot auf alle Weltgeiſtliche auszudehnen, heißt Willkür üben, Tyrannei gegen Gott und Natur, nicht Heiligen- ſondern Heuchelſchein über des Prieſters Glatze breiten. Die griechiſch-katholiſche Kirche hat das erkannt, weil kein wälſcher Biſchof ſie knechtete!

Mit dieſen Erwägungen ſchlief Luther ein. Im Traum aber trat ihm Jungfräulein Katharina vor's Auge, juſt wie ſie ging und ſtand, lebte und leibte, im einfach braunen Wolltuchrock mit ſauber weißem, gefältetem Halskragen; neben der Gürteltaſche an ſtählerner Kette hing und ſchwankte ein zierlich, aber handfeſt Küchenmeſſer, auf das ſie ſich, im Gefühl nicht unbewaffnet einherzuſchreiten, wie ein Ritter auf's Schwert an ſeiner Seite, was zu gute that. Er wachte plötzlich auf, als hätt' ihn das Raſſeln eines Schlüſſelbundes geweckt. Den Kopf in die Hand geſtützt, überlegte er noch der Fälle zwei, die hier vorlagen. Er ſuchte ſich die Frage zu erörtern: Iſt ſie liebebedürftig? Was, da ſie eine Frau, ſchier möglich war. Ein Frauenherz will immer geliebt ſein, ſchon um ſich am Glanz der Wirkung, die es übt, zu weiden. Ob ſie aber liebefähig: das war der zweite Punkt. Luther hielt die Katharina von

Bora nicht nur für hochfährtig, auch für kühl, streitluſtig und zankſüchtig, — etwa gar für ein Weibsbild, wie's der arme Sokrates weiland gehabt? — Luther wollte hin, ſie kennen lernen und prüfen. Er machte ſich auf und legte ſeinen beſten, neueſten Chorrock an, den er nur ſonntäglich trug und zu welchem ſein Allergnädigſter Kurfürſt Friedrich, ein Jahr vorher, nachdem er für immer der Auguſtiner Mönchskutte Valet geſagt, ihm das ſchwarze Tuch geſchenkt. Unter dem weißen Hemdvorſtoß am Halſe lief ein rother Streifen hin, der faſt den Anſtrich eines Ordensbandes hatte; es war jedoch nur der Saum einer Weſte von rothem Flanell, die er zur Erwärmung unter dem Rocke trug. Auf Kleid und Zier gab er ja nicht viel, und als ihm Cardinal Cajetan zu Augsburg weiland von einem rothen Cardinalshut geſprochen und ſolchen ihm in Ausſicht geſtellt, hatte er barſch geſagt: Lieber vom Henker einen blutrothen Streifen am Halſe! —

Luther ſchritt wohlgemuth die Straße entlang, breit und mächtig, wie man's an ihm gewohnt war, faſt majeſtätiſch, aber freundlich und munter, wie es ſchien. Es war ein heiterer Junimorgen. Die werkelnden Leute ſchauten hoch auf zu ihm und grüßten ehrfurchtsvoll, mit der Andacht der Liebe und der tiefſten Zuverſicht. Das war ja der Mann, der Alles konnte, dem Papſte, dem Kaiſer trotzte, den kein Bann, keine Acht und Aber-

acht ſchädigte, da die Hand Gottes über ihm war. Er erwiderte die Grüße heut gar wohlwollend und gütig, und in ſeiner Leutſeligkeit war er es ja, der Tauſenden Segen geſpendet, ſie aufgerichtet in tiefſter Noth, der Welt ein wunderbares Gottvertrauen einflößte, dergeſtalt, daß wenn er mit der Hand gen Himmel wies, er Jedem doch die Sicherheit gab, der große gute Geiſt, der das All regiere, ſtecke auch in der Menſchenſeele tief und ſtill. In einer anderen Zeit hätt' er Wunder gethan; man hätte ſie ihm auch noch zugetraut, wenn nicht ſein Zorn dagegen ſich auflehnte; ſeine Demuth erheiſchte in ihm nichts als den Knecht Gottes zu ſehen, der begnadet worden, Chriſti Geiſt und Wort von den Todten wieder zu erwecken.

Magiſter Reichenbachs Haus zu Wittenberg lag in der Bürgermeiſtergaſſe. Luther ſchlenderte hin und her, auf und ab; er ſchien bei hellem lichtem Tage fenſterln zu wollen; aber es ließ ſich niemand erblicken. Wie er unter'm Thorweg ſtand, ſchon bereit, einzutreten, hielt er plötzlich an; ſein Fuß zögerte, ſein Herz zitterte.

Was wollte er denn? Einer Jungfrau die Beichte abnehmen, wenn ſie ihm freiwillig Rede ſtehen wollte; ſie ausforſchen, kennen lernen, ihr auf den Grund der Seele blicken. Weiter nichts. Und den Menſchenkenner wandelte diesmal doch ein Gefühl der Unſicherheit an.

Er drehte um und trat wieder in die Gaſſe zurück.

Da kamen zwei Männer ſeiner Bekanntſchaft einher, der Primarius der Stadtkirche, Bugenhagen mit Namen, nach ſeiner Heimath in Pommern auch der Pommeranus genannt, und ein Rechtsanwalt Johannes Apel, die Theologie alſo mit dem Jus vertraulich Hand in Hand, was doch im Leben ſelten. Beide ſahen ihn groß an, ihre Blicke ſchienen zu fragen, was der Hochwürdige im Hauſe des Stadtſchreibers ſuche.

„Habe dahier einen Handel," ſagte Luther verlegen. „Und da es eine Gewiſſensſache iſt, ſo thät' mir Euer Beiſtand noth, College im Herrn, lieber Amtsbruder, und da auch ein bürgerlicher Rechtsfall dabei im Spiel, könnt' ich auch Eurer Hülfe bedürfen, Ihr Doctor Juris. Wollet Ihr Euch, liebe Herren, in einem Stündlein etwa hier einfinden beim Magiſter Reichenbach? Bitte; vielleicht giebt er uns einen Frühtrunk zum Beſten."

Beide Männer verſprachen es und ſchieden. Luther wanderte auch ſeines Wegs weiter, blieb aber ſinnend ſtehen und dachte ſtill: Am End' brauch' ich auch noch einen Dritten zum Zeugen! — Stand er denn wirklich ſchon auf Freiersfüßen? Ohne die Jungfrau gefragt, geprüft zu haben, ohne zu wiſſen, wie es auf dem Grund ihrer Seele ausſchaute? Und erfüllte ihn alſo nur die große Miſſion, das heilloſe Zwangsverbot für die Diener der Kirche zu brechen und ein Exempel zu

ſtatuiren, daß der Prieſter auch Menſch, auch Bürger dieſer Welt ſei? — Luther brachte damit ein Opfer. Aber zu welchem Opfer, galt's einer guten Sache, war er nicht willig bereit geweſen im Leben? Selbſt zum Feuertod des verdammten Irrlehrers wie Savonarola, Huß und die Martyrer, die noch zu ſeiner Zeit bluteten. Den Prieſter der Gemeinde dem Staate, dem bürgerlichen Wohl und Wehe zurückgeben: Das war für die Papalini eine Lebensfrage, die auch den Tod ihres Regiments zur Antwort gab! Das trieb den Luther, am End' ſich doch noch ein Ehgeſponns zu küren. Er getraute ſich nur nicht zu, einem Frauenweſen eine Liebe zu ſich einzuflößen; der Mönch in ihm hatte als Menſch den Glauben an ſich — verloren? nein, nie gekannt! Er zögerte, eine Jungfrau zu fragen, ob ſie mit ihm in die Ehe treten wolle, zumal bevor er wußte, ob ſie fähig und würdig dazu. Dennoch ſchickte er ſich ſchon an, auf die Freite zu gehen, und zur landesüblichen Bewerbung gehörten der Zeugen Drei. Der Dritte ſollte der Gevatter Lucas ſein, der herzliebe Maler, ſo daß ſich zu Theologie und Jus auch die Kunſt, die holde Muſe, geſellte.

Das Haus des Meiſter Lucas, nach ſeinem Geburtsort in Franken Cranach genannt, lag und liegt noch zu Wittenberg an der ſüdweſtlichen Ecke des Marktes, Elb- und Schloßgaſſe beherrſchend, wie es

denn, gar ſtattlich, vielleicht noch heut' als das größte Gebäude in der Stadt gilt. Erbſaſſe darin war der Meiſter ſchon ſeit lange und hielt ſeit fünf Jahren eine Apotheke darin, die er durch ſeine „Knechte" verwalten ließ, bis er ſie ſeinem Schwiegerſohn übergab, betrieb in dem anſehnlichen Eckhauſe auch einen Papier- und Buchhandel, wie er denn, allgeſchäftig, zur Ausführung für ſeine Leute, ſelbſt Zimmermalerei, Vergoldung und Anſtreicherhandarbeiten übernahm. In ſeiner Jugend ſchon — er war elf Jahre älter als Luther — war er an den ſächſiſchen Hof gekommen, hatte den damals jungen Kurfürſten Friedrich auf der Wallfahrt nach Paläſtina begleitet und blieb dem hohen Hauſe ſeines Herrn als Freund und Gefährte treu eigen, ſpäter ſelbſt in dem allertrübſten Schickſal, das über das Haupt des zweiten Nachfolgers in der Kurwürde des weiſen Sachſenfürſten erging. Wir wiſſen nicht, ob er auf der Pilgerfahrt mit ſeinem hohen Gönner in Konſtantinopel geweſen und dort die alten Byzantiner in der Kunſt ſtudirte. Niederländer mit dem Pinſel war er ſicherlich und nahm es in Colorit mit allen Meiſtern der Zeit auf, wie er denn zu Mecheln den jetzigen Kaiſer Karl ſchon als Knaben malte. Höfling war er nicht, weder als Menſch, noch als Künſtler, erhielt ſich vielmehr die Unabhängigkeit des ehrbaren Reichsbürgers, wie ihn ja auch die Wittenberger als getreuen und vermöglichen

Insassen der Stadt in den Rath gewählt hatten, ihn später zu ihrem Bürgermeister machten. Den Malern des kunstglückseligen Italiens hat er es auch in der Darstellung des Nackten gleichthun wollen; nur fehlte ihm nicht die Anatomie dazu, so doch die Grazie und die freie Ueppigkeit des weichen, warmen Südens. Seine Gestalten sind oft hölzern, deren Gesichter wie von Blech, ihr Faltenwurf steifleinen. In all' seiner Pinselführung liegt aber die getreue Ehrbarkeit und der heilige Kinderglaube eines frommen Herzens, das tief gottinnig war, auch bei steifer, trockner Hand.

Luther trat ein in die Wohnung des Gevatters. Der Meister war nicht zugegen, er war auf's Rathhaus zur Versammlung gerufen. Seine Frau wollte den frühen Besuch nicht annehmen. „Macht sich überhaupt rar, die Frau Barbara!" murmelte Luther still für sich. „Auch auf des Gatten Bildern ist sie selten zu finden. So häßlich, daß man's nit malen könnt', ist doch kein Weibsen, hat's nur die Nase richtig der Länge nach, den Mund in der Quere, und sonst keinen Höcker, der allerdings bös die Schönheitslinie stört."

In der That, Lucas Cranach hat nie seine Frau porträtirt. Doch schwerlich, weil sie ihm nicht schön genug. Hat er sie doch oft genug als Venus, Eva, Judith conterfeit. Hatte sie ihm aber Modell gestanden in ihres ganzen Leibes Unschuld, dann verkroch sie sich

oft tagelang vor aller Welt, aus Scham und aus Furcht, die Leut' möchten ſie erkennen und ſcheel anſehen, wie ſie von ihrem Gatten ſo ſplitterfadig und ſo bärmlich an den Pranger geſtellt geweſen.

Eine Magd wies den Herrn Doctor in die Werkſtatt des Meiſters, nachdem er den Wunſch ausgeſprochen, denſelben erwarten zu dürfen. Da ſah es munter, chaotiſch und buntſcheckig genug aus, um ſich an all den Studien und Apparaten ein Stündlein vergnügen und erbauen zu können, auch wenn man kein Pinſel, ſondern ein Gottesgelahrter. Auf der einen Staffelei ſtand ein gekreuzigter Chriſtus, auf der zweiten eine Geißelung, auf der dritten die Grablegung. Luther ſaß lange vor den Bildern und knurrte und murrte in ſich hinein: „Warum ihn denn immer als verdorrten Leichnam malen! Ei, mein lieber Gevatter, mir iſt der lebende Chriſtus lieber. Ha'n wir doch die Aufgabe, von ſeiner Lebendigkeit Zeugniß zu geben. Und am Menſchen Jeſus von Nazareth iſt mir nit das Martyrthum des geſchundenen Fleiſches das Hochheilige, das Bedeutſame, ſondern wie er lehrt und liebt, ſegnet, die Menſchenſeelen beglückt und erlöſt, als Knabe ſchon im Tempel predigt und als Lehrer des Volks den Müttern zuruft: Laſſet die Kindlein zu mir kommen! Die Päpſtlinge halten ihn in der Bahre feſt; wir aber müſſen ihn auferwecken von den Todten! — Will einmal gleich morgen auf der

Kanzel einen Sermon halten, daß Christus auch an's Kreuz genagelt noch den ewig lebendigen Geist Gottes bekundete und Zeugniß gab von seinem Vater im Himmel! Da sind dem guten Gevatter doch die Wälschen über. Bin, als ich in Rom war, ein viel zu dumper, angstbeklommner Klostermönch gewest, um auf den Raffaello, den sie den Göttlichen nennen, und auf all die illustren Pictoren zu achten. Aber ich glaub', sie machen's netter, menschlich gütiger, nit so erbarmungslos dürr. Geist muß doch als Geist walten auch in Menschengestalten, und der Sinn der Mythen darf doch nit so buchstäblich hölzern getreu ausgestellt werden. Hat da der Meister Lucas für Weimar ein Bild gemalt, wo aus der Wunde des Gekreuzigten ein Blutstrahl wie ein Regenbogen sich über die Laien ergießt, um darzuthun, daß das Heil nit blos für die Prälaten, auch für Alle in die Welt kam! Muß sich das so handgreiflich und handwerksmäßig zur Schau stellen?"

Wie Luther so sprach oder dachte in der Werkstatt unseres Hans Sachs in der Malerei, that er als glücklicher, großer Naturmensch sicher einen guten Griff. Hier auf einem ihm ganz fremden Boden, auf dem Boden der Kunst, war er vielleicht gerechter, als in seinen theologischen Streitsachen, wo er sich oft allzu heftig in den Harnisch warf, wenn ihn bei seinem heißen Drang nach Gerechtigkeit der furor teutonicus anwandelte.

Den Gevatter Cranach hatte er ſo lieb wie je einen Menſchen. Der Maler war Anfangs nicht für Luthers Sache geweſen; man will zu Merſeburg wiſſen, daß er eine Kreuzigung gemalt mit Luther als einem gehäſſigen Kriegsknecht im Bilde, der dem Heiland einen eſſigſauren Schwamm reicht. Längſt aber war der Lucas in Sachen einer Neugeburt des chriſtlichen Glaubens aus einem Saulus ein Paulus geworden.

Luther muſterte mit Wohlgefallen die Arbeiten des Meiſters in der Werkſtatt. Er nahm die Martyrbilder von der Staffelei und ſetzte andere, die bei Seite ſtanden, an deren Stelle, Thierſtücke, Scenen aus dem Leben der Menſchen in Haus und Gaſſe. „Was er da gut niederländert!“ ſagte Luther. „Und was er fleißig iſt! Hat in der Hand eine große Schnelle, und im Gemüth doch eine gar gewiſſenhafte, ja ängſtliche Treue und Sorge. Juſt ſo möcht' ich's machen und halten als Lehrer des Evangeliums! — O, der brave Apelles aus dem Frankenlande! In Koburg hat er einen Hirſchen gemalt, den des Herzogs lebendige Hunde anbelleten, als ſie ihn jach erblickten. Für den Kurfürſten zum Geſchenk an jung Kaiſerliche Majeſtät machte er ein wild Schwein, vor dem ſich den Rüden die Haare ſträubten, alſo daß ſie heulend die Flucht ergriffen. Aber auch Menſchen wahrlich täuſcht ſein Pinſel. War's doch ein Graf Schwarz-

burg, der beim Anblick eines von Lucas gemalten Geflügels baß ausrief: Bringt's 'naus! Es hängt ſchon lang und ſcheint zu riechen! So täuſchend ähnlich malt der Cranach!"

Der Meiſter kam noch nicht zurück vom Rathhauſe. Luther ſetzte ſich an den Tiſch und ſchrieb:

„Lieber Gevatter, kommt doch noch heut früh in's Haus des Magiſter Reichenbach! Ich brauch' dort einen Zeugen. Vielleicht giebt's auch ein artig Mädchengeſicht zu konterfeien!"

Luther machte ſich auf; er ſchien Eile zu haben und ſtand wieder vor des Stadtſchreibers Hauſe. Er zögerte, wurde von neuem zaghaft, als er den Fuß über die Schwelle ſetzte, nahm ſich aber zuſammen und dachte: „Die Sach' muß ein End' ha'n."

Im Flur war es dunkel; er tappte an den Thüren, ſie waren geſchloſſen. So ſchritt er in den Hof und ſah dort hinten am Brunnen eine Gruppe, die wohl der Meiſter Lucas hätt' malen können. Mägde ſchöpften Waſſer und füllten damit große Kübel. Es war ein ſchwer Stück Arbeit, den Eimer hinunterzulaſſen und heraufzuholen; es gehörten dazu am Ziehbrunnen mehr der Hände als vier. Und es waren auch deren mehrere in Thätigkeit; eine hohe, ſchlanke Jungfrau ſtand mitten im Schwarm und gab mit heller Commandoſtimme auf Eins, Zwei, Drei das Tempo an. Es war das Edel-

fräulein Katharina aus dem Hauſe Derer von Bora, die geweſene Nonne. Vom Litaneiſingen im Kloſter hatte ſie vielleicht die gute Schule in der Tonbildung, aber den hellen Trompetenklang der Stimme wohl von ſich ſelbſt. Sie ging wie immer im braunen farſchenen Gewand mit der ſchneeweißen Halskrauſe, am Gürtel hingen Meſſer und Schlüſſelbund. Wie eine Jungmagd das Ding unrecht anfaßte und ſich ungeſchickt anließ, ſchürzte das Fräulein ſich das Kleid auf, ſtreifte beide Aermel bis zum Ellenbogen in die Höhe und griff ſcheltend, aber zugleich gut und praktiſch docirend, nach dem Eimer, der dem Kinde aus der Hand geglitten.

Luther ſchritt im Hofe weiter vor und ſtand, die Scene überblickend, dicht hinter ihr. Da ſchrie ſie hell auf, wurde blutroth, ſtreifte Rock und Aermel herunter und wußte nicht, wie ſie den Mann begrüßen ſollte. „Der Stadtſchreiber iſt auf dem Amt," ſagte ſie ſtotternd, und knixte tief, „die Frau iſt kränklich und hütet das Zimmer; da hab' ich denn im Haus Alles in Händen." Dabei blickte ſie faſt ſpottend und mitleidig zugleich auf dieſe ihre beiden Hände; ſie waren von der Anſtrengung aufgequollen und roth, faſt wie geſottne Krebſe. Das meinte ſie vielleicht ſelber, als ſie beide vor ſich hinſtreckte und am Vorſtoß des Aermels zupfte. „Im Kloſter, Hochwürden, lernt man das nit, da ſind die Händ' weiß, aber mager, bleich und welk, im Kloſterdienſte —"

Luther winkte ihr näher und flüsterte ihr bei Seite zu, just vom Kloster hab' er mit ihr zu reden, wenn sie ihn anhören möchte unter vier Augen. Sie rückte sich zurecht, schäfferte noch hin und her, um den Mägden die Anordnung zu deuten und sagte dann: „Da zu ebener Erd' ist mein Zimmer, wo ich arbeit' und Wache halt'. Wenn Hochwürden wollen —"

Sie war vor Schreck und Staunen ganz blaß geworden, als sie ihm, die Augenbrauen hochaufgezogen, die Thür öffnete und mit ihm das kleine Gemach betrat, in welchem sie über das Hauswesen Rechnung und Aufsicht führte; ihr Wohnzimmer hatte sie unter dem Dache. Der Athem stand ihr still, als Luther mit der breiten mächtigen Gestalt im engen Raum vor ihr stand, und als er zur Erklärung des Beweggrundes seines Kommens sich entschuldigen zu müssen glaubte, zitterten ihr die Kniee und sie setzte sich rasch und fest auf den Stuhl, ihre Verlegenheit zu verbergen.

Luther sagte, er sei nicht gekommen um Seelsorge zu üben; das sei ja Sache des Pastor loci, und von privater Beichte sei er ja kein Freund. Er blickte steif zu Boden und sprach: „Mein Edelfräulein von Bora, ich kenn' die Geschichte Eures Lebens seit lange, aber nit sowohl die Geschichte —"

Er wollte sagen: Nit die Geschichte Eures Herzens. Aber das hieße mit der Thür in's Haus brechen; er

wollte ja zuförderſt in Erfahrung bringen, ob ſie überhaupt ein Herz habe, daß heißt ein entſchiedenes Wollen und Empfinden, nicht blos ein Hin und Her der bloßen Gewohnheit, die ſich fügt und ändert ohn' alles eigne klare Erkennen. Was ihm der Amsdorf geſagt, wollte er gar nicht wiſſen, und auch darin konnte ja vielleicht nur Laune, oder ebenſo vergängliche Spielerei des Zufalls ſein; er wollte in Erfahrung bringen, wieviel Wahrhaftigkeit, wieviel eignes, perſönliches Bewußtſein in ihr ſteckte. Er wollte nicht von Heirathsſachen ſprechen, weder vom Nürnberger Patricierſohne, der ſeine Abſicht auf ſie aufgegeben, noch vom Doctor Glatz, dem ſie ſpöttiſch einen Korb gegeben; er wollte prüfen und ergründen, wie ſie war ohne ſolch Quergetreibe.

Sie ſaß beinah mit offnem Munde da, jedenfalls mit offnen Augen, die hell und ſcharf ihn umſpannten, und obſchon ſie innerlich zitterte, war ſie doch, eines Angriffs gewärtig, ſchier zur Vertheidigung, ja zum Sprunge bereit.

Luther fragte: „Weshalb, mein ſehr wohl und zugleich edel geborenes Fräulein, weshalb ginget Ihr eigentlich in's Kloſter? Das ziemt ſich wohl zu fragen, nachdem Ihr aufgehöret den Schleier zu tragen."

Das erſchien ihr als ein Eingriff in ihr Familienleben; ſie rümpfte in etwas den Naſenflügel, faßte ſich aber Muth und blickte den Fragſteller klar und dreiſt

in's Angeſicht. Sie ſagte trotzig, faſt ſchnippiſch: „Großer Gott, wir waren und ſind arm adelig Volk, auf unſerm Ritterſitz ſeit Menſchengedenken heruntergekommen. Armuth iſt kein' Schand', aber ein' Annehmlichkeit auch nit. Wir ha'n im Wappen einen Löw' mit erhobener Tatz' auf goldenem Feld, derweil wir oft kaum noch ein Kartoffelfeld unſer nannten, und ein Löw', Herr Doctor, ein König der Thiere, hat ſchlimm trotzig und hoffährtig ſein, er iſt auch gefräßig, und der Bruder Hans war's immer."

Luther mußte lächeln, indem er ſie ſchräg anſah. Das ſchien ein Köder für ihre Redlichkeit und ſie fuhr eifrig fort: „Und der Helm im Wappen unſeres Hauſes iſt mit einem Pfauen geſchmückt."

„Das iſt nun gar ein Vogel des Prunks und der Hoffahrt," unterbrach ſie Luther; „lächerlich ſchier, bedenkt man, auf welch häßlichen Füßen er ſtehet."

Katharina blickte auf ihre Füße, zog ſie aber raſch unter den Stuhl, obſchon ſie das nicht nöthig hatte, denn das Geſtell, ihr Fußwerk, war zierlich und fein. „Weiß nit," ſagte ſie, „ob viel der Pfauen in meinem Geſchlecht geweſt, aber der mächtigen Löwen hat's bei uns gehabt, zumal auch in den Kriegen wider die Ungläubigen. Ein Ohm zog mit 'nem Schwarzburger Grafen, einem Jobſt, nach Paläſtina, iſt aber draußen umgekommen, ſo gut wie Der."

„Nun, Der iſt zurückgekehrt," fiel Luther ein, „obwohl auch umgekommen, auf dem Kiffhäuſer Berge, ohne das heilige Land draußen oder anderwärts gefunden zu ha'n."

„Er ſollte zur Buße hingewandert ſein," ſagte Katharina, „um einer Erbſünde ‚ſeines Hauſes willen. Bei uns war die Erbſünde des Hauſes eitel die Pauvreté."

„O Du holde Einfalt!" dachte Luther und ſah ihr träumeriſch in's Angeſicht.

„Vater war todt," fuhr Katharina fort, „und Mutter Anna, eine Haugwitz, mit Ehren zu vermelden, ſiechte bald ihm nach, und ſo ward ich, eilf Jahre alt, zur Verſorgung in's Kloſter gethan. Die dreißig Silberlinge zur Ausſteuer konnt' Bruder Hans noch aufbringen, — will ſagen die dreißig Groſchen, denn ein Judaslohn war's ja nit. Verköſtigung im Kloſter Nimtſchen bei Grimma war halt leidlich; auch verdienten wir ſie uns mit Handarbeit; wir ſtickten und nähten Altardecken und Heiligenbilder mit ſeidenem Zwirn. Bruder Hans ſagte: Ein Mannsbild wird nun freilich nit nach Dir ausſchauen, einen Bräutigam kriegſte nimmer! Aber ſie verſprachen uns ja den himmliſchen Bräutigam. Der freilich kam nit, kümmerte ſich nit um uns, wir wußten von ihm nur von Hörenſagen."

„Nit geläſtert!" fiel Luther ſtrafend ein; und doch ſtand in ſeinen dunkeln, liebeſuchenden Augen ſchon

deutlich, aber verſchwiegen zu leſen das Wort: O Du hold Weibſen voll Unſchuld und Lauterkeit der Seele!"

„Und ſo geſchah's dann," erzählte Katharina von Bora, „als ich noch nit ſiebenzehn Jahre alt war, daß ich an einem Montage nach Franciſci Confeſſoris, am 8. October Anno 1515, als Nonne ein'kleidet wurde."

„Und habt die Kloſtergelübde abgelegt?" prüfte Luther ſie weiter.

„Das der Armuth braucht' ich nit erſt abzulegen," ſagte ſie.

„Dieſes Gelöbniſſes, werthe Jungfrau, würdet Ihr auch nit entrathen können, wenn Einer von uns ein Auge auf Euch würfe; wir geiſtliche Brüder ſind arm wie Kirchenmäuſe."

Katharina ſah etwas wirr nach rechts und links; ſie wußte nicht, was mit ihr wurde.

„Und das Gelübde der Keuſchheit?" ſagte Luther und ſah ihr harmlos, offen und doch prüfend in's Auge.

„Das hielten wir auch ganz gut," erwiderte die geweſene Nonne eben ſo harmlos. „Wir Jungfrauen im Dienſte Gottes wuſchen uns täglich und beteten: Herr, erhalt' uns auch die Seele rein!"

Luthers Augen leuchteten warm und innig; es war ihm, als müßt' ein Engel der Verkündigung wie einſt in's Zimmer treten zur auserleſenen Magd des Herrn.

„Und dann das Gelübde des Gehorſams," ſagte er, „auch das dürfet Ihr nimmer abthun im Leben unter den Menſchen, am wenigſten, ſolltet Ihr in den Stand der Ehe treten. Und er ſoll Dein Herr ſein! heißt es in der Schrift, und das Weib ihm gehorſam!"

„Das käm' drauf an," ſagte Katharina ziemlich keck. „Dem Doctor Glatz, der mir nit blos ein Glatz-, ſondern auch ein Hitzkopf zu ſein ſcheint, würd' ich nit in allem gehorſamen können. — Uebrigens" — ſetzte ſie trotzig hinzu, — „man fällt ja nit aus der Hand Gottes, giebt man ſich in die Macht eines Mannes."

„O, Du hold Weſen!" das entfuhr den Lippen Luthers. Wie ſie faſt frohlockend im Aufſchrei ihrer Seele zu ihm aufblickte, ſchier zuverſichtlich in dem Gedanken, er habe ſie errathen und verſtanden, da nahm er raſch das hingeflüſterte Wort zurück, als könnt' er es noch verleugnen, und ſagte: „Wenn ich hold Weſen ſprach, ſo meint' ich den Fall, daß Ihr einem Manne hold ſein könntet in Ehren, in Lieb', aber auch in Treue. An ſich iſt ja doch kein Weibſen hold, für ſich genommen; erſt die Beziehung zu einer ſtärkeren Hälfte macht das Weib zur ſchöneren. Wenn ich nun dächt', Fräulein, Ihr könntet einem Mann hold und geneigt, auch gleich ſehr unterthan ſein, ſo habt Ihr wohl ſchon im Kloſterdienſte daran gedacht, daß es nit gut, wenn der Menſch allein ſei?"

„Wär' ja auch nit ſündig geweſt," ſagte Katharina feſt und gewaffnet, „ſteht es doch im Wort Gottes wie auch in Ew. Hochwürden Büchern."

„Ei, ei!" machte Luther und unterdrückte die Wallung, die in ihm aufſtieg. „Alſo," ſagte er, „aus dem Kloſter zurück in's Leben der Menſchen zu treten, war Euch wohl ſchon lang' ein lieber Gedanke?"

Er wollte ſie ganz ausforſchen und ſie erzählte auch gern, wie ſie ſchon in Steinlaußig, wo ſie Kind war, Kunde erhalten von dem was in der Kirche vorging. Im dortigen Barfüßerkloſter ſei ein Prior geweſen, ein gar frommer und gelehrter Mönch, Doctor Fleck mit Namen, Der ſei bei der Einweihung der neuen Hochſchule zu Wittenberg zugegen geweſen und als Luther an der Schloßkirche ſeine Theſen wider den Ablaß angeſchlagen, habe er geſagt: Der wird's thun! Das iſt Der, auf den wir lange geharrt! „Ew. Hochwürden," ſetzte ſie einfach hinzu, „das war Anno 1517, ich aber war für mich ſchon über das Jahr Siebzehn hinaus."

„Und wenn ich nun, Katharina, Der wäre, auf den Ihr für Euch lange geharrt, der Er, von dem Ihr ſagen möchtet: Der wird's thun und dem willſt angehören mit Leib und Seele?"

Er ſtand vor ihr hoch und mächtig. Sie ſprang auf, griff ſich an die Schläfe, ſtarrte noch fragend, noch ungewiß, ob er nicht ſcherze, ihn groß an und ſank,

als er beide Hände um ſie ſchlug, laut weinend an ſeine Bruſt.

„Hab' mir's immer gedacht',“ rief ſie ſchluchzend und frohlockend, „daß er mich gemeint, wenn er dies und das ſchrieb in ſeinen Büchern!“

„Wie das, lieb Kind?“ fragte Luther und küßte ihr die Thränen aus den Augen.

Katharina geſtand, ſie hab' im Kloſter ſein Buch geleſen: „Von den geiſtlichen und Kloſtergelübden Martin Luthers Urtheil,“ und hab' gemeint, das ſei für ſie geſchrieben und an ſie, an das arme, verwaiſte Kloſterkind gerichtet.

„O liebe Einfalt?“ ſagte Luther gerührt. „Das Büchlein ſchrieb ich ja auf der Wartburg lateiniſch. Verſtehſt denn Latein?“

„Das nit,“ ſagte ſie, „brauch's auch nit, denn die Meſſe ſoll auch nit mehr lateiniſch ſein, und der Juſtus Jonas hat es ja deutſch gemacht, das Büchlein, und da laſen wir's Kloſterjungfern und erbauten und erquickten uns daran. Habt Ihr, Herr Doctor, nit dabei an mich gedacht?“

„Aber Käthe, wie ſollt' ich denn, ich kannt' Dich ja noch nit.“

„Natürlich wohl,“ lächelte ſie in ſich hinein, fromm und ſchalkhaft zugleich. „Aber ich hab' 'dacht, der heilige Geiſt hätt's Euch ſagen können, was für ein

arm, von aller Welt verlaſſenes Weiblein in der finſtern Stille ſaß, nach einer Erlöſung ſeufzend. Habt Ihr nie auf eine Erlöſung der Art als Kloſterbruder oder als gelahrter Doctor gehoffet?“

Sie ſaßen Beide traut beiſammen und konnten wohl von allem ſchwatzen aus dem Grund der Seele und aus den ſtillen Winkeln hervor, in denen ſich oft das Herz verkriecht.

„In Leidenstagen,“ ſagte Luther, „hab' ich oft gedacht, wie gut es wär', hätt' ich ein Alter-Ego zur Seite. Selbſt auf dem Sterbebett würd' ich mir noch ein hold weiblich Weſen zugeſellt wünſchen, das mir dereinſt nacheilen werd' in's ewige Land, auf daß ich beim jüngſten Gericht nit solo, ein dumper Hageſtolz, hintreten, vielmehr auf die Frage, ob ich auf Erden allen Beruf eines wohlgeborenen Menſchen erfüllt, antworten könnte: Hie, mein Herrgott iſt mein zweites, beſſeres Selbſt, daß ſich mir geweiht für alle Ewigkeit, und mit dem ich, von ihrer Liebe beglückt und beflügelt, einziehen dürfte in die Stätten der Seligen.“

Katharina wollte laut aufjauchzen, daß Martin das ſo ſchön auch aus ihrer Seele heraus gedeutet, was eine Ehe zu beſagen hat, ſoll ſie wahrhaftig und gültig ſein vor Gott und Menſchen. Aber ſie lag weinend an ſeinem Halſe und ſchluchzte: „Nein, nein, ſchon

hienieden für's liebe Erdenleben Eins ſein an Leib und Seele!"

„Amen!" ſagte Luther. „Und ſo wollen wir denn im Herrn ein fröhlich gemeinſam Leben führen und auf daß wir uns ergänzen und vollkommen werden, Theilung der Arbeit walten laſſen."

„Das wollen wir und das gelob' ich in allen Treuen, mein Herr Doctor!"

„Ich drinnen im Tempel der Kirche, Du draußen in aller Häuslichkeit. Und wenn ich Dir der Herr Doctor bleibe, ſo ſollſt Du mir im Haushalt mein Herr Käthe ſein."

Sie lächelte, ſie fühlte ſich getroffen, denn daß ſie gern herrſchte, wo ſie ſchäfftern ſollte, das wußte ſie wohl ſelber. Sie blickte ihn liebevoll an und ſo gaben ſie ſich den Verlobungskuß. —

An der Thür hatte es lange geklopft und da das mit ſich beſchäftigte Paar es nicht vernommen, lugte jetzt das betroffene, ſteife Angeſicht Magiſter Reichenbachs herein, mit der Bemerkung, er habe hier piſpern und wiſpern gehört und gemeint, der Hochwürdige hätt' wohl die Rechnungsbücher Fräulein Katharina's geprüft; vorn im Gaſtzimmer aber ſeien drei Freunde des Herrn Doctor gewärtig, der ſie herbeſtellt.

„Wohl wahr!" ſagte Luther, „wir han hier mit einander abgerechnet und was wir hier gut haben und

was noch ſchuldig bleibt, wird harmoniren im Saldo. Und die drei Herren! Ja, richtig!“

Er war hergekommen, ein weiblich Herz auszuforſchen, und wie ein Nachtwandler hatt' er bei hellem, lichtem Tage unbewußt mehr gethan und geordnet, als er vielleicht gethan bei wachem Sinn.

„Richtig, die drei Zeugen! Ohn' das iſt ja nichts gültig in bürgerlichen Dingen. Es iſt ja auch hier nichts noch nit vorgefallen, bevor es nit in aller Form Rechtens und in Ehren geſchieht. — Heida, was hab' ich denn hier gewollt und erreicht? Einen Kuppelpelz wollt' ich mir für das Edelfräulein, geweſte Nonne, erwerben, ſie verheiren an einen Andern, aber ſie hat, eigenwillig wie ſie iſt, gemeint, keinen Andern wolle ſie als den armen Martin. Rufet mir die Zeugen herbei, ſie ſollen meine Brautwerber ſein, beim Hausherrn hierſelbſt!“

Die Drei eilten herbei, die Theologie, das Jus und die Ars; auch die lahme Frau Reichenbach humpelte herunter aus ihrem oberen Stüblein, für die Pflegebefohlene in ihrem Hausdienſt das mütterliche Jawort zu geben. Des Frühtrunkes ward nicht gedacht, wohl aber zur Abendſtunde deſſelben Tages, als des dreizehnten Junius, im Reichenbachſchen Hauſe die Verlobung gefeiert. Der werthe Pommer, Bugenhagen, legte die Hände Beider in einander, und ein einfach

Mahl beſchloß die Feier. Luthers Laute ward geholt; er ſpielte und Katharina ſang. Melanchthon war nicht zugegen, er war über des großen Freundes gewaltſam raſchen Entſchluß erſchrocken aus Furcht vor Aergerniß. Selbſt Hieronymus Schurf, der Getreue, der dem Doctor in Worms auf dem Reichstag zur Seite geſtanden, wehklagte ängſtlich über den Anſtoß, den ein Geſalbter gegeben. Die Teufel Roms würden ſpotten und hohnlachen! Erasmus aber, dieſer „Viperasmus", der ewig lachende Demokrit, ſchrieb, wie er Luthers Heirath erfuhr, in die weite Welt, er wär' auf eine Tragödie mit flammendem Holzſtoß gefaßt geweſen und die Reform der Kirche ende alleweil mit einer Hochzeit als luſtige Komödie. —

Luthers Trauung geſchah zwei Wochen ſpäter, am 27. Junius, als am Tage Johannis des Täufers, und das Hochzeitsfeſt wurde bei Heimholung der Braut aus dem Reichenbachſchen Hauſe ſelbigen Tages im Kloſter der Auguſtiner gefeiert. Es war ein ſolennes Feſt, denn der hohe Rath der Stadt Wittenberg hatte außer einem Stübichen Malvaſir, neun Kannen Rhein-, auch Frankenwein und einen Eimer Einbecker Bier, ſammt zwanzig Gülden zur Herrichtung des Schmauſes geſteuert. Die Hochſchule lieferte zum Feſte einen prächtigen, vergoldeten Silberkelch mit Deckel, der Nürnberger Rathsherr Wilibald Pirkheimer die beiden Eheringe, von Meiſter Albrecht Dürer gearbeitet, den einen für Luther mit Rubin und

Demant als Sinnbildern der Lieb' und Treue geſchmückt und mit der Inſchrift, was Gott zuſammenfüget, ſolle kein Menſch ſcheiden. Katharinens Ring, ebenfalls mit einem Rubin, beſteht aus einem Haupt- und zwei Nebenreifen, feſt verbunden, und mit kleinen Bildungen aus Chriſti Leidensgeſchichte verziert. Luthers Trauring befindet ſich heutzutage auf der Bibliothek zu Wolfenbüttel, Katharinens Ring ging in uns unbekannte Privathände. Von den beiden Verlobungsringen des Paares iſt viel gefabelt. Derjenige, den Katharina dem Bräutigam gab, iſt in Leipzig, der Ring der Braut, den Luther ihr ſchenkte, in Darmſtadt. Der letzte Kurfürſt Sachſens vom Hauſe der Erneſtiner, Johann Friedrich, ſendete dem Doctor Martin zum Feſte einen ſchönen, als Goldring gefaßten Stein mit ſeinem Wappen. Der Reif war zu weit, dergeſtallt, daß er zu Boden fiel, als Luther ihn anſtecken wollte, vielleicht, wie der Bräutigam ſagte, zum Zeichen, daß es ſich für einen Diener Gottes nicht zieme, Gold zu tragen. Ein ſpäterer Kurfürſt Sachſens, ein Johann Georg, erhielt den Ring von Luthers Großenkel, einem Stiftsrath zu Wurzen, zurück (1652) und der evangeliſche Landsherr hielt den Ring, ſagt man, ſo werth, daß er ihn mit ſich in ſeinen Sarg nahm. Iſt der Ring, die Betheiligung des hohen Hauſes an der Sache der Reformation, für ewig den Todten bei-

geſellt? Oder haben die Confeſſionen aufgehört, trennende Wirkungen zu üben?

Wandelbar iſt vieles auf dem Erdenrund, wie ja dieſe Kugel, die Erde ſelber. Katharina's Roſenkranz, an deſſen Kügelchen die Nonne im Kloſter zu Nimtſchen betete, iſt wohl am erſten unter den Reliquien zu Staub geworden, und ihm folgte der Myrthenkranz, den ſie als Braut in ihren Haaren trug. Sie ſah recht ſtattlich aus auf ihrem Feſte, die ſechsundzwanzigjährige Braut neben ihrem ſechzehn Jahre älteren Herrn Doctor, friſch, fromm, fröhlich und frei, zweimal im Ff ihrer glückſeligen Stimmung. Und ſo hat Meiſter Lucas ſie conterfeit; ſeine leuchtenden Farben verſprechen dem Bilde noch ein Stück Ewigkeit. Der Brautführer, Gevatter Cranach, war ſchon ein Vierundfünfziger, als er Katharinen malte; er hatte ſchon die Ehrbarkeit des Bürgermeiſters, zu welchem ihn die Stadt am Witten Berge alsbald erwählte; aber ſein Pinſel hatte noch friſche Jugendkraft. Er gehörte zu Denen, welche die angehende Doctorin mit der kecken und doch gottvergnügten Anmuth ihres Weſens entzückte und begeiſterte. Johannes Apel aber, der Rechtsanwalt, der den Ehepact Luthers verfaßte, war von ihr auf dem Feſte ſo ſehr berauſcht, daß er das Gelübde that, keine Andere zu freien als eine geweſene Nonne. Und er hat es gehalten, ſagt die Hiſtorie der Zeit.

Dem Feſte ſelber drückte Luther mit ſeinem Wort den ſicherſten Stempel auf; mit ſeiner Hochzeit und mit ſeiner gottgeliebten Ehe entzog er den Cölibatären den morſchen Boden unter den Füßen, dem Prieſterthum Roms den erheuchelten Heiligenſchein. Von ſeinem Weibe hat er auch ſpäter gerühmt, ſie habe, auch bei aller Eigenheit, ehrſam und wohledel eine Kraft und Macht im Gemüthe entfaltet, daß es eine wahre Pracht vor Gott geweſen, ſie anzuſchauen und zu ſehen, wasmaßen ſie geſchafft und gewirkt als Frau, Hausherrin und Mutter. Wohl war es ihm, als er ſie freite, auf's Herz gefallen, daß er um ein ſo groß Theil älter als Käthe; aber ſie wuchs ihm zu, reifte zu ihm heran, während er ſeinerſeits mit dieſem neuen Lebensabſchnitt, ja neuen Lebensanfang jünger ward, denn in ſeines Weibes Natürlichkeit und Friſche hatte er einen Jungbrunnen, der unerſchöpflich blieb.

Auf dem Feſte, den Freunden dankend, ſprach er auch ſein Bedauern aus, daß Vater Hans nicht zugegen, ſein Weib zu ſchauen. Eine beſondere Folie zur Freude des Feſtes gewährten Briefe von der Wartburg, von Ritter Hans von Berlepſch, der ſeinem ehemaligen Gegenen, Junker Görg, die Meldung von der Geburt eines Knäblein machte. „Hoſiannah!“ ſchrieb der hochwerthe Schloßhauptmann, „meine Käthe iſt geſund an Leib un iſt freudig wenn ſie betet, beglückt,

wenn ſie Gottes und ſeiner Gnaden inne wird. Das Knäblein ſoll Martin Georg heißen, nach dem Luther."

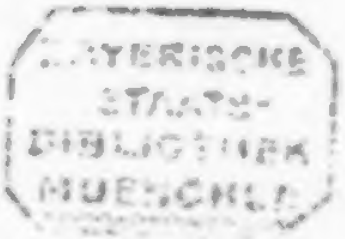
Aus der Stadt an der Gera ſchrieb Graf Günther, ſein Weiblein Sephchen ſei der Hoffnung voll; würd' ihm ein Knabe beſcheert, ſo ſollt' er, falls Luther nach Erfurt zum Taufen kommen wollte, Martin Günther heißen.

Wie den Hochzeitsgäſten in den Briefen dieſe frohen Ereigniſſe mitgetheilt wurden, ſchob ſich noch eine kleine mägerlich ſchmale Figur unter den Kranzgewinden an der Thüre herein, um ſchließlich, nach ſchüchterner Enthaltſamkeit, doch auch ein klein wenig theilzunehmen an der Denkwürdigkeit des glorreichen Tages. Melanchthon war's; er wollte nicht mit jubiliren und bechern, aber doch dem hochwürdigen Bruder nebſt Gattin die Hand ſtill drücken. „Punctum saliens!" rief Luther ihm entgegen. „Magiſter Philippus, kommſte doch noch, Du getreuer Beiſtand in der Sache Gottes! Sei mir nit zaghaft, Bruder, und freuen wir uns im Herrn. Laſſet uns ringen und arbeiten, aber nit hadern und ſtreiten, denn unſer Thun iſt ja doch nur Stückwerk. Und keine Sekte wollen wir ſein, die ſich da abſchließt und verhärtet! Denn wandelbar iſt Alles unter dem Monde, Rom und Wittenberg!"

Die beiden Männer umarmten und küßten ſich. Draußen aber von der Straße erſcholl ein Chor der Studenten, die dem theuren Manne Gottes ein Lied von Hans Sachs zuriefen:

Wach auf, es nahet gen dem Tag.
Ich hör ſingen im grünen Hag
Die Wittenbergiſch Nachtigall,
Ihr' Stimm durchklinget Berg und Thal!

Ende.



Berliner Buchdruckerei-Actien-Geſellſchaft
Lehrerinnenſchule des Lette-Vereins.